A 472075 DUPL

Digitized by Google

F. M. Dostojewski: Sämtliche Werke

Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski,
herausgegeben von Moeller van den Bruck

X 113

Zweite Abteilung: Vierzehnter Band

Digitized by Google

Dostoevskiĭ, Fedor Mikhaĭlovich, 1821-1881

F. M. Dostojewski

Arme Leute
Der Doppelgänger

Zwei Romane

R. Piper & Co. Verlag, München, 1920

891.78
D72
M69
v.14
pt 2

Sechstes bis zehntes Tausend

Übertragen von E. K. Rahsin

Copyright 1920 by R. Piper & Co., G.m.b.H.,
Verlag in München

Vorbemerkung

Der Band bringt die ersten Dichtungen Dostojewskis: den Briefroman der „Armen Leute" und die Petersburger Geschichte, wie Dostojewski sie ausdrücklich nannte, vom „Doppelgänger". Die eine ist in der Reihenfolge der Werke Dostojewskis mit dem Jahre 1845, die andere mit dem Jahre 1846 verbunden.

Die „Armen Leute" waren zu ihrer Zeit ein Ereignis: sie wirkten, trotz Gogol, der vorhergegangen war, wie der Einbruch einer neuen Literaturrichtung, der naturalistischen, die auf die romantische folgte, und lenkten mit einem Male die Aufmerksamkeit von ganz Jung-Rußland auf den neuen Dichter. Heute lesen wir das Werk nicht wegen seines zeitlichen und literarischen Wertes, den wir in seiner Tragweite kaum noch verstehen, sondern um des Ewigen und Lyrisch-Mächtigen willen, von dem es in seiner rührenden Frische und scheuen Menschlichkeit voll ist.

Der „Doppelgänger", mit den dunklen, unheimlichen und unberechenbaren Mächten, die wie ein nächtiges Schattenspiel in dem Dichter lebten, kündete den späteren Dostojewski an: nicht Dostojewski den Idylliker, der nur selten mehr durchbrechen sollte, sondern Dostojewski den Fatalisten und Tragiker. Schon in

den „Armen Leuten" war die ungemeine Pſychologie in der Menſchenſchilderung aufgefallen, aber es war eine Pſychologie der Nähe und Innigkeit geweſen. Jetzt, in dem „Doppelgänger", wurde eine Pſychologie des Abgrundes und der Erſchütterung daraus, und man ahnte bereits, daß ſie zu einer ganzen Weltanſchauung und ruſſiſchen Menſchenanſchauung auswachſen konnte. — Das Doppelgängerproblem ſelbſt lag in der Zeit. Poe hatte ihm im William Wilſon den romantiſchen Helden gegeben, E. Th. A. Hoffmann in den Elixieren des Teufels aus ihm eine romantiſche Aventüre gezogen. Doſtojewski dagegen — und eben dies kennzeichnete ihn ſo — brachte dasſelbe Problem mit der irren Phantaſtik zuſammen, die das Wirkliche, das Graue, der Alltag beſitzen kann, und ließ es in Wahngebilden aus dem kranken Hirn eines Menſchen ſteigen, der äußerlich zunächſt nicht anders iſt wie Tauſende um ihn.

M. v. d. B.

Arme Leute

„Nein, ich danke für dieſe Märchendichter! Anſtatt etwas Nützliches, Angenehmes, Erquickendes zu ſchreiben, kratzen ſie da die kleinſten Kleinigkeiten aus der Erde hervor und ſchnüffeln überall herum! ... Ich würde Ihnen einfach verbieten, zu ſchreiben! Zum Beiſpiel, was ſoll das: man lieſt ... unwillkürlich denkt man doch nach, — aber ... aber ... es kommen einem nur alle möglichen Ungereimtheiten in den Kopf. Nein, wirklich, ich würde ihnen verbieten, zu ſchreiben, ganz einfach und unter allen Umſtänden: ſchlankweg verbieten!"

Fürſt W. F. Odojewskij.

8. April.

Meine unſchätzbare Warwara Alexejewna!

Geſtern war ich glücklich, über alle Maßen glücklich, wie man glücklicher gar nicht ſein kann! So haben Sie Eigenſinnige doch wenigſtens einmal im Leben auf mich gehört! Als ich am Abend, ſo gegen acht Uhr, erwachte (Sie wiſſen doch, meine Liebe, daß ich mich nach dem Dienſt ein bis zwei Stündchen etwas auszuſtrecken liebe), da holte ich mir meine Kerze — und wie ich nun gerade mein Papier zurechtgelegt habe und nur noch meine Feder ſpitze, ſchaue ich plötzlich

ganz unverſehens auf — da: wirklich, mein Herz begann zu hüpfen! So haben Sie doch erraten, was ich wollte! Ein Eckchen des Vorhanges an Ihrem Fenſter war zurückgeſchlagen und an einem Blumentopf mit Balſaminen angeſteckt, genau ſo, wie ich es Ihnen damals anzudeuten verſuchte. Dabei ſchien es mir noch, daß auch Ihr liebes Geſichtchen am Fenſter flüchtig auftauchte, daß auch Sie aus Ihrem Zimmerchen nach mir ausſchauten, daß Sie gleichfalls an mich dachten! Und wie es mich verdroß, mein Täubchen, daß ich Ihr liebes, reizendes Geſichtchen nicht deutlich ſehen konnte! Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo auch wir mit klaren Augen ſahen, mein Kind. Das Alter iſt keine Freude, meine Liebe. Auch jetzt iſt es wieder ſo, als flimmerte mir alles vor den Augen. Arbeitet man abends noch ein bißchen, ſchreibt man noch etwas, ſo ſind die Augen am nächſten Morgen gleich rot und tränen ſo, daß man ſich vor fremden Leuten faſt ſchämen muß. Aber doch ſah ich im Geiſte gleich Ihr Lächeln, mein Kind, Ihr gutes, freundliches Lächeln, und in meinem Herzen hatte ich ganz dieſelbe Empfindung, wie damals, als ich Sie einmal küßte, Warinka — erinnern Sie ſich noch, Engelchen? Wiſſen Sie, mein Täubchen, es ſchien mir ſogar, als ob Sie mir mit dem Finger drohten. War es ſo, Sie Unart? Das müſſen Sie mir unbedingt ausführlich erzählen, wenn Sie mir wieder einmal ſchreiben.

Nun, wie finden Sie denn unſeren Einfall, ich meine, das mit Ihrem Fenſtervorhang, Warinka? Gar zu nett, nicht wahr? Sitze ich an der Arbeit, oder lege ich mich ſchlafen, oder ſtehe ich auf — immer weiß ich

dann, daß auch Sie dort an mich denken, ſich meiner erinnern, und auch ſelbſt geſund und heiter ſind. Laſſen Sie den Vorhang herab, ſo heißt das: „Gute Nacht, Makar Alexejewitſch, es iſt Zeit, ſchlafen zu gehen!“ Heben Sie ihn wieder auf, ſo heißt das: „Guten Morgen, Makar Alexejewitſch, wie haben Sie geſchlafen, und wie ſteht es mit Ihrer Geſundheit, Makar Alexejewitſch? Ich ſelbſt bin, Gott ſei Dank, geſund und wohlgemut!“

Sehen Sie nun, mein Seelchen, wie fein das erſonnen iſt. So ſind gar keine Briefe nötig! Schlau, nicht wahr? Und dieſe kniffliche Erfindung ſtammt von mir! Nun was — bin ich nicht erfinderiſch, Warwara Alexejewna?

Ich muß Ihnen doch noch berichten, mein Kind, daß ich dieſe Nacht recht gut geſchlafen habe, eigentlich gegen alle Erwartung gut, womit ich denn auch ſehr zufrieden bin; zumal man in einer neuen Wohnung, ſchon aus Ungewohntheit, ſonſt niemals gut zu ſchlafen pflegt; es iſt eben doch immer nicht alles ſo, wie es ſein muß. Als ich heute aufſtand, war es mir ganz wie — wie — nun, wie ſo einem lichten Falken ums Herz — froh und ſorgenfrei! Was iſt das doch heute für ein ſchöner Morgen, mein Kind! Unſer Fenſter wurde aufgemacht: die Sonne ſcheint herein, die Vögel zwitſchern, die Luft iſt erfüllt von Frühlingsdüften und die ganze Natur lebt auf, — nun, und auch alles andere war genau ſo, wie es ſich gehört, genau wie es ſein muß, wenn es Frühling wird. Ich verſank ſogar ein Weilchen in Träumerei und dabei dachte ich nur an Sie, Warinka. Ich verglich Sie in Gedanken mit

einem Himmelsvögelchen, das so recht zur Freude der Menschen und zur Verschönerung der Natur erschaffen ist. Dabei dachte ich auch, daß wir, Warinka, wir Menschen, die wir in Sorgen und Aengsten leben, die kleinen Himmelsvöglein um ihr sorgenloses und unschuldiges Glück beneiden könnten, — nun und Aehnliches mehr, alles von der Art, dachte ich. Das heißt, ich machte nur so entfernte Vergleiche ... Ich habe da ein Büchelchen, Warinka, in dem ist von solchen Dingen die Rede, und alles ist ganz ausführlich beschrieben. Ich schreibe das deshalb, weil ich nur sagen will, daß es doch sonst immer verschiedene Auffassungen gibt, nicht wahr, meine Liebe? Jetzt aber ist es Frühling, und da kommen einem gleich so angenehme Gedanken, so geistreiche und erfinderische obendrein, und sogar zärtliche Träumereien kommen einem. Die ganze Welt erscheint einem in rosigem Licht. Deshalb habe ich auch dies alles geschrieben. Uebrigens habe ich es meist dem Büchelchen entnommen. Dort äußert der Verfasser ganz denselben Wunsch, nur in Versen:

„Ein Vogel, ein Raubvogel möchte ich sein!"

Und so weiter. Dort kommen auch noch verschiedene andere Gedanken vor, aber — nun, Gott mit Ihnen! Doch sagen Sie, wohin gingen Sie denn heute morgen, Warwara Alexejewna? Ich hatte mich noch nicht zum Dienst aufgemacht, da gingen Sie bereits fröhlich über den Hof, hatten schon wie ein Frühlingsvöglein Ihr Zimmerchen verlassen. Und wie mein Herz sich freute, als ich Sie sah! Ach, Warinka, Warinka! Grämen Sie sich doch nicht! Mit Tränen hilft man keinem Kummer, glauben Sie mir, ich weiß es,

weiß es aus eigener Erfahrung. Jetzt leben Sie doch so ruhig und sorgenlos, und auch mit Ihrer Gesundheit geht es besser. — Nun, was macht Ihre Fedora? Ach, was ist das für ein guter Mensch! Sie müssen mir alles ganz genau beschreiben, Warinka, wie Sie mit ihr leben und ob Sie auch mit allem zufrieden sind? Fedora ist mitunter etwas brummig, aber Sie müssen das nicht weiter beachten, Warinka. Gott mit ihr! Sie ist doch eine gute Seele.

Ich habe Ihnen schon früher von unserer Theresa geschrieben — sie ist gleichfalls eine gute und treue Person. Was hab' ich mir doch um unsere Briefe für Sorgen gemacht! Wie sollte man sie befördern? Da kam uns denn zu unserem Glück diese Theresa, kam wie von Gott gesandt. Sie ist eine gute, bescheidene, stille Person. Aber unsere Wirtin ist wahrhaft erbarmungslos, so versteht sie es, sie auszunutzen. Die Arme wird mit Arbeit ganz überhäuft.

Doch in was für eine Wildnis bin ich hier geraten, Warwara Alexejewna! Das ist mir mal eine Wohnung, das muß ich sagen! Früher lebte ich doch in einer solchen Einsamkeit, Sie wissen ja: friedlich, still, wenn einmal eine Fliege flog, hörte man es. Hier aber — Lärm, Geschrei, Gezeter! Aber Sie wissen ja noch gar nicht, wie das hier eigentlich alles ist. Denken Sie sich ungefähr einen langen Korridor, einen ganz dunklen und unsauberen. Rechts ist die Brandmauer, ohne Fenster, ohne Türen; links aber ist Tür an Tür, ganz wie in einem Hotel, so eine lange Reihe Türen. Und hinter jeder Tür ist nur ein Zimmer, Nummer Soundsoviel, und in jeder dieser Nummern

wohnen zwei bis drei zuſammen, je nachdem, und die zahlen gemeinſam die Miete. Ordnung dürfen Sie nicht verlangen — das iſt hier wie in der Arche Noah! Doch ſind es, glaube ich, trotzdem gute Menſchen, alle ſind ſie ſo gebildet, ſogar gelehrt. Unter anderen wohnt hier ein Beamter — ein ſehr beleſener Mann: er ſpricht von Homer, und noch von verſchiedenen anderen Schriftſtellern, von allem ſpricht er, — ein kluger Menſch! Dann wohnen hier noch zwei ehemalige Offiziere, die immer nur Karten ſpielen. Dann ein Seemann, der engliſche Stunden gibt. — Warten Sie mal, ich werde Sie einmal zum Lachen bringen, mein Kind: ich werde in meinem nächſten Brief alle die Leute ſatiriſch beſchreiben, das heißt, wie ſie hier hauſen, und zwar ganz ausführlich!

Unſere Wirtin iſt ein ſehr kleines und unſauberes altes Weib, geht den ganzen Tag in Pantoffeln und in einem Schlafrock umher und ſchimpft ununterbrochen die Thereſa. Ich wohne in der Küche, oder richtiger geſagt — Sie müſſen ſich das ſo denken: hier neben der Küche iſt noch ein Zimmer (unſere Küche iſt, muß ich Ihnen ſagen, rein und hell und ſehr anſtändig), ein ganz kleines Zimmerchen, ſo ein beſcheidenes Winkelchen eigentlich nur . . . oder noch richtiger wird es ſo ſein: die Küche iſt groß und hat drei Fenſter, und bei mir iſt nun parallel der Querwand eine Scheidewand angebracht, ſo daß es ſozuſagen noch ein Zimmerchen gibt, eine Nummer „über den Etat", wie man ſagt. Alles iſt geräumig und bequem, und ſogar ein Fenſter habe ich und überhaupt alles, — mit einem Wort nochmals, es iſt alles gut und bequem. Das iſt

alſo mein Winkelchen. Aber nun müſſen Sie nicht etwa denken, Kind, daß irgend etwas dabei ſei und ich einen Hintergedanken habe: weil das immerhin nur eine Küche iſt! Das heißt, genau genommen lebe ich ja in demſelben Raum, nur hinter einer Scheidewand, aber das hat nichts zu ſagen! Ich lebe hier ganz heimlich und mäuschenſtill, ganz beſcheiden und ruhig. Habe hier mein Bett aufgeſtellt, einen Tiſch, eine Kommode, zwei Stühle, jawohl, genau ein Paar, und habe das Heiligenbild aufgehängt. Es gibt gewiß beſſere Wohnungen, ſogar viel beſſere, aber die Hauptſache iſt doch die Bequemlichkeit; ich wohne ja hier nur deshalb, weil ich es ſo am bequemſten habe — Sie brauchen nicht zu denken, daß ich es aus irgendeinem anderen Grunde tue. Ihr Fenſterchen liegt mir gerade gegenüber, über den Hof, und der Hof iſt auch nur ſo ein kleines Höfchen, da ſieht man Sie denn ganz deutlich hin und wieder im Vorübergehen, — das iſt doch immer etwas geſelliger für mich Armen, und auch billiger.

Bei uns hier koſtet ſelbſt das kleinſte Zimmer mit der Beköſtigung zuſammen fünfunddreißig Rubel monatlich. Das iſt nichts für meinen Beutel! Mein Winkelchen aber koſtet nur ſieben Rubel, und für die Beköſtigung zahle ich fünf, während ich früher für alles in allem runde dreißig Rubel zahlte, dafür aber auf vieles verzichten mußte: ſo konnte ich nicht immer Tee trinken, jetzt dagegen, oh, da bleibt mir noch genug für Tee und Zucker. Es iſt, wiſſen Sie, doch ſo — tatſächlich: man ſchämt ſich irgendwie, wenn man keinen Tee trinken kann, Warinka. Hier wohnen nur Leute, die ihr Auskommen haben, und da geniert man

ſich eben. Und eigentlich: nur wegen der anderen trinkt man ihn, den Tee, Warinka, nur des Anſehens wegen, weil es hier zum guten Ton gehört. Mir wäre es ja ſonſt ganz gleich, ich bin nicht einer, der viel auf Genüſſe gibt.

Und dann, was man ſo noch als Taſchengeld braucht — denn irgend etwas hat man doch immer nötig — nun, ſei es ein Paar Stiefel, ein Kleidungsſtück — wieviel bleibt denn da übrig? So geht denn mein ganzes Gehalt auf. Ich klage ja nicht, ich bin ganz zufrieden. Für mich genügt es. Hat es doch ſchon viele Jahre genügt! Hin und wieder gibt es auch noch Gratifikationen.

Nun, leben Sie wohl, mein Engelchen. Ich habe da ein paar Blumen gekauft, zwei Töpfchen, eines mit Balſaminen und eines mit Geranium — nicht teuer. Vielleicht lieben Sie auch Reſeda? Auch Reſeda iſt zu haben, ſchreiben Sie nur. Aber alles recht ausführlich, ja? Uebrigens müſſen Sie da nicht irgendwie etwas argwöhnen, Kind, ich meine—was mich betrifft, und daß ich jetzt ſo ein Zimmer gemietet habe. Nein, nur die Bequemlichkeit veranlaßte mich dazu, nur, daß es in allem ſo bequem war, das verleitete mich. — Ich habe doch, das muß ich Ihnen noch ſagen, Kind, ich habe doch Geld geſpart, ich habe etwas beiſeite gelegt: oh ja: ich beſitze ſchon etwas! Achten Sie nicht darauf, daß ich ſo ſtill und zaghaft bin, daß es ausſieht, als könne mich eine Fliege mit den Flügeln umſtoßen. Nein, mein Kind, ich bin gar nicht ſo ſchwach und habe gerade den Charakter, den ein Menſch mit ruhigem Gewiſſen und in der Feſtigkeit, die uns unſere

Anſtändigkeit gibt, haben muß. Leben Sie wohl, mein Engelchen. Da habe ich ſchon ganze zwei Bogen vollgeſchrieben und es iſt bereits höchſte Zeit zum Dienſt. Ich küſſe Ihre Fingerchen, Warinka, und verbleibe

Ihr ergebenſter Diener und treueſter Freund

Makar Djewuſchkin.

P. S. Um eines bitte ich Sie noch: antworten Sie mir recht ausführlich, mein Engelchen. Ich ſende Ihnen hier eine Düte Konfekt, Warinka; verſchmauſen Sie es mit Behagen und machen Sie ſich um Gottes willen keine Sorgen um mich und nehmen Sie mir nur nicht irgend etwas übel. Und nun leben Sie wohl, mein Kind.

8. April.

Sehr geehrter Makar Alexejewitſch!

Wiſſen Sie, daß man Ihnen endlich einmal die Freundſchaft wird kündigen müſſen? Ich ſchwöre Ihnen, guter Makar Alexejewitſch, es fällt mir furchtbar ſchwer, Ihre Geſchenke anzunehmen. Ich weiß doch, wieviel ſie koſten und was das für Ihren Beutel ausmacht, zu wieviel Entbehrungen Sie ſich deshalb zwingen, wie Sie ſich das Notwendigſte ſelbſt verweigern. Wie oft habe ich Ihnen ſchon geſagt, daß ich nichts nötig habe, ganz und gar nichts, daß es nicht in meinen Kräften ſteht, die Wohltaten, mit denen Sie mich überſchütten, zu erwidern. Und wozu dieſe Blumen? Die Balſaminen, nun, das ginge noch an, aber wozu nun noch Geranium? Es braucht einem nur ein unbedachtes Wort zu entſchlüpfen, wie zum Beiſpiel meine Bemer-

kung über Geranium, da müſſen Sie auch ſchon ſofort Geranium kaufen. So etwas iſt doch beſtimmt teuer? Wie wundervoll die Blüten ſind! So leuchtend rot, und Stern ſteht an Stern. Wo haben Sie nur ein ſo ſchönes Exemplar aufgetrieben? Ich habe den Blumentopf auf das Fenſterbrett geſtellt, an die ſichtbarſte Stelle. Auf das Bänkchen vor dem Fenſter werde ich noch andere Blumen ſtellen, laſſen Sie mich nur erſt reich werden! Fedora kann ſich nicht genug freuen — unſer Zimmer iſt jetzt ein richtiges Paradies, ſo ſauber und hell und freundlich. Aber wozu war denn das Konfekt nötig? Uebrigens: ich erriet es ſogleich aus Ihrem Brief, daß irgend etwas nicht richtig iſt: Frühling und Wohlgerüche und Vogelgezwitſcher — nein, dachte ich, ſollte nicht gar noch ein Gedicht folgen? Denn wirklich, es fehlen nur noch Verſe in Ihrem Brief, Makar Alexejewitſch. Und die Gefühle ſind zärtlich und die Gedanken roſafarben — alles, wie es ſich gehört! An den Vorhang habe ich überhaupt nicht gedacht. Der Zipfel muß an einem Zweige hängen geblieben ſein, als ich die Blumentöpfe umſtellte. Da haben Sie es!

Ach, Makar Alexejewitſch, was reden Sie da und rechnen mir Ihre Einnahmen und Ausgaben vor, um mich zu beruhigen und glauben zu machen, daß Sie alles nur für ſich allein ausgeben! Mich können Sie damit doch nicht betrügen. Ich weiß doch, daß Sie ſich des Notwendigſten um meinetwillen berauben. Was iſt Ihnen denn eingefallen, daß Sie ſich ein ſolches Zimmer gemietet haben, ſagen Sie doch, bitte! Man beunruhigt Sie doch, man beläſtigt Sie dort, das Zim-

mer wird gewiß eng und unbequem und ungemütlich ſein. Sie lieben Stille und Einſamkeit, hier aber — was wird denn das für ein Leben ſein? Und bei Ihrem Gehalt könnten Sie doch viel beſſer wohnen. Fedora ſagt, daß Sie früher unvergleichlich beſſer gelebt hätten als jetzt. Haben Sie wirklich Ihr ganzes Leben ſo verbracht, immer einſam, immer mit Entbehrungen, ohne Freude, ohne ein gutes, liebes Wort zu hören, immer in einem bei fremden Menſchen gemieteten Winkel? Ach Sie, mein guter Freund, wie Sie mir leid tun! So ſchonen Sie doch wenigſtens Ihre Geſundheit, Makar Alexejewitſch! Sie erwähnen, daß Ihre Augen angegriffen ſeien, — ſo ſchreiben Sie doch nicht bei Kerzenlicht! Was und wozu ſchreiben Sie denn noch? Ihr Dienſteifer wird Ihren Vorgeſetzten doch wohl ohnehin ſchon bekannt ſein.

Ich bitte Sie nochmals inſtändig, verſchwenden Sie nicht ſoviel Geld für mich. Ich weiß, daß Sie mich lieben, aber Sie ſind doch ſelbſt nicht reich . . . Heute war ich ebenſo froh, wie Sie, als ich erwachte. Es war mir ſo leicht zumut. Fedora war ſchon lange an der Arbeit und hatte auch mir Arbeit verſchafft. Darüber freute ich mich ſehr. Ich ging nur noch aus, um Seide zu kaufen, und dann ſetzte ich mich gleichfalls an die Arbeit. Und den ganzen Morgen und Vormittag war ich ſo heiter! Jetzt aber — wieder trübe Gedanken, alles ſo traurig, das Herz tut mir weh.

Mein Gott, was wird aus mir werden, was wird mein Schickſal ſein! Das Schwerſte iſt, daß man ſo nichts, nichts davon weiß, was einem bevorſteht, daß man ſo gar keine Zukunft hat, und daß man nicht ein-

mal erraten kann, was aus einem werden wird. Und zurückzuſchauen, davor graut mir einfach! Dort liegt ſoviel Leid und Qual, daß das Herz mir ſchon bei der bloßen Erinnerung brechen will. Mein Leben lang werde ich unter Tränen die Menſchen anklagen, die mich zugrunde gerichtet haben. Dieſe ſchrecklichen Menſchen!

Es dunkelt ſchon. Es iſt Zeit, daß ich mich wieder an die Arbeit mache. Ich würde Ihnen gern noch vieles ſchreiben, doch diesmal geht es nicht: die Arbeit muß zu einem beſtimmten Tage fertig werden. Da muß ich mich beeilen. Briefe zu erhalten iſt natürlich immer angenehm: es iſt dann doch nicht ſo langweilig. Aber weshalb kommen Sie nicht ſelbſt zu uns? Wirklich, warum nicht, Makar Alexejewitſch? Wir wohnen ja jetzt ſo nahe, und ſoviel freie Zeit werden Sie doch wohl haben. Alſo bitte, beſuchen Sie uns! Ich ſah heute Ihre Thereſa. Sie ſieht ganz krank aus. Sie hat mir ſo leid getan, daß ich ihr zwanzig Kopeken gab.

Ja, faſt hätte ich es vergeſſen: ſchreiben Sie mir unbedingt alles möglichſt ausführlichſt—wie Sie leben, was um Sie herum vorgeht — alles! — Was es für Leute ſind, die dort wohnen, und ob Sie auch in Frieden mit ihnen auskommen? Ich möchte das alles ſehr gern wiſſen. Alſo vergeſſen Sie es nicht, ſchreiben Sie es unbedingt! Heute werde ich unabſichtlich ganz gewiß keinen Zipfel des Vorhanges anſtecken. Gehen Sie früher ſchlafen. Geſtern ſah ich noch um Mitternacht Licht bei Ihnen. Und nun leben Sie wohl. Heute iſt wieder alles da: Trauer und Trübſal und Langeweile!

Es iſt nun einmal ſo ein Tag! Leben Sie wohl.

Ihre

Warwara Dobroſſeloff.

8. April.

Sehr geehrte Warwara Alexejewna!

Ja, mein Kind, ja, meine Liebe, es muß wohl wieder einmal ſo ein Tag ſein, wie er einem vom Schickſal öfter beſchieden iſt! Da haben Sie ſich nun über mich Alten luſtig gemacht, Warwara Alexejewna! Uebrigens bin ich ſelbſt daran ſchuld, ich ganz allein! Wer hieß mich auch, in meinem Alter, mit meinem ſpärlichen Haarreſt auf dem Schädel, auf Abenteuer ausgehen... Und noch eins muß ich ſagen, mein Kind: der Menſch iſt bisweilen doch ſonderbar, ſehr ſonderbar. Oh du lieber Gott! auf was er mitunter nicht zu ſprechen kommt! Was aber folgt daraus, was kommt dabei ſchließlich heraus? Ja, folgen tut daraus nichts, aber heraus kommt dabei ein ſolcher Unſinn, daß Gott uns behüte und bewahre! Ich, mein Kind, ich ärgere mich ja nicht, aber es iſt mir ſehr unangenehm, jetzt daran zurückzudenken, was ich Ihnen da alles ſo glücklich und dumm geſchrieben habe. Und auch zum Dienſt ging ich heute ſo ſtolz und ſtutzerhaft: es war ſolch ein Leuchten in meinem Herzen, war ſo wie ein Feiertag in der Seele, und doch ganz ohne allen Grund, — ſo frohgemut war ich! Mit förmlicher Schaffensgier machte ich mich an die Arbeit, an die Papiere — und was wurde ſchließlich daraus? Als ich mich dann umſah, war wieder alles ſo wie früher — grau und nüchtern.

Ueberall dieſelben Tintenflecke, wie immer dieſelben Tiſche und Papiere, und auch ich ganz derſelbe: wie ich war, genau ſo bin ich auch geblieben, — was war da für ein Grund vorhanden, den Pegaſus zu reiten? Und woher war denn alles gekommen? Daher, daß die Sonne einmal durch die Wolken geſchaut und der Himmel ſich heller gefärbt hatte. Nur deshalb — dies alles? Und was können das für Frühlingsdüfte ſein, wenn man auf einen Hof hinausſieht, auf dem aller Unrat der Welt zu finden iſt! Da muß ich mir alſo nur ſo aus Albernheit alles eingebildet haben. Aber es kommt doch bisweilen vor, daß ein Menſch ſich in ſeinen eigenen Gefühlen verwirrt und in die Weite ſchweift und Unſinn redet. Das kommt von nichts anderem, als von alberner Hitzigkeit, in der das Herz eine Rolle ſpielt. Nach Hauſe kam ich nicht mehr wie andere Menſchen, ſondern ſchleppte mich heim: der Kopf ſchmerzte. Das kommt dann ſchon ſo: eins zum anderen. Ich muß wohl meinen Rücken erkältet haben. Ich hatte mich, recht wie ein alter Eſel, über den Frühling gefreut und war im leichten Mantel ausgegangen. Auch das noch! In meinen Gefühlen aber haben Sie ſich getäuſcht, meine Liebe! Sie haben meine Aeußerungen in einem ganz anderen Sinn aufgefaßt. Nur um väterliche Zuneigung handelt es ſich, Warinka, denn ich nehme bei Ihnen, in Ihrer bitteren Verwaiſtheit, die Stelle Ihres Vaters ein, das ſage ich aus reiner Seele und aus reinem Herzen. Wie es auch ſei: ich bin doch immerhin Ihr Verwandter, wenn auch nur ein ganz entfernter Verwandter, vielleicht wie das Sprichwort ſagt: das ſiebente Waſſer in der Suppe,

aber immerhin: Ihr Verwandter bleibe ich dennoch, und jetzt bin ich sogar Ihr bester Verwandter und einziger Beschützer. Denn dort, wo es am nächsten lag, daß Sie Schutz und Beistand suchten, dort fanden Sie nur Verrat und Schmach. Was aber die Gedichte betrifft, so muß ich Ihnen sagen, mein Kind, daß es sich für mich nicht schickt, mich auf meine alten Tage noch im Dichten zu üben. Gedichte sind Unsinn! Heute werden in den Schulen die Kinder geprügelt, wenn sie dichten . . . da sehen Sie, was Dichten ist, meine Liebe.

Was schreiben Sie mir da, Warwara Alexejewna, von Bequemlichkeit, Ruhe und was nicht noch alles? Mein Kind, ich bin nicht anspruchsvoll, ich habe niemals besser gelebt, als jetzt: weshalb sollte ich jetzt anfangen zu mäkeln? Ich habe zu essen, habe Kleider und Schuh — was will man mehr? Nicht uns steht es zu, Gott weiß was für Sprünge zu machen! — bin nicht von vornehmer Herkunft! Mein Vater war kein Adliger und bezog mit seiner ganzen Familie ein geringeres Gehalt, als ich. Ich bin nicht verwöhnt. Uebrigens, wenn man ganz aufrichtig die Wahrheit sagen soll, so war ja wirklich in meiner früheren Wohnung alles unvergleichlich besser. Man war freier, unabhängiger, gewiß, mein Kind. Natürlich ist auch meine jetzige Wohnung gut, ja sie hat in gewisser Hinsicht sogar ihre Vorzüge: es ist hier lustiger, wenn Sie wollen, es gibt mehr Abwechslung und Zerstreuung. Dagegen will ich nichts sagen, aber es tut mir doch leid um die alte. So sind wir nun einmal, wir alten Leute, das heißt, wenn wir Menschen schon anfangen, älter zu werden. Die alten Sachen, an die wir uns gewöhnt

haben, ſind uns ſchließlich wie verwandt. Die Wohnung war, wiſſen Sie, ganz klein und gemütlich. Ich hatte ein Zimmerchen für mich. Die Wände waren ... ach nun, was ſoll man da reden! — Die Wände waren wie alle Wände ſind, nicht um die Wände handelt es ſich, aber die Erinnerungen an all das Frühere, die machen mich etwas wehmütig ... Sonderbar — ſie bedrücken, aber dennoch iſt es, als wären ſie angenehm, als dächte man ſelbſt doch gern an all das Alte zurück. Sogar das Unangenehme, worüber ich mich bisweilen geärgert habe, ſogar das erſcheint jetzt in der Erinnerung wie von allem Schlechten geſäubert und ich ſehe es im Geiſte nur noch als etwas Trautes, Gutes. Wir lebten ganz ſtill und friedlich, Warinka, ich und meine Wirtin, die ſelige Alte. Ja, auch an die Gute denke ich jetzt mit traurigen Gefühlen zurück. Sie war eine brave Frau und nahm nicht viel für das Zimmerchen. Sie ſtrickte immer aus alten Zeugſtücken, die ſie in ſchmale Bänder zerſchnitt, mit ellenlangen Stricknadeln Bettdecken, damit allein beſchäftigte ſie ſich. Das Licht benutzten wir gemeinſchaftlich, deshalb arbeiteten wir abends an demſelben Tiſch. Ein Enkelkindchen lebte bei ihr, Maſcha, ich erinnere mich ihrer noch, wie ſie ganz klein war — jetzt wird ſie dreizehn ſein, ſchon ein großes Mädchen. Und ſo unartig war ſie, ſo ausgelaſſen, immer brachte ſie uns zum Lachen. So lebten wir denn zu dreien, ſaßen an langen Winterabenden am runden Tiſch, tranken unſeren Tee, und dann machten wir uns wieder an die Arbeit. Die Alte begann oft Märchen zu erzählen, damit Maſcha ſich nicht langweile oder auch, damit ſie nicht unartig ſei. Und was das für

Märchen waren! Da konnte nicht nur ein Kind, nein, auch ein erwachſener, vernünftiger Menſch konnte da zuhören. Und wie! Ich ſelbſt habe oft, wenn ich mein Pfeifchen angeraucht hatte, aufgehorcht, habe mit Spannung zugehört und die ganze Arbeit darüber vergeſſen. Das Kindchen aber, unſer Wildfang, wurde ganz nachdenklich, ſtützte das roſige Bäckchen in die Hand, öffnete ſeinen kleinen Kindermund und horchte mit großen Augen; und wenn es ein Märchen zum Fürchten war, dann ſchmiegte es ſich immer näher, immer angſtvoller an die Alte an. Uns aber war es eine Luſt, das Kindchen zu betrachten. Und ſo ſaß man oft und bemerkte gar nicht, wie die Zeit verging, und vergaß ganz, daß draußen der Schneeſturm wütete. —

Ja, das war ein gutes Leben, Warinka, und ſo haben wir faſt ganze zwanzig Jahre gemeinſam verlebt. — Doch wovon rede ich da wieder! Ihnen werden ſolche Geſchichten vielleicht gar nicht gefallen und mir ſind dieſe Erinnerungen auch nicht ſo leicht, — namentlich jetzt in der Dämmerung. Thereſa klappert dort mit dem Geſchirr — ich habe Kopfſchmerzen, auch mein Rücken ſchmerzt ein wenig, und die Gedanken ſind alle ſo ſeltſam, als ſchmerzten ſie gleichfalls: ich bin heute traurig geſtimmt, Warinka!

Was ſchreiben Sie da von beſuchen, meine Gute? Wie ſoll ich denn zu Ihnen kommen? Mein Täubchen, was werden die Leute dazu ſagen? Da müßte ich doch über den Hof gehen, das würde man bemerken und dann fragen, — da gäbe es denn ein Gerede und daraus entſtünden Klatſchgeſchichten und man würde die Sache anders deuten. Nein, mein Engelchen, es iſt

ſchon beſſer, wenn ich Sie morgen bei der Abendmeſſe ſehe; das wird vernünftiger ſein und für uns beide unſchädlicher. Seien Sie mir nicht böſe, mein Kind, weil ich Ihnen einen ſolchen Brief geſchrieben habe. Beim Durchleſen ſehe ich jetzt, daß alles ganz zuſammenhanglos iſt. Ich bin ein alter ungelehrter Menſch, Warinka; in der Jugend habe ich nichts zu Ende gelernt, jetzt aber würde nichts mehr in den Kopf gehen, wenn man von neuem mit dem Lernen anfangen wollte. Ich muß ſchon geſtehen, mein Kind, ich bin kein Meiſter der Feder und weiß, auch ohne fremde Hinweiſe und ſpöttiſche Bemerkungen, daß ich, wenn ich einmal etwas Spaßigeres ſchreiben will, nur Unſinn zuſammenſchwatze. — Ich ſah Sie heute am Fenſter, ich ſah, wie Sie den Vorhang herabließen. Leben Sie wohl, Gott ſchütze Sie! Leben Sie wohl, Warwara Alexejewna.

Ihr Freund, der ganz uneigennützig Ihr Freund ſein will,

Makar Djewuſchkin.

P. S. Ich werde, meine Liebe, über niemanden mehr Satiren ſchreiben. Ich bin zu alt geworden, Kind, um müßigerweiſe noch Scherze zu machen. Man würde dann auch über mich lachen, denn es iſt ſchon ſo, wie unſer Sprichwort ſagt: Wer einem anderen eine Grube gräbt, der — fällt ſelbſt hinein.

9. April.

Makar Alexejewitſch!

Schämen Sie ſich denn nicht, mein Freund und Wohltäter, ſich ſo etwas in den Kopf zu ſetzen! Haben

Sie ſich denn wirklich beleidigt gefühlt? Ach, ich bin oft ſo unvorſichtig in meinen Aeußerungen, aber diesmal hätte ich doch nicht gedacht, daß Sie meinen harmlos ſcherzhaften Ton für Spott halten könnten. Seien Sie überzeugt, daß ich es niemals wagen werde, über Ihre Jahre oder Ihren Charakter zu ſcherzen. Ich habe es nur — wie ſoll ich ſagen —: aus Leichtſinn geſchrieben, aus Gedankenloſigkeit, oder vielleicht auch nur deshalb, weil es gerade furchtbar langweilig war . . . was aber tut man mitunter nicht alles aus Langeweile? Außerdem glaubte ich, daß Sie ſich ſelbſt in Ihrem Brief ein wenig luſtig hätten machen wollen. Nun macht es mich ſehr traurig, daß Sie unzufrieden mit mir ſind. Nein, mein treuer Freund und Beſchützer, Sie täuſchen ſich, wenn Sie mich der Gefühlloſigkeit und Undankbarkeit verdächtigen. In meinem Herzen weiß ich alles, was Sie für mich taten, als ſie mich gegen den Haß und die Verfolgungen ſchändlicher Menſchen verteidigten, nach ſeinem wahren Wert zu ſchätzen. Ewig werde ich für Sie beten, und wenn mein Gebet bis hin zu Gott dringt und er mich erhört, dann werden Sie glücklich ſein.

Ich fühle mich heute ganz krank. Schüttelfroſt und Fieber wechſeln ununterbrochen. Fedora beunruhigt ſich ſehr. Es iſt übrigens ganz grundlos, was Sie da ſchreiben — und weswegen Sie ſich fürchten, uns zu beſuchen. Was geht das die Leute an? Sie ſind mit uns bekannt und damit Baſta!

Leben Sie wohl, Makar Alexejewitſch. Zu ſchreiben weiß ich nichts mehr, und ich kann auch nicht: fühle mich wirklich ganz krank. Ich bitte Sie nochmals, mir

nicht zu zürnen und von meiner ſteten Verehrung und Anhänglichkeit überzeugt zu ſein, womit ich die Ehre habe zu verbleiben

Ihre dankbare und ergebene

Warwara Dobroſſeloff.

12. April.

Sehr geehrte Warwara Alexejewna!

Ach, mein Liebes, was iſt das nun wieder mit Ihnen! Jedesmal erſchrecken Sie mich! Ich ſchreibe Ihnen in jedem Brief, daß Sie ſich ſchonen ſollen, ſich warm ankleiden, nicht bei ſchlechtem Wetter ausgehen, daß Sie in allem vorſichtig ſein ſollen, — Sie aber, mein Engelchen, hören gar nicht darauf, was ich ſage! Ach, mein Täubchen, Sie ſind doch wirklich noch ganz wie ein kleines Kindchen! Sie ſind ſo zart, wie ſo ein Strohhälmchen, das weiß ich doch. Es braucht nur ein Windchen zu wehen und gleich ſind Sie krank. Deshalb müſſen Sie ſich auch in acht nehmen, müſſen Sie ſelbſt darauf bedacht ſein, ſich nicht der Gefahr auszuſetzen und Ihren Freunden nicht Kummer, Sorge und Trübſal zu bereiten.

Sie äußerten im vorletzten Brief den Wunſch, mein Kind, über meine Lebensweiſe und alles, was mich umgibt und angeht, Genaueres zu erfahren. Gern will ich Ihren Wunſch erfüllen. Ich beginne alſo — beginne mit dem Anfang, mein Kind, dann iſt gleich mehr Ordnung in der Sache.

Alſo erſtens: die Treppen in unſerem Hauſe ſind ziemlich mittelmäßig; die Paradetreppe iſt noch ganz gut, ſogar ſehr gut, wenn Sie wollen: rein, hell, breit,

alles Gußeiſen und wie Mahagoni poliertes Holzgeländer. Dafür iſt aber die Hintertreppe ſo, daß ich lieber gar nicht von ihr reden will: feucht, ſchmutzig, mit zerbrochenen Stufen, und die Wände ſind ſo fettig, daß die Hand kleben bleibt, wenn man ſich an ſie ſtützen will. Auf jedem Treppenabſatz ſtehen Kiſten, alte Stühle und Schränke, alles ſchief und wackelig, Lappen ſind zum Trocknen aufgehängt, die Fenſterſcheiben eingeſchlagen; Waſchkübel ſtehen da mit allem möglichen Schmutz, mit Unrat und Kehricht, mit Eierſchalen und Tiſchreſten; der Geruch iſt ſchlecht ... mit einem Wort, es iſt nicht ſchön.

Die Lage der Zimmer habe ich Ihnen ſchon beſchrieben; ſie iſt — dagegen läßt ſich nichts ſagen — wirklich bequem, das iſt wahr, aber es iſt auch in ihnen eine etwas dumpfe Luft, das heißt, ich will nicht geradezu ſagen, daß es in den Zimmern ſchlecht riecht, aber ſo — es iſt nur ein etwas fauliger Geruch, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, in den Zimmern, irgend ſo ein ſüßlich ſcharfer Modergeruch, oder ſo ungefähr. Der erſte Eindruck iſt zum mindeſten nicht vorteilhaft, doch das hat nichts zu ſagen, man braucht nur ein paar Minuten bei uns zu ſein, ſo vergeht das, und man merkt nicht einmal, wie es vergeht, denn man fängt ſelbſt an, ſo zu riechen, die Kleider und die Hände und alles riecht bald ebenſo, — nun, und da gewöhnt man ſich eben daran. Aber alle Zeiſige krepieren bei uns. Der Seemann hat ſchon den fünften gekauft, aber ſie können nun einmal nicht leben in unſerer Luft, dagegen iſt nichts zu machen. Unſere Küche iſt groß, geräumig und hell. Morgens iſt es allerdings etwas dunſtig in ihr,

wenn man Fiſch oder Fleiſch brät und es riecht dann nach Rauch und Fett, da immer etwas übergegoſſen wird, und auch der Fußboden iſt morgens meiſt naß, aber abends iſt man dafür wie im Paradies. In der Küche hängt bei uns gewöhnlich Wäſche zum Trocknen auf Schnüren, und da mein Zimmer nicht weit iſt, das heißt, faſt unmittelbar an die Küche ſtößt, ſo ſtört mich dieſer Wäſchegeruch zuweilen ein wenig. Aber das hat nichts zu ſagen: hat man hier erſt etwas länger gelebt, wird man ſich auch daran gewöhnen.

Vom früheſten Morgen an, Warinka, beginnt bei uns das Leben, da ſteht man auf, geht, lärmt, poltert, — dann ſtehen nämlich a l l e auf, die einen, um in den Dienſt zu gehen oder ſonſt wohin, manche nur ſo aus eigenem Antriebe: und dann beginnt das Teetrinken. Die Sſamoware gehören faſt alle der Wirtin, es ſind ihrer aber nur wenige, deshalb muß ein jeder aufpaſſen, wann die Reihe an ihn kommt; wer aus der Reihe fällt und mit ſeinem Teekännchen früher geht, als er darf, dem wird ſogleich, und zwar tüchtig, der Kopf zurecht gerückt. Das geſchah mit mir auch einmal, gleich am erſten Tage . . . doch was ſoll man davon reden! Bei der Gelegenheit wurde ich dann auch mit allen bekannt. Näher bekannt wurde ich zunächſt mit dem Seemann. Der iſt ſo ein Offenherziger, hat mir alles gleich erzählt: von ſeinem Vater und ſeiner Mutter, von der Schweſter, die an einen Aſſeſſor in Tula verheiratet iſt und von Kronſtadt, wo er längere Zeit gelebt hat. Er verſprach mir auch ſeinen Beiſtand, wenn ich ſeiner bedürfen ſollte, und lud mich gleich zu ſich zum Abendtee ein. Ich ſuchte ihn dann auch auf—er war in demſelben

Zimmer, in dem man bei uns gewöhnlich Karten ſpielt. Dort wurde ich mit Tee bewirtet und dann verlangte man von mir, daß ich an ihrem Hazardſpiel teilnehmen ſollte. Wollten ſie ſich nun über mich luſtig machen oder was ſonſt, das weiß ich nicht, jedenfalls ſpielten ſie ſelbſt die ganze Nacht, auch als ich eintrat, ſpielten ſie. Ueberall Kreide, Karten, und ein Rauch war im Zimmer, daß es einen förmlich in die Augen biß. Nun, ſpielen wollte ich natürlich nicht, und da ſagten ſie mir, ich ſei wohl ein Philoſoph. Darauf beachtete mich weiter niemand und man ſprach auch die ganze Zeit kein Wort mehr mit mir. Doch darüber war ich, wenn ich aufrichtig ſein ſoll, nur ſehr froh. Jetzt gehe ich nicht mehr zu ihnen: bei denen iſt nichts als Hazard, der reine Hazard! Aber bei dem Beamten, der nebenbei ſo etwas wie ein Literat iſt, kommt man abends gleichfalls zuſammen. Und bei dem geht es anders her, dort iſt alles beſcheiden, harmlos und anſtändig, — ein behaglich tüchtiges Leben.

Nun, Warinka, will ich Ihnen noch beiläufig anvertrauen, daß unſere Wirtin eine ſehr ſchlechte Perſon iſt, eine richtige Hexe. Sie haben doch Thereſa geſehen, — alſo ſagen Sie ſelbſt: was iſt denn an ihr noch dran? Mager iſt ſie wie eine Schwindſüchtige, wie ein gerupftes Hühnchen. Und dabei hält die Wirtin nur zwei Dienſtboten: dieſe Thereſa und den Faldoni. Ich weiß nicht, wie er eigentlich heißt, vielleicht hat er auch noch einen anderen Namen, jedenfalls kommt er, wenn man ihn ſo ruft, und deshalb rufen ihn denn alle ſo. Er iſt rothaarig, irgendein Finne, ein ſchielender Grobian mit einer aufgeſtülpten Naſe: auf die Thereſa

ſchimpft er ununterbrochen, und viel fehlt nicht, ſo würde er ſie einfach prügeln. Ueberhaupt muß ich ſagen, daß das Leben hier nicht ganz ſo iſt, daß man es gerade gut nennen könnte . . . Daß ſich zum Beiſpiel abends alle zu gleicher Zeit hinlegen und einſchlafen — das kommt hier überhaupt nicht vor. Ewig wird irgendwo noch geſeſſen und geſpielt, manchmal wird aber ſogar ſo etwas getrieben, daß man ſich ſchämt, es auch nur anzudeuten. Jetzt habe ich mich ſchon eingelebt und an vieles gewöhnt, aber ich wundere mich doch, wie ſogar verheiratete Leute in einem ſolchen Sodom leben können. Da iſt eine ganze arme Familie, die hier in einem Zimmer wohnt, aber nicht in einer Reihe mit den anderen Nummern, ſondern auf der anderen Seite in einem Eckzimmer, alſo etwas weiter ab. Stille Leutchen! Niemand hört von ihnen was. Und ſie leben alle in dem einen Zimmerchen, in dem ſie nur eine kleine Scheidewand haben. Er ſoll ein ſtellenloſer Beamter ſein — vor etwa ſieben Jahren aus dem Dienſt entlaſſen, man weiß nicht, weshalb. Sein Familienname iſt Gorſchkoff. Er iſt ein kleines, graues Männchen, geht in alten, abgetragenen Kleidern, daß es ordentlich weh tut, ihn anzuſehen — viel ſchlechter als ich! So ein armſeliges, kränkliches Kerlchen — ich begegne ihm bisweilen auf dem Korridor. Die Kniee zittern ihm immer, auch die Hände zittern und der Kopf zittert, von einer Krankheit vielleicht, oder Gott mag wiſſen, wovon. Schüchtern iſt er, alle fürchtet er, geht jedem ſcheu aus dem Wege und drückt ſich ganz ſtill und leiſe längs der Wand an den Menſchen vorüber. Auch ich bin ja mitunter etwas ſchüchtern, aber mit dem iſt das gar kein

Vergleich! Seine Familie beſteht aus ſeiner Frau und drei Kindern. Der älteſte Knabe iſt ganz nach dem Vater geraten, auch ſo ein kränkliches Kerlchen. Seine Frau muß einmal gut ausgeſehen haben, das ſieht man jetzt noch ... ſie geht aber in ſo alten, armſeligen Kleidern — oh, ſo alten!! Wie ich hörte, ſchulden ſie der Wirtin bereits die Miete; wenigſtens behandelt ſie ſie nicht gar zu freundlich. Auch hörte ich, daß Gorſchkoff ſelbſt irgendwelche Unannehmlichkeiten gehabt haben ſoll, weshalb er verabſchiedet worden ſei,—war es nun ein Prozeß oder etwas anderes, vielleicht eine Anklage, oder iſt eine Unterſuchung eingeleitet worden, das weiß ich Ihnen nicht zu ſagen. Arm ſind ſie, furchtbar arm, Gott im Himmel! Immer iſt es ſtill in ihrem Zimmer, ſo ſtill, als wohnte dort keine Seele. Nicht einmal die Kinder hört man. Und daß ſie mal unartig wären oder ein Spielchen ſpielten — das kommt gar nicht vor, und ein ſchlimmeres Zeichen gibt es nicht. Einmal kam ich abends an ihrer Tür vorüber — es war gerade ganz ungewöhnlich ſtill bei uns — da hörte ich ganz leiſes Schluchzen, dann ein Flüſtern, dann wieder Schluchzen, ganz als weine dort jemand, aber ſo ſtill, ſo hoffnungslos verzweifelt, ſo traurig, daß es mir das Herz zerreißen wollte — und dann wurde ich die halbe Nacht die Gedanken an dieſe armen Menſchen nicht los, ſo daß ich lange nicht einſchlafen konnte.

Nun leben Sie wohl, Warinka, mein Freundchen! Da habe ich Ihnen jetzt alles beſchrieben, ſo, wie ich es verſtand. Heute habe ich den ganzen Tag nur an Sie gedacht. Mein Herz hat ſich um Sie ganz müde gegrämt. Denn ſehen Sie, mein Seelchen, ich weiß doch,

daß Sie kein warmes Mäntelchen haben. Und ich kenne doch dieſes Petersburger Frühlingswetter, dieſe Frühjahrswinde und den Regen, der dazwiſchen noch Schnee bringt, — das iſt doch der Tod, Warinka! Da gibt es doch ſolche Wetterumſchläge, daß Gott uns behüte und bewahre! Nehmen Sie mir, Herzchen, mein Geſchreibſel nicht übel; ich habe keinen Stil, Warinka, ganz und gar keinen Stil. Wenn ich doch nur irgendeinen hätte! Ich ſchreibe, was mir gerade einfällt, damit Sie eine kleine Zerſtreuung haben, alſo nur ſo, um Sie etwas zu erheitern. Ja, wenn ich was gelernt hätte, dann wäre es etwas anderes; aber ſo — was habe ich denn gelernt? Meine Erziehung hat wenig gekoſtet!

Ihr ewiger und treuer Freund

Makar Djewuſchkin.

25. April.

Sehr geehrter Makar Alexejewitſch!

Heute bin ich meiner Kuſine Sſaſcha begegnet! Entſetzlich! Auch ſie wird zugrunde gehen, die Aermſte! Auch habe ich zufällig auf Umwegen erfahren, daß Anna Fedorowna ſich überall nach mir erkundigt und natürlich alles ausforſchen will. Sie wird wohl niemals aufhören, mich zu verfolgen. Sie ſoll geſagt haben, daß ſie mir alles v e r z e i h e n wolle! Sie wolle alles Vorgefallene vergeſſen und werde mich unbedingt beſuchen. Von Ihnen hat ſie geſagt, Sie ſeien gar nicht mein Verwandter, nur ſie ſelbſt ſei meine nächſte und einzige Verwandte, und Sie hätten kein Recht, ſich in unſere Angelegenheiten einzumiſchen. Es ſei eine Schande für mich und ich müſſe mich ſchämen, mich von

Ihnen ernähren zu laſſen und auf Ihre Koſten zu leben ... Sie ſagt, ich hätte das Gnadenbrot, das ſie uns gegeben, vergeſſen — hätte vergeſſen, daß ſie meine Mutter und mich vor dem Hungertode bewahrt, daß ſie uns ernährt und gepflegt und faſt zweieinhalb Jahre lang nur Unkoſten durch uns gehabt, und daß ſie uns außerdem eine alte Schuld geſchenkt habe. Nicht einmal Mama will ſie in ihrem Grabe in Ruhe laſſen! Wenn meine Mutter wüßte, was ſie mir angetan haben! Gott ſieht es! ...

Anna Fedorowna hat auch noch geſagt, daß ich nur aus Dummheit nicht verſtanden habe, mein Glück feſtzuhalten, daß ſie ſelbſt mir das Glück zugeführt und ſonſt an nichts ſchuld ſei, ich aber hätte es nur nicht verſtanden—oder vielleicht auch nicht gewollt—für meine Ehre einzutreten. Aber weſſen Schuld war es denn, großer Gott! Sie ſagt, Herr Bükoff ſei durchaus im Recht, man könne doch wirklich nicht eine jede heiraten, die .... doch wozu das alles ſchreiben!

Es iſt zu grauſam, ſolche Unwahrheiten hören zu müſſen, Makar Alexejewitſch!

Ich weiß nicht, was es heute mit mir iſt. Ich zittere, ich weine, ich ſchluchze. An dieſem Brief ſchreibe ich ſchon ſeit zwei Stunden. Und ich war ſchon in dem Glauben, ſie werde doch wenigſtens ihre Schuld eingeſehen haben, das Unrecht, das ſie mir zugefügt hat, — und da redet ſie ſo!

Bitte, regen Sie ſich meinetwegen nicht auf, mein Freund, um Gottes willen nicht, mein einziger guter Freund! Fedora übertreibt ja doch immer: ich bin gar nicht krank. Ich habe mich nur geſtern auf dem Wol-

koff-Friedhof ein wenig erkältet, als ich die Seelenmesse für mein totes Mütterchen hörte. Warum kamen Sie nicht mit mir? — ich hatte Sie doch so darum gebeten. Ach, meine arme, arme Mutter, wenn du aus dem Grabe stiegest, wenn du wüßtest, wenn du wüßtest, was sie mit mir getan haben! ...

W. D.

20. Mai.

Mein Täubchen Warinka!

Ich sende Ihnen ein paar Weintrauben, mein Herzchen, die sind gut für Genesende, sagt man, und auch der Arzt hat sie empfohlen, gegen den Durst, — also dann essen Sie mal die Träubchen, Warinka, wenn Sie durstig sind. Sie wollten auch gern ein Rosenstöckchen besitzen, Kind, da schicke ich Ihnen denn jetzt welche. Haben Sie aber auch Appetit, Herzchen? — Das ist doch die Hauptsache. Gott sei Dank, daß nun alles vorüber und überstanden ist, und daß auch unser Unglück bald ein Ende nehmen wird. Danken wir dafür dem Schöpfer! Was aber nun die Bücher betrifft, so kann ich vorläufig nirgendwo welche auftreiben. Es soll hier jemand ein sehr gutes Buch haben, hörte ich, eines, das in sehr hohem Stil geschrieben sei; man sagt, es sei wirklich ein gutes Buch, ich habe es selbst nicht gelesen, aber es wird hier sehr gelobt. Ich habe gebeten, man möge es mir geben, und man wollte es mir auch verschaffen. Nur — werden Sie es wirklich lesen? Sie sind ja so wählerisch in solchen Sachen, daß es schwer hält, für Ihren Geschmack gerade das Richtige zu finden, ich kenne Sie doch, mein Täubchen, ich weiß schon,

wie Sie ſind! Sie wollen wohl nur Poeſie haben, die von Liebe und Sehnſucht handelt,' — deshalb werde ich Ihnen auch Gedichte verſchaffen, alles, alles, was Sie nur haben wollen. Hier gibt es ein ganzes Heft mit abgeſchriebenen Gedichten.

Ich lebe ſehr gut. Sie müſſen ſich über mich beruhigen, Kind. Was Ihnen die Fedora wieder erzählt hat, iſt alles gar nicht wahr, ſie ſoll nicht immer lügen, ſagen Sie ihr das. Ja, ſagen Sie es ihr wirklich, der Klatſchbaſe!... Ich habe meinen neuen Uniformrock gar nicht verkauft, iſt mir nicht eingefallen! Und weshalb ſollte ich ihn verkaufen, ſagen Sie doch ſelbſt? Ich habe noch vor kurzem gehört, wie man davon ſprach, daß man mir eine Gratifikation von vierzig Rubeln zuſprechen werde, weshalb ſollte ich da verkaufen? Nein, Kind, Sie ſollen ſich wirklich nicht beunruhigen. Sie iſt argwöhniſch, die Fedora, und mißtrauiſch, das iſt gar nicht gut von ihr. Warten Sie nur, auch wir werden noch mal gut leben, mein Täubchen! Nur müſſen Sie erſt geſund werden, mein Engelchen, das müſſen Sie um Chriſti willen: das iſt doch mein größter Kummer, damit betrüben Sie mich Alten doch am meiſten. Wer hat Ihnen geſagt, daß ich abgemagert ſei? Das iſt auch eine Verleumdung! Ich bin ganz geſund und munter und habe ſogar ſo zugenommen, daß ich mich ſchon ſelbſt zu ſchämen anfange. Bin ſatt und zufrieden und mir fehlt nichts, — wenn nur Sie wieder geſund wären! Nun, und jetzt leben Sie wohl, mein Engelchen; ich küſſe alle Ihre Fingerchen und verbleibe

Ihr ewig treuer, unwandelbarer Freund

Makar Djewuſchkin.

P. S. Ach, Herzchen, was haben Sie da nur wieder geſchrieben! Daß Sie ſich doch immer etwas ins Köpfchen ſetzen müſſen! Wie ſoll ich denn ſo oft zu Ihnen kommen, Kind — das frage ich Sie, — wie? Etwa im Schutze der nächtlichen Dunkelheit? Aber wo die Nächte hernehmen, jetzt gibt es ja gar keine, in dieſer Jahreszeit. Ich habe Sie aber auch ſo, Engelchen, während Ihrer Krankheit faſt gar nicht verlaſſen, als Sie bewußtlos im Fieber lagen. Doch eigentlich weiß ich es ſelbſt nicht mehr, wie ich meine Zeit einteilte und mit allem doch noch fertig wurde. Aber dann ſtellte ich meine Beſuche ein, denn die Leute wurden neugierig und begannen zu fragen. Und es ſind ohnehin ſchon Klatſchgeſchichten entſtanden. Ich verlaſſe mich aber ganz auf Thereſa, ſie iſt zum Glück nicht ſchwatzhaft. Aber immerhin müſſen Sie es ſich doch ſelbſt ſagen, Kind, wie wird denn das ſein, wenn alle über uns ſchwatzen? Was werden ſie denn von uns denken und was ſagen? Deshalb beißen Sie mal die Zähnchen zuſammen, Herzchen, und warten Sie, bis Sie ganz geſund geworden ſind: dann werden wir uns ſchon irgendwo außerhalb des Hauſes treffen können.

1. Juni.

Beſter Makar Alexejewitſch!

Ich möchte Ihnen ſo gern etwas zu Liebe tun, um Ihnen meinen Dank für Ihre Mühen und die Opfer, die Sie mir gebracht, zu bezeigen, darum habe ich mich entſchloſſen, aus meiner Kommode mein altes Heft hervorzuſuchen, das ich Ihnen hiermit zu-

ſende. Ich begann dieſe Aufzeichnungen noch in der glücklichen Zeit meines Lebens. Sie haben mich ſo oft mit Anteil nach meinem früheren Leben gefragt und mich gebeten, Ihnen von meiner Mutter, von Pokrowskij, von meinem Aufenthalt bei Anna Fedorowna und ſchließlich von meinen letzten Erlebniſſen zu erzählen, und Sie äußerten ſo lebhaft den Wunſch, dieſes Heft einmal zu leſen, in dem ich — Gott weiß wozu — einiges aus meinem Leben erzählt habe, daß ich glaube, Ihnen mit der Zuſendung dieſes Heftes eine Freude zu bereiten. Mich aber hat es traurig gemacht, als ich es jetzt durchlas. Es ſcheint mir, daß ich ſeit dem Augenblick, in dem ich die letzte Zeile dieſer Aufzeichnungen ſchrieb, noch einmal ſo alt geworden bin, als ich war, zweimal ſo alt! Ich habe das Ganze zu verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben. Leben Sie wohl, Makar Alexejewitſch! Ich habe jetzt oft ſchreckliche Langeweile und nachts quält mich meine Schlafloſigkeit. Ein höchſt langweiliges Geneſen!

W. D.

I.

Ich war erſt vierzehn Jahre alt, als mein Vater ſtarb. Meine Kindheit war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Ich verbrachte ſie nicht hier, ſondern fern in der Provinz, auf dem Lande. Mein Vater war der Verwalter eines großen Gutes, das dem Fürſten P. gehörte. Und dort lebten wir — ſtill, einſam und glücklich ... Ich war ein richtiger Wildfang: oft tat ich den ganzen Tag nichts anderes, als in Feld und Wald umherzuſtreifen, überall wo ich nur wollte, denn

niemand kümmerte ſich um mich. Mein Vater war immer beſchäftigt und meine Mutter hatte in der Wirtſchaft zu tun. Ich wurde nicht unterrichtet — und darüber war ich ſehr froh. So lief ich ſchon frühmorgens zum großen Teich oder in den Wald, oder auf die Wieſe zu den Schnittern — je nachdem —: was machte es mir aus, daß die Sonne brannte, daß ich ſelbſt nicht mehr wußte, wo ich war und wie ich mich zurechtfinden ſollte, daß das Geſtrüpp mich kratzte und mein Kleid zerriß: zu Hauſe würde man ſchelten, aber was ging das mich an!

Und ich glaube, ich wäre ewig ſo glücklich geblieben, wenn wir auch das ganze Leben dort auf dem Lande verbracht hätten. Doch leider mußte ich ſchon als Kind von dieſem freien Landleben Abſchied nehmen und mich von all den trauten Stellen trennen. Ich war erſt zwölf Jahre alt, als wir nach Petersburg überſiedelten. Ach, wie traurig war unſer Aufbruch! Wie weinte ich, als ich alles, was ich ſo lieb hatte, verlaſſen mußte! Ich weiß noch, wie krampfhaft ich meinen Vater umarmte und ihn unter Tränen bat, er möge doch wenigſtens noch ein Weilchen auf dem Gute bleiben, und wie mein Vater böſe wurde und wie meine Mutter auch weinte. Sie ſagte, es ſei notwendig, es ſeien geſchäftliche Angelegenheiten, die es verlangten. Der alte Fürſt P. war nämlich geſtorben und ſeine Erben hatten meinen Vater entlaſſen. So fuhren wir nach Petersburg, wo einige Privatleute lebten, denen mein Vater Geld geliehen hatte — und da wollte er denn perſönlich ſeine Geldangelegenheiten regeln. Das erfuhr ich alles von meiner Mutter. Hier mieteten

wir auf der Petersburger Seite*) eine Wohnung, in der wir dann bis zum Tode des Vaters blieben.

Wie ſchwer es mir war, mich an das neue Leben zu gewöhnen! Wir kamen im Herbſt nach Petersburg. Als wir das Gut verließen, war es ein ſonnig heller, klarer, warmer Tag. Auf den Feldern wurden die letzten Arbeiten beendet. Auf den Tennen lag ſchon das Getreide in hohen Haufen, um die ganze Scharen lebhaft zwitſchernder Vögel flatterten. Alles war ſo hell und fröhlich!

Hier aber, als wir in der Stadt anlangten, war ſtatt deſſen nichts als Regen, Herbſtkälte, Unwetter, Schmutz, und viele fremde Menſchen, die alle unfreundlich, unzufrieden und böſe ausſahen! Wir richteten uns ein, ſo gut es eben ging. Wieviel Schererei das gab, bis man den Haushalt endlich eingerichtet hatte! Mein Vater war faſt den ganzen Tag nicht zu Hauſe und meine Mutter war immer beſchäftigt, — mich vergaß man ganz. Es war ein trauriges Aufſtehen am nächſten Morgen — nach der erſten Nacht in der neuen Wohnung. Vor unſeren Fenſtern war ein gelber Zaun. Auf der Straße ſah man nichts als Schmutz! Nur wenige Menſchen gingen vorüber, und alle waren ſo vermummt in Kleider und Tücher, und alle ſchienen ſie zu frieren.

Bei uns zu Hauſe herrſchten ganze Tage lang nur Kummer und entſetzliche Langeweile. Verwandte oder nahe Bekannte hatten wir hier nicht. Mit Anna Fedorowna hatte ſich der Vater entzweit. (Er ſchuldete ihr etwas.) Es kamen aber ziemlich oft Leute zu uns, die

*) Ein Stadtteil von Petersburg. E. K. R.

mit dem Vater Geſchäftliches zu beſprechen hatten. Gewöhnlich wurde dann geſtritten, gelärmt und geſchrien. Und wenn ſie wieder fortgegangen waren, war Papa immer ſo unzufrieden und böſe. Stundenlang ging er dann im Zimmer auf und ab, mit gerunzelter Stirn, ohne ein Wort zu ſprechen. Auch Mama wagte dann nichts zu ſagen und ſchwieg. Und ich zog mich mit einem Buch ſtill in einen Winkel zurück und wagte mich nicht zu rühren.

Im dritten Monat nach unſerer Ankunft in Petersburg wurde ich in eine Penſion gegeben. War das eine traurige Zeit, anfangs, unter den vielen fremden Menſchen! Alles war ſo trocken, ſo kurz angebunden, ſo unfreundlich und ſo gar nicht anziehend: die Lehrerinnen ſchalten und die Mädchen ſpotteten, und ich war ſo verſchüchtert — wie ein Wildling kam ich mir vor. Dieſe pedantiſche Strenge! Alles mußte pünktlich zur beſtimmten Stunde geſchehen. Die Mahlzeiten an der gemeinſamen Tafel, die langweiligen Lehrer — das machte mich anfangs haltlos! Ich konnte dort nicht einmal ſchlafen. So manche lange, langweilige, kalte Nacht habe ich bis zum Morgen geweint. Abends, wenn die anderen alle ihre Lektionen lernten oder wiederholten, ſaß ich über meinem Buch oder dem Vokabelheft und wagte nicht, mich zu rühren, doch mit meinen Gedanken war ich wieder zu Hauſe, dachte an den Vater und die Mutter und an meine alte gute Kinderfrau und an deren Märchen ... ach, was für ein Heimweh mich da erfaßte! Jedes kleinſten Gegenſtandes im Hauſe erinnert man ſich, und ſelbſt an den noch denkt man mit einem ſo eigentümlichen, wehmütigen Vergnügen.

Und ſo denkt man und denkt man denn, — wie gut, wie ſchön es doch jetzt zu Hauſe wäre! Da würde ich in unſerem kleinen Eßzimmer am Tiſch ſitzen, auf dem der Samowar ſummt, und mit am Tiſch ſäßen die Eltern: wie warm wäre es, wie traut, wie behaglich. Wie würde ich, denkt man, jetzt Mütterchen umarmen, feſt, ganz feſt, o, ſo mit aller Inbrunſt umarmen! — Und ſo denkt man weiter, bis man vor Heimweh leiſe zu weinen anfängt, und immer wieder die Tränen ſchluckt — die Vokabeln aber gehen einem nicht in den Kopf. Wieder kann man die Aufgabe für den nächſten Tag nicht: die ganze Nacht ſieht man nichts anderes im Traum, als den Lehrer, die Madame und die Mitſchülerinnen; die ganze Nacht träumt man, daß man die Aufgaben lerne, am nächſten Tage aber weiß man natürlich nichts. Da muß man wieder im Winkel knien und erhält nur eine Speiſe. Ich war ſo unluſtig, ſo wortkarg. Die Mädchen lachten über mich, neckten mich und lenkten meine Aufmerkſamkeit ab, wenn ich die Aufgabe herſagte, oder ſie kniffen mich, wenn wir in langer Reihe paarweis zu Tiſch gingen, oder ſie beklagten ſich bei der Lehrerin über mich. Doch welche Seligkeit, wenn dann am Sonnabendabend meine alte gute Wärterin kam, um mich abzuholen! Wie ich ſie umarmte — ich wußte mich kaum zu laſſen vor Freude — mein gutes Altchen! Und dann kleidete ſie mich an, immer „hübſch warm", wie ſie ſagte, wenn ſie mir die Tücher um den Kopf band. Unterwegs aber konnte ſie mir nie ſchnell genug folgen und ich — konnte doch nicht ſo langſam gehen wie ſie! Und die ganze Zeit erzählte ich und ſchwatzte ich ohne Unterlaß. Ganz

ausgelaſſen vor Freude, lief ich ins Haus und warf mich den Eltern um den Hals, als hätten wir uns ſeit neun Jahren nicht geſehen. Und dann begann das Erzählen und Fragen, und ich lachte und lief umher und feierte mit allem und allem Wiederſehen. Papa begann alsbald ernſtere Geſpräche: über die Lehrer, über Mathematik, über die franzöſiſche Sprache und die Grammatik von L'Homond, — und alle waren wir ſo guter Dinge und zufrieden und geſprächig. Auch jetzt noch iſt mir die bloße Erinnerung an jene Stunden ein Vergnügen.

Ich gab mir die größte Mühe, gut zu lernen, um meinen Vater damit zu erfreuen. Ich ſah doch, daß er das Letzte für mich ausgab, während ihm ſelbſt die Sorgen über den Kopf wuchſen. Mit jedem Tage wurde er finſterer, unzufriedener, jähzorniger; ſein Charakter veränderte ſich ſehr zu ſeinem Nachteil. Nichts gelang ihm, alles ſchlug fehl und die Schulden wuchſen ins Ungeheuerliche.

Die Mutter fürchtete ſich, zu weinen oder auch nur ein Wort der Klage zu ſagen, da der Vater ſich dann nur noch mehr ärgerte. Sie wurde kränklich und ſchwächlich und ein böſer Huſten ſtellte ſich ein. Kam ich aus der Penſion, ſo ſah ich nur traurige Geſichter: die Mutter wiſchte ſich heimlich die Tränen aus den Augen und der Vater ärgerte ſich. Und dann kamen wieder Vorwürfe und Klagen: er erlebe an mir keine Freude, ich brächte ihm auch keinen Troſt, und doch gebe er für mich das Letzte hin, ich aber verſtände noch immer nicht, Franzöſiſch zu ſprechen. Mit einem Wort, ich war an allem ſchuld; alles Unglück, alle Mißerfolge,

alles hatten wir zu verantworten, ich und die arme Mama. Wie war es aber nur möglich, die arme Mama noch mehr zu quälen! Wenn man ſie anſah, konnte einem das Herz brechen! Ihre Wangen waren eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen — wie eine Schwindſüchtige ſah ſie aus.

Die größten Vorwürfe wurden mir gemacht. Gewöhnlich begann es mit irgendeiner kleinen Nebenſächlichkeit und dann kam oft Gott weiß was alles zur Sprache, — oft begriff ich nicht einmal, wovon Papa ſprach. Was er da nicht alles vorbrachte! ... Zuerſt die franzöſiſche Sprache, daß ich ein großer Dummkopf und unſere Penſionsvorſteherin eine fahrläſſige, dumme Perſon ſei, ſie ſorge nicht im geringſten für unſere ſittliche Entwickelung; dann — daß er noch immer keine Anſtellung finden könne und daß die Grammatik von L'Homond nichts tauge, die von Sapolskij ſei bedeutend beſſer; daß man für mich viel Geld verſchwendet habe, ohne Sinn und Nutzen, daß ich ein gefühlloſes, hartherziges Mädchen ſei, — kurz, ich Arme, die ich mir die größte Mühe gab, franzöſiſche Vokabeln und Geſpräche auswendig zu lernen, war an allem ſchuld und mußte alle Vorwürfe hinnehmen. Aber er tat es ja nicht etwa deshalb, weil er uns nicht liebte: im Gegenteil, er liebte uns über alle Maßen! Es war nun einmal ſein Charakter ...

Oder nein: es waren die Sorgen, die Enttäuſchungen und Mißerfolge, die ſeinen urſprünglich guten Charakter ſo verändert hatten: er wurde mißtrauiſch, war oft ganz verbittert und der Verzweiflung nahe, begann ſeine Geſundheit zu vernachläſſigen, er-

kältete ſich und — ſtarb dann auch nach kurzem Krankenlager, ſo plötzlich, ſo unerwartet, daß wir es noch tagelang nicht faſſen konnten! Wir waren wie betäubt von dieſem Schlage. Mama war wie erſtarrt, ich fürchtete anfänglich für ihren Verſtand. Kaum aber war er geſtorben, da kamen ſchon die Gläubiger in Scharen zu uns. Alles, was wir hatten, gaben wir ihnen hin. Unſer Häuschen auf der Petersburger Seite, das Papa ein halbes Jahr nach unſerer Ankunft in Petersburg gekauft hatte, mußte gleichfalls verkauft werden. Ich weiß nicht, wie es mit dem Uebrigen wurde, wir blieben jedenfalls ohne Obdach, ohne Geld, ſchutzlos, mittellos ... Mama war krank — es war ein ſchleichendes Fieber, das nicht weichen wollte — verdienen konnten wir nichts, ſo waren wir dem Verderben preisgegeben. Ich war erſt vierzehn Jahre alt.

Da beſuchte uns zum erſtenmal Anna Fedorowna. Sie gibt ſich immer für eine Gutsbeſitzerin aus und verſichert, ſie ſei mit uns nahe verwandt. Mama aber ſagte, ſie ſei allerdings verwandt mit uns, nur ſei dieſe Verwandtſchaft eine ſehr weitläufige. Als Papa noch lebte, war ſie nie zu uns gekommen. Sie erſchien mit Tränen in den Augen und beteuerte, daß ſie an unſerem Unglück großen Anteil nehme. Sie bemitleidete uns lebhaft, äußerte ſich dann aber dahin, daß Papa an unſerem ganzen Mißgeſchick ſchuld ſei: er habe gar zu hoch hinaus gewollt und gar zu ſehr auf ſeine eigene Kraft gebaut. Ferner äußerte ſie als „einzige Verwandte" den Wunſch, uns näher zu treten, und machte den Vorſchlag, Geweſenes zu vergeſſen. Als Mama

darauf erwiderte, daß ſie nie irgendwelchen Groll gegen ſie gehegt habe, weinte ſie ſogar vor lauter Rührung, führte Mama in die Kirche und beſtellte eine Seelenmeſſe für den „toten Liebling", wie ſie den Entſchlafenen plötzlich nannte. Darauf verſöhnte ſie ſich in aller Feierlichkeit mit Mama.

Dann, nach langen Vorreden und Randbemerkungen und nachdem ſie uns in grellen Farben unſere ganze hoffnungsloſe Lage klargemacht, von unſerer Mittel-, Schutz- und Hilfloſigkeit geſprochen hatte, forderte ſie uns auf, ihr Obdach mit ihr zu teilen, wie ſie ſich ausdrückte. Mama dankte für ihre Freundlichkeit, konnte ſich aber lange nicht entſchließen, der Aufforderung Folge zu leiſten, doch da uns nichts anderes übrig blieb, ſo ſah ſie ſich zu guter Letzt gezwungen, Anna Fedorowna mitzuteilen, daß ſie ihr Anerbieten dankbar annehmen wolle.

Wie deutlich erinnere ich mich noch jenes Morgens, an dem wir von der Petersburger Seite nach dem anderen Stadtteil, dem Waſſilij Oſtroff, überſiedelten! Es war ein klarer, trockener, kalter Herbſtmorgen. Mama weinte. Und ich war ſo traurig: es war mir, als ſchnüre mir eine unerklärliche Angſt die Bruſt zuſammen . . . Es war eine ſchwere Zeit . . .

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

II.

Anfangs, ſo lange wir uns noch nicht eingelebt hatten, empfanden wir beide, Mama und ich, eine gewiſſe Bangigkeit in der Wohnung Anna Fedorownas,

wie man ſie zu empfinden pflegt, wenn einem etwas nicht ganz geheuer erſcheint. Anna Fedorowna lebte in ihrem eigenen Hauſe an der Sechſten Linie*). Im ganzen Hauſe waren nur fünf bewohnbare Zimmer. In dreien von ihnen wohnte Anna Fedorowna mit meiner Kuſine Sſaſcha, die als armes Waiſenkind von ihr angenommen war und erzogen wurde. Im vierten Zimmer wohnten wir, und im letzten Zimmer, das neben dem unſrigen lag, wohnte ein armer Student, Pokrowskij, der einzige Mieter im Hauſe.

Anna Fedorowna lebte ſehr gut, viel beſſer, als man es für möglich gehalten hätte, doch ihre Geldquelle war ebenſo rätſelhaft wie ihre Beſchäftigung. Und dabei hatte ſie immer irgend etwas zu tun und lief beſorgt umher, und jeden Tag fuhr und ging ſie mehrmals aus. Doch wohin ſie ging, mit was ſie ſich draußen beſchäftigte und was ſie zu tun hatte, das vermochte ich nicht zu erraten. Sie war mit ſehr vielen und ſehr verſchiedenen Leuten bekannt. Ewig kamen welche zu ihr gefahren und immer in Geſchäften und nur auf ein paar Minuten. Mama führte mich jedesmal in unſer Zimmer, ſobald es klingelte. Darüber ärgerte ſich Anna Fedorowna ſehr und machte meiner Mutter beſtändig den Vorwurf, daß wir gar zu ſtolz ſeien: ſie wollte ja nichts ſagen, wenn wir irgendeinen Grund, wenn wir wirklich Urſache hätten, ſtolz zu ſein, aber ſo! . . . und ſtundenlang fuhr ſie dann in dieſem Tone fort. Damals begriff ich dieſe Vorwürfe nicht, und ebenſo habe ich erſt jetzt erfahren, oder richtiger.

*) Die Hauptſtraßen auf Waſſilij-Oſtroff werden „Linien“ genannt. E. K. R.

erraten, weshalb Mama ſich anfangs nicht entſchließen konnte, Anna Fedorownas Gaſtfreundſchaft anzunehmen.

Sie iſt ein ſchlechter Menſch, dieſe Anna Fedorowna. Ewig quälte ſie uns. Aber eins iſt mir auch jetzt noch ein Rätſel: wozu lud ſie uns überhaupt zu ſich ein? Anfangs war ſie noch ganz freundlich zu uns, dann aber kam bald ihr wahrer Charakter zum Vorſchein, als ſie ſah, daß wir vollſtändig hilflos und nur auf ihre Gnade angewieſen waren. Später wurde ſie zu mir wieder freundlicher, vielleicht zu freundlich: ſie ſagte mir dann ſogar plumpe Schmeicheleien, doch vorher hatte ich ebenſoviel auszuſtehen wie Mama. Ewig machte ſie uns Vorwürfe und ſprach zu uns von nichts anderem, als von den Wohltaten, die ſie uns erwies. Und allen fremden Leuten ſtellte ſie uns als ihre armen Verwandten vor, als mittelloſe, ſchutzloſe Witwe und Waiſe, die ſie nur aus Mitleid und chriſtlicher Nächſtenliebe bei ſich aufgenommen habe und nun ernähre. Bei Tiſch verfolgte ſie jeden Biſſen, den wir zu nehmen wagten, mit den Augen, wenn wir aber nichts aßen, oder gar zu wenig, ſo war ihr das auch wieder nicht recht: dann hieß es, ihr Eſſen ſei uns wohl nicht gut genug, wir mäkelten, ſie gebe eben, was ſie habe und begnüge ſich ſelbſt damit — vielleicht könnten wir uns ſelbſt etwas Beſſeres leiſten, das könne ſie ja nicht wiſſen, uſw., uſw. Ueber Papa mußte ſie jeden Augenblick etwas Schlechtes ſagen, anders ging es nicht. Sie behauptete, er habe immer nobler ſein wollen, als alle anderen, und das habe man nun davon: Frau und Tochter könnten nun zuſehen,

wo ſie blieben, und wenn ſich nicht unter ihren Verwandten eine chriſtlich liebevolle Seele — das war ſie ſelbſt — gefunden hätte, ſo hätten wir gar noch auf der Straße Hungers ſterben können. Und was ſie da nicht noch alles vorbrachte! Es war nicht einmal ſo bitter, wie es widerlich war, ſie anzuhören.

Mama weinte jeden Augenblick. Ihr Geſundheitszuſtand verſchlimmerte ſich mit jedem Tage, ſie welkte ſichtbar hin, doch trotzdem arbeiteten wir vom Morgen bis zum Abend. Wir nähten auf Beſtellung, was Anna Fedorowna ſehr mißfiel. Sie ſagte, ihr Haus ſei kein Putzgeſchäft. Wir aber mußten uns doch Kleider anfertigen und mußten doch etwas verdienen, um auf alle Fälle wenigſtens etwas eigenes Geld zu haben. Und ſo arbeiteten und ſparten wir denn immer in der Hoffnung, uns bald irgendwo ein Zimmerchen mieten zu können. Doch die anſtrengende Arbeit verſchlimmerte den Zuſtand der Mutter ſehr: mit jedem Tage wurde ſie ſchwächer. Die Krankheit untergrub ihr Leben und brachte ſie unaufhaltſam dem Grabe näher. Ich ſah es, ich fühlte es und konnte doch nicht helfen!

Die Tage vergingen und jeder neue Tag glich dem vorhergegangenen. Wir lebten ſtill für uns, als wären wir gar nicht in der Stadt. Anna Fedorowna beruhigte ſich mit der Zeit — beruhigte ſich, je mehr ſie ihre unbegrenzte Uebermacht einſah und nichts mehr für ſie zu fürchten brauchte. Uebrigens hatten wir ihr noch nie in irgend etwas widerſprochen. Unſer Zimmer war von den drei anderen, die ſie bewohnte, durch einen Korridor getrennt, und neben unſerem lag

nur noch das Zimmer Pokrowskijs, wie ich ſchon erwähnte. Er unterrichtete Sſaſcha, lehrte ſie Franzöſiſch und Deutſch, Geſchichte und Geographie — d. h. „alle Wiſſenſchaften", wie Anna Fedorowna zu ſagen pflegte, und dafür brauchte er für Koſt und Logis nichts zu zahlen.

Sſaſcha war ein ſehr begabtes Mädchen, doch entſetzlich unartig und lebhaft. Sie war damals erſt dreizehn Jahre alt. Schließlich ſagte Anna Fedorowna zu Mama, daß es vielleicht ganz gut wäre, wenn ich mit ihr zuſammen lernen würde, da ich ja in der Penſion den Kurſus ſowieſo nicht beendet hatte. Mama war natürlich ſehr froh über dieſen Vorſchlag, und ſo wurden wir beide gemeinſam ein ganzes Jahr von Pokrowskij unterrichtet.

Pokrowskij war ein armer, ſehr armer Menſch. Seine Geſundheit erlaubte es ihm nicht, regelmäßig die Univerſität zu beſuchen, und ſo war er eigentlich gar kein richtiger „Student", wie er aus Gewohnheit noch genannt wurde. Er lebte ſo ſtill und ruhig in ſeinem Zimmer, daß wir im Nebenzimmer nichts von ihm hörten. Er ſah auch recht eigentümlich aus, bewegte und verbeugte ſich ſo linkiſch und ſprach ſo ſeltſam, daß ich ihn anfangs nicht einmal anſehen konnte, ohne über ihn lachen zu müſſen. Sſaſcha machte immer ihre unartigen Streiche, und das beſonders während des Unterrichts. Er aber war zum Ueberfluß auch noch heftig, ärgerte ſich beſtändig, jede Kleinigkeit brachte ihn aus der Haut: er ſchalt uns, ſchrie uns an, und ſehr oft ſtand er wütend auf und ging fort, noch bevor die Stunde zu Ende war, und ſchloß ſich

wieder in ſeinem Zimmer ein. Dort aber, in ſeinem Zimmer, ſaß er tagelang über den Büchern. Er hatte viele Bücher, und alles ſo ſchöne, ſeltene Exemplare. Er gab noch an ein paar anderen Stellen Stunden und erhielt dafür Geld, doch kaum hatte er welches erhalten, ſo ging er ſogleich hin und kaufte ſich wieder Bücher.

Mit der Zeit lernte ich ihn näher kennen. Er war der beſte und ehrenwerteſte Menſch, der beſte von allen, die mir bis dahin im Leben begegnet waren. Mama achtete ihn ebenfalls ſehr. Und dann wurde er auch mein treuer Freund und ſtand mir am nächſten von allen, — natürlich nach Mama.

In der erſten Zeit beteiligte ich mich — obwohl ich doch ſchon ein großes Mädchen war — an allen Streichen, die Sſaſcha gegen ihn ausheckte, und bisweilen überlegten wir ſtundenlang, wie wir ihn wieder necken und ſeine Geduld auf eine Probe ſtellen könnten. Es war furchtbar ſpaßig, wenn er ſich ärgerte — und wir wollten unſer Vergnügen haben. (Noch jetzt ſchäme ich mich, wenn ich daran zurückdenke.) Einmal hatten wir ihn ſo gereizt, daß ihm Tränen in die Augen traten, und da hörte ich deutlich, wie er zwiſchen den Zähnen halblaut hervorſtieß: „Nichts grauſamer als Kinder!“ Das verwirrte mich: zum erſtenmal regte ſich in mir ſo etwas wie Scham und Reue und Mitleid. Ich errötete bis über die Ohren und bat ihn faſt unter Tränen, ſich zu beruhigen und ſich durch unſere dummen Streiche nicht kränken zu laſſen, doch er klappte das Buch zu und ging in ſein Zimmer, ohne den Unterricht fortzuſetzen.

Den ganzen Tag quälte mich die Reue. Der Gedanke, daß wir Kinder ihn durch unſere boshaften Dummheiten bis zu Tränen geärgert hatten, war mir unerträglich. So hatten wir es nur auf ſeine Tränen abgeſehen! So verlangte es uns, uns an ſeiner ſicher krankhaften Gereiztheit auch noch zu weiden! So war es uns nun alſo doch gelungen, ihn um den Reſt von Geduld zu bringen! So hatten wir ihn, dieſen unglücklichen, armen Menſchen, gezwungen, unter ſeinem grauſamen Los noch mehr zu leiden!

Die ganze Nacht konnte ich nicht ſchlafen — wie mich die Reue quälte! Man ſagt, Reue erleichtere das Herz. Im Gegenteil! Ich weiß nicht, wie es kam, daß ſich in meinen Kummer auch Ehrgeiz miſchte. Ich wollte nicht, daß er mich für ein Kind halte. Ich war damals bereits fünfzehn Jahre alt.

Von dieſem Tage an lebte ich beſtändig in Plänen, wie ich Pokrowskij veranlaſſen könnte, ſeine Meinung über mich zu ändern. Doch an der Ausführung dieſer meiner tauſend Pläne hinderte mich meine Schüchternheit: ich konnte mich zu nichts entſchließen, und ſo blieb es denn bei den Plänen und Träumereien (und was man nicht alles ſo zuſammenträumt, mein Gott!). Nur beteiligte ich mich hinfort nicht mehr an Sſaſchas unartigen Späßen, und auch ſie wurde langſam artiger. Das hatte zur Folge, daß er ſich nicht mehr über uns ärgerte. Doch das war zu wenig für meinen Ehrgeiz.

Nun einige Worte über den ſeltſamſten und bemitleidenswerteſten Menſchen, den ich jemals im Leben kennen gelernt habe. Ich will es deshalb an die-

ſer Stelle tun, weil ich mich mit ihm, den ich bis dahin ſo gut wie gar nicht beachtet hatte, von jenem Tage an aufs lebhafteſte in meinen Gedanken zu beſchäftigen begann.

Von Zeit zu Zeit erſchien bei uns im Hauſe ein ſchlecht und unſauber gekleideter, kleiner, grauer Mann, der in ſeinen Bewegungen unſagbar plump und linkiſch war und überhaupt ſehr eigentümlich ausſah. Auf den erſten Blick konnte man glauben, daß er ſich gewiſſermaßen ſeiner ſelbſt ſchäme, daß er für ſeine Exiſtenz ſelbſt um Entſchuldigung bäte. Wenigſtens duckte er ſich immer irgendwie, oder er verſuchte wenigſtens immer irgendwie ſich zu drücken, ſich gleichſam in nichts zu verwandeln, und dieſe ängſtlichen, verſchämten, unſicheren Bewegungen und Gebärden erweckten in jedem den Verdacht, daß er nicht ganz bei vollem Verſtande ſei. Wenn er zu uns kam, blieb er gewöhnlich im Flur hinter der Glastür ſtehen und wagte nicht, einzutreten. Ging zufällig jemand von uns — ich oder Sſaſcha — oder jemand von den Dienſtboten, die ihm freundlicher geſinnt waren — durch den Korridor und erblickte man ihn dort hinter der Tür, ſo begann er zu winken und mit Geſten zu ſich zu rufen und verſchiedene Zeichen zu machen: nickte man ihm dann zu — damit erteilte man ihm die Erlaubnis, und gab ihm zu verſtehen, daß keine fremden Leute im Hauſe waren — oder rief man ihn, dann erſt wagte er endlich, leiſe die Tür zu öffnen und lächelnd einzutreten, worauf er ſich froh die Hände rieb und ſogleich auf den Zehenſpitzen zum Zimmer Pokrowskijs ſchlich. Dieſer Alte war ſein Vater.

Später erfuhr ich die Lebensgeſchichte dieſes Armen. Er war einmal irgendwo Beamter geweſen, hatte aus Mangel an Fähigkeiten eine ganz untergeordnete Stellung bekleidet. Als ſeine erſte Frau (die Mutter des Studenten Pokrowskij) geſtorben war, hatte er zum zweitenmal geheiratet, und zwar eine halbe Bäuerin. Von dem Augenblick an war im Hauſe kein Friede mehr geweſen: die zweite Frau hatte das erſte Wort geführt und war mit jedem womöglich handgemein geworden. Ihr Stiefſohn — der Student Pokrowskij, damals noch ein etwa zehnjähriger Knabe — hatte unter ihrem Haß viel zu leiden gehabt, doch zum Glück war es anders gekommen. Der Gutsbeſitzer Bükoff, der den Vater, den Beamten Pokrowskij, früher gekannt und ihm einmal ſo etwas wie eine Wohltat erwieſen hatte, nahm ſich des Jungen an und ſteckte ihn in irgendeine Schule. Er intereſſierte ſich für den Knaben nur aus dem Grunde, weil er ſeine verſtorbene Mutter gekannt hatte, als dieſe noch als Mädchen von Anna Fedorowna „Wohltaten“ erfahren und von ihr an den Beamten Pokrowskij verheiratet worden war. Damals hatte Herr Bükoff, als guter Bekannter und Freund Anna Fedorownas, der Braut aus Großmut eine Mitgift von fünftauſend Rubeln gegeben. Wo aber dieſes Geld geblieben war — iſt unbekannt. So erzählte es mir Anna Fedorowna. Der Student Pokrowskij ſelbſt ſprach nie von ſeinen Familienverhältniſſen und liebte es nicht, wenn man ihn nach ſeinen Eltern fragte. Man ſagt, ſeine Mutter ſei ſehr ſchön geweſen, deshalb wundert es mich, daß ſie ſo unvorteilhaft und noch dazu einen ſo

unanſehnlichen Menſchen geheiratet hat. — Sie iſt ſchon früh geſtorben, etwa im vierten Jahre nach der Heirat.

Von der Schule kam der junge Pokrowskij auf ein Gymnaſium und von dort auf die Univerſität. Herr Bükoff, der ſehr oft nach Petersburg zu kommen pflegte, ließ ihn auch dort nicht im Stich und unterſtützte ihn. Leider konnte Pokrowskij wegen ſeiner angegriffenen Geſundheit ſein Studium nicht fortſetzen, und da machte ihn Herr Bükoff mit Anna Fedorowna bekannt, ſtellte ihn ihr perſönlich vor, und ſo zog denn Pokrowskij zu ihr, um für Koſt und Logis Sſaſcha in „allen Wiſſenſchaften" zu unterrichten.

Der alte Pokrowskij ergab ſich aber aus Kummer über die rohe Behandlung, die ihm ſeine zweite Frau zuteil werden ließ, dem ſchlimmſten aller Laſter: er begann zu trinken und war faſt nie ganz nüchtern. Seine Frau prügelte ihn, ließ ihn in der Küche ſchlafen und brachte es mit der Zeit ſo weit, daß er ſich alles widerſpruchslos gefallen ließ und ſich auch an die Schläge gewöhnte. Er war noch gar nicht ſo alt, aber infolge ſeiner ſchlechten Lebensweiſe war er, wie ich bereits erwähnte, tatſächlich nicht mehr ganz bei vollem Verſtande.

Der einzige Reſt edlerer Gefühle war in dieſem Menſchen ſeine grenzenloſe Liebe zu ſeinem Sohne. Man ſagte mir, der junge Pokrowskij ſei ſeiner Mutter ſo ähnlich, wie ein Tropfen Waſſer dem anderen. War es dann vielleicht die Erinnerung an die erſte, gute Frau, die im Herzen dieſes heruntergekommenen Alten eine ſo grenzenloſe Liebe zu ſeinem Sohne er-

weckt hatte? Der Alte ſprach überhaupt von nichts anderem, als von dieſem Sohn. In jeder Woche beſuchte er ihn zweimal. Oefter zu kommen, wagte er nicht, denn der Sohn ſelbſt konnte dieſe väterlichen Beſuche nicht ausſtehen. Dieſe Nichtachtung des Vaters war gewiß ſein größter Fehler. Uebrigens konnte der Alte mitunter auch mehr als unerträglich ſein. Erſtens war er furchtbar neugierig, zweitens ſtörte er den Sohn durch ſeine müßigen Geſpräche und nichtigen, ſinnloſen Fragen beim Arbeiten, und drittens erſchien er nicht immer ganz nüchtern. Der Sohn gewöhnte dem Alten mit der Zeit ſeine ſchlechten Angewohnheiten, ſeine Neugier und ſeine Schwatzhaftigkeit ab, und zu guter Letzt gehorchte ihm der Vater wie einem Gott und wagte ohne ſeine Erlaubnis nicht einmal mehr, den Mund aufzutun.

Der arme Alte konnte ſich über ſeinen Petinka*) — ſo nannte er den Sohn — nicht genug wundern und freuen. Wenn er zu ihm kam, ſah er immer bedrückt, beſorgt, ſogar ängſtlich aus — wahrſcheinlich deshalb, weil er noch nicht wußte, wie der Sohn ihn empfangen werde. Gewöhnlich konnte er ſich lange nicht entſchließen, einzutreten, und wenn er mich dann erblickte, winkte er mich ſchnell zu ſich heran, um mich oft eine ganze halbe Stunde lang auszufragen, wie es dem Petinka gehe, was er mache, ob er geſund ſei und in welcher Stimmung, und ob er ſich nicht mit etwas Wichtigem beſchäftige. Vielleicht ſchreibe er? oder ſtudiere wieder ein philoſophiſches Werk? Und wenn ich ihn dann genügend beruhigt und ermutigt hatte, ent-

*) Diminutiv von Pjotr. E. K. R.

ſchloß er ſich endlich, ganz, ganz leiſe und vorſichtig die Tür zu öffnen und den Kopf ins Zimmer zu ſtecken: ſah er, daß der Sohn nicht böſe war, daß er ihm vielleicht ſogar zum Gruß zunickte, dann trat er ganz behutſam ein, nahm den Mantel und den Hut ab — letzterer war ewig verbeult und durchlöchert, wenn nicht gar mit abgeriſſener Krempe — und hängte beides an einen Haken. Alles tat er ſo vorſichtig und lautlos wie nur möglich. Dann ſetzte er ſich vorſichtig auf einen Stuhl und verwandte keinen Blick mehr von ſeinem Sohn, verfolgte jede ſeiner Bewegungen, jeden Blick, um nur ja die Stimmung ſeines Petinka zu erraten. Sah er, daß der Sohn verſtimmt und ſchlechter Laune war, ſo erhob er ſich ſogleich wieder von ſeinem Platz und ſagte, daß er eben „nur ſo, Petinka, nur auf ein Weilchen" zu ihm gekommen ſei. „Ich bin, ſieh mal, ja, ich bin weit gegangen, kam zufällig hier vorüber, und da trat ich eben auf ein Weilchen ein, um mich etwas auszuruhen. Jetzt will ich wieder gehen." Und dann nahm er ſtill und ergeben ſeinen alten dünnen Mantel und den alten, abgetragenen Hut, klinkte vorſichtig wieder die Tür auf und ging — indem er ſich noch zu einem Lächeln zwang, um das aufwallende Leid im Herzen zu unterdrücken und den Sohn nichts merken zu laſſen.

Doch wenn der Sohn ihn freundlich empfing, dann wußte er ſich vor Freude kaum zu laſſen. Sein Geſicht, ſeine Bewegungen, ſeine Hände — alles ſprach dann von ſeinem Glück. Und wenn der Sohn mit ihm gar zu ſprechen begann, erhob ſich der Alte ſtets ein wenig vom Stuhle, antwortete leiſe und gleich-

ſam untertänig, faſt ſogar ehrfürchtig, und immer beſtrebt, ſich der gewählteſten Ausdrücke zu bedienen, die in dieſem Fall natürlich nur komiſch wirkten. Hinzu kam, daß er entſchieden nicht zu ſprechen verſtand: nach jeden paar Worten verwickelte er ſich im Satz, wurde verlegen, wußte nicht, wo er die Hände, wo er ſich ſelbſt laſſen ſollte — und nachher flüſterte er dann noch mehrmals die Antwort vor ſich hin, wie um das Geſagte zu verbeſſern. War es ihm aber gelungen, gut zu antworten, ſo war er ganz ſtolz, zog die Weſte glatt, rückte an der Krawatte, zupfte den Rock an den Aufſchlägen, und ſeine Miene nahm ſogar den Ausdruck eines gewiſſen Selbſtbewußtſeins an. Bisweilen aber fühlte er ſich dermaßen ermutigt, daß er geradezu kühn wurde: er ſtand vom Stuhl auf, ging zum Bücherregal, nahm irgendein Buch und begann zu leſen, gleichviel was für ein Buch es war. Und alles das tat er mit einer Miene, die größte Gleichmut und Kaltblütigkeit vortäuſchen ſollte, als habe er von jeher das Recht, mit den Büchern des Sohnes nach Belieben umzugehen, und als ſei ihm deſſen Freundlichkeit nichts Ungewohntes. Einmal aber ſah ich zufällig, wie der Alte erſchrak, als der Sohn ihn bat, die Bücher nicht anzurühren: er verlor vollſtändig den Kopf, beeilte ſich, ſein Vergehen wieder gut zu machen, wollte das Buch zwiſchen die anderen wieder hineinzwängen, verdrehte es aber, ſchob es mit dem Kopf nach unten hinein, zog es dann ſchnell wieder hervor, drehte es um und dann nochmals um und ſchob es von neuem falſch hinein, diesmal mit dem Rücken voran und dem Schnitt nach außen, lächelte dabei hilflos, wurde rot und wußte

entſchieden nicht, wie er ſein Verbrechen ſühnen ſollte.

Nach und nach gelang es dem Sohn, den Vater durch Vorhaltungen und gutes Zureden von ſeinen ſchlechten Gewohnheiten abzubringen, und wenn der Alte etwa dreimal nach der Reihe nüchtern erſchienen war, gab er ihm das nächſte Mal fünfundzwanzig oder fünfzig Kopeken, oder noch mehr. Bisweilen kaufte er ihm Stiefel, oder eine Weſte, oder eine Krawatte, und wenn der Alte dann in ſeinem neuen Kleidungsſtück erſchien, war er ſtolz wie ein Hahn. Mitunter kam er auch zu uns und brachte Sſaſcha und mir Pfefferkuchen oder Aepfel und ſprach dann natürlich nur von ſeinem Petinka. Er bat uns, während des Unterrichts aufmerkſam und fleißig zu ſein, und unſerem Lehrer zu gehorchen, denn Petinka ſei ein guter Sohn, ſei der beſte Sohn, den es überhaupt geben könnte, und obendrein, „ein ſo gelehrter Sohn". Wenn er das ſagte, zwinkerte er uns ganz komiſch mit dem linken Auge zu, und ſah uns ſo wichtig und bedeutſam an, daß wir uns gewöhnlich nicht bezwingen konnten und herzlich über ihn lachten. Mama hatte den Alten ſehr gern. Anna Fedorowna wurde von ihm gehaßt, obſchon er vor ihr „niedriger als Gras und ſtiller als Waſſer" war.

Bald hörte ich auf, mich an dem Unterricht zu beteiligen. Pokrowskij hielt mich nach wie vor nur für ein Kind, für ein unartiges kleines Mädchen, wie Sſaſcha. Das kränkte mich ſehr, denn ich hatte mich doch nach Kräften bemüht, mein früheres Benehmen wieder gut zu machen. Aber vergeblich: ich wurde überhaupt nicht beachtet. Das reizte und kränkte mich noch mehr.

Ich ſprach ja faſt gar nicht mit ihm, außer während des Unterrichts, — ich konnte einfach nicht ſprechen. Ich wurde rot und nachher weinte ich irgendwo in einem Winkel — vor Aerger über mich ſelbſt.

Ich weiß nicht, zu was das noch geführt haben würde, wenn uns nicht ein Zufall einander näher gebracht hätte. Das geſchah folgendermaßen:

Eines Abends, als Mama bei Anna Fedorowna ſaß, ſchlich ich mich heimlich in Pokrowskijs Zimmer. Ich wußte, daß er nicht zu Hauſe war, doch vermag ich wirklich nicht zu ſagen, wie ich auf dieſen Gedanken kam, in das Zimmer eines fremden Menſchen zu gehen. Ich tat es zum erſtenmal, obſchon wir über ein Jahr Tür an Tür gewohnt hatten. Mein Herz klopfte ſo ſtark, als wollte es zerſpringen. Ich ſah mich mit einer eigentümlichen Neugier im Zimmer um: es war ganz einfach, ſogar ärmlich eingerichtet, von Ordnung war nicht viel zu ſehen. Auf dem Tiſch und auf den Stühlen lagen Papiere, beſchriebene Blätter. Ueberall nichts als Bücher und Papiere! Ein ſeltſamer Gedanke überkam mich plötzlich: es ſchien mir, daß meine Freundſchaft, ſelbſt meine Liebe wenig für ihn bedeuten könnten. Er war ſo gelehrt und ich ſo dumm, ich wußte nichts, las nichts, beſaß kein einziges Buch ... Mit einem gewiſſen Neid blickte ich nach den langen Bücherregalen, die faſt zu brechen drohten unter der ſchweren Laſt. Aerger erfaßte mich, und Groll und Sehnſucht und Wut! — Ich wollte gleichfalls Bücher leſen, ſeine Bücher, und alle ausnahmslos, und das ſo ſchnell als möglich! Ich weiß nicht, vielleicht dachte ich, daß ich, wenn ich alles wüßte, was er wußte, eher

ſeine Freundſchaft erwerben könnte, als ſo, da ich nichts wußte. Ich ging entſchloſſen zum erſten Bücherregal und nahm, ohne zu zögern, ohne auch nur nachzudenken, den erſten beſten Band heraus — zufällig ein ganz altes, beſtaubtes Buch — und brachte es, zitternd vor Aufregung und Angſt, in unſer Zimmer, um es in der Nacht, wenn Mama ſchlief, beim Schein des Nachtlämpchens zu leſen.

Wie groß aber war mein Verdruß, als ich, in unſerem Zimmer glücklich angelangt, das geraubte Buch aufſchlug und ſah, daß es ein uraltes, vergilbtes und von Würmern halb zerfreſſenes lateiniſches Werk war. Ich beſann mich nicht lange und kehrte ſchnell in ſein Zimmer zurück. Doch gerade wie ich im Begriff war, das Buch wieder auf ſeinen alten Platz zurückzulegen, hörte ich plötzlich die Glastür zum Korridor öffnen und ſchließen und dann Schritte: jemand kam! Ich wollte mich beeilen, doch das abſcheuliche Buch war ſo eng in der Reihe eingepreßt geweſen, daß die anderen Bücher, als ich dieſes herausgenommen, unter dem verringerten Druck ſogleich wieder dicker geworden waren, weshalb der frühere Schickſalsgenoſſe nicht mehr hineinpaßte. Mir fehlte die Kraft, um das Buch hineinzuzwängen. Die Schritte kamen näher: ich ſtieß mit aller Kraft die Bücher zur Seite, und — der verroſtete Nagel, der das eine Ende des Bücherregals hielt und wohl nur auf dieſen Augenblick gewartet hatte, um zu brechen, — brach. Das Brett ſtürzte krachend mit dem einen Ende zu Boden und die Bücher fielen mit Geräuſch herab. Da ging die Tür auf und Pokrowskij trat ins Zimmer.

Ich muß vorausſchicken, daß er es nicht ausſtehen konnte, wenn jemand in ſeinem Zimmer ſich zu tun machte. Wehe dem, der gar ſeine Bücher anzurühren wagte! Wie groß war daher mein Entſetzen, als alle die großen und kleinen Bücher, die dicken und dünnen, eingebundenen und uneingebundenen herabſtürzten, übereinander kollerten und unter dem Tiſch und unter Stühlen und an der Wand in einem ganzen Haufen lagen. Ich wollte fortlaufen, doch dazu war es zu ſpät. „Jetzt iſt es aus," dachte ich, „für immer aus! Ich bin verloren! Ich bin unartig, wie eine Zehnjährige, wie ein kleines dummes Mädchen! Ich bin kindiſch und albern!"

Pokrowskij ärgerte ſich entſetzlich.

„Das fehlte gerade noch!" rief er zornig. „Schämen Sie ſich denn nicht! Werden Sie denn niemals Vernunft annehmen und die Kindertollheiten laſſen?" Und er machte ſich daran, die Bücher aufzuheben.

Ich bückte mich gleichfalls, um ihm zu helfen, doch er verbot es mir barſch:

„Nicht nötig, nicht nötig, laſſen Sie das jetzt! Sie täten beſſer, ſich nicht da einzufinden, wohin man Sie nicht gerufen!"

Meine ſtille Hilfsbereitſchaft, die vielleicht mein Schuldbewußtſein verriet, mochten ihn etwas beſänftigen, wenigſtens fuhr er in milderem, ermahnendem Tone fort, ſo wie er noch vor kurzer Zeit als Lehrer zu mir geſprochen:

„Wann werden Sie endlich Ihre Unbeſonnenheiten aufgeben, wann endlich etwas vernünftiger werden? So ſehen Sie ſich doch ſelbſt an, Sie ſind doch kein

Kind, kein kleines Mädchen mehr, — Sie ſind doch ſchon fünfzehn Jahre alt!"

Und da — wahrſcheinlich um ſich zu überzeugen, ob ich auch wirklich nicht mehr ein kleines Mädchen ſei — ſah er mich an und plötzlich errötete er bis über die Ohren. Ich begriff nicht, weshalb er errötete: ich ſtand vor ihm und ſah ihn mit großen Augen verwundert an. Er wußte nicht, was tun, trat verlegen ein paar Schritte auf mich zu, geriet in noch größere Verwirrung, murmelte irgend etwas, als wolle er ſich entſchuldigen — vielleicht deswegen, weil er es erſt jetzt bemerkt hatte, daß ich ſchon ein ſo großes Mädchen ſei! Endlich begriff ich. Ich weiß nicht, was dann in mir vorging: ich ſah gleichfalls verwirrt zu Boden, errötete noch mehr als Pokrowskij, bedeckte das Geſicht mit den Händen und lief aus dem Zimmer.

Ich wußte nicht, was ich mit mir anfangen, wo ich mich vor Scham verſtecken ſollte. Schon das allein, daß er mich in ſeinem Zimmer vorgefunden hatte! Ganze drei Tage konnte ich ihn nicht anſehen. Ich errötete bis zu Tränen. Die ſchrecklichſten und lächerlichſten Gedanken jagten mir durch den Kopf. Einer der verrückteſten war wohl der, daß ich zu ihm gehen, ihm alles erklären, alles geſtehen und offen alles erzählen wollte, um ihm dann zu verſichern, daß ich nicht wie ein dummes Mädchen gehandelt habe, ſondern in guter Abſicht. Ich hatte mich ſogar ſchon feſt dazu entſchloſſen, doch zum Glück ſank mein Mut und ich wagte es nicht, meinen Vorſatz auszuführen. Ich kann mir denken, was ich damit angeſtiftet hätte! Wirklich, ich ſchäme mich auch jetzt noch, überhaupt nur daran zu denken.

Einige Tage darauf erkrankte Mama — ganz plötzlich und ſogar ſehr gefährlich. In der dritten Nacht ſtieg das Fieber und ſie phantaſierte heftig. Ich hatte ſchon eine Nacht nicht geſchlafen und ſaß wieder an ihrem Bett, gab ihr zu trinken und zu beſtimmten Stunden die vom Doktor verſchriebene Arznei. In der folgenden Nacht verſagte meine Widerſtandskraft, ich war vollſtändig erſchöpft. Von Zeit zu Zeit fielen mir die Augen zu, ich ſah grüne Punkte tanzen, im Kopf drehte ſich alles und jeden Augenblick wollte mich die Bewußtloſigkeit überwältigen, doch dann weckte mich wieder ein leiſes Stöhnen der Kranken: ich fuhr auf und erwachte für einen Augenblick, um von neuem, übermannt von der Mattigkeit, einzuſchlummern. Ich quälte mich. Ich kann mich des Traumes, den ich damals hatte, nicht mehr genau entſinnen, es war aber irgendein ſchrecklicher Spuk, der mich während meines Kampfes gegen die mich immer wieder überwältigende Müdigkeit mit wirren Traumbildern ängſtigte. Entſetzt wachte ich auf. Das Zimmer war dunkel, das Nachtlicht im Erlöſchen: bald ſchlug die Flamme flackernd auf und heller Lichtſchein erfüllte das Zimmer, bald zuckte nur ein kleines blaues Flämmchen und an den Wänden zitterten Schatten, um für Augenblicke faſt vollſtändiger Dunkelheit zu weichen. Ich begann mich zu fürchten, ein ſeltſames Entſetzen erfaßte mich: meine Empfindungen und meine Phantaſie ſtanden noch unter dem Eindruck des grauenvollen Traumes und die Angſt ſchnürte mir das Herz zuſammen . . . Ich ſprang taumelnd vom Stuhl und ſchrie leiſe auf, unter dem quälenden Druck des unbe-

ſtimmten Angſtgefühls. In demſelben Augenblick ging die Tür auf und Pokrowskij trat zu uns ins Zimmer.

Ich weiß nur noch, daß ich in ſeinen Armen aus der Bewußtloſigkeit erwachte. Behutſam ſetzte er mich auf einen Stuhl, gab mir zu trinken und fragte mich beſorgt irgend etwas, das ich nicht verſtand. Ich erinnere mich nicht, was ich ihm antwortete.

„Sie ſind krank, Sie ſind ſelbſt ſehr krank," ſagte er, indem er meine Hand erfaßte. „Sie fiebern, Sie ſetzen Ihre eigene Geſundheit aufs Spiel, wenn Sie ſich ſo wenig ſchonen. Beruhigen Sie ſich, legen Sie ſich hin, ſchlafen Sie. Ich werde Sie in zwei Stunden wecken, beruhigen Sie ſich nur . . . Legen Sie ſich hin, ſchlafen Sie ganz ruhig!" redete er mir zu, ohne mich ein Wort des Widerſpruchs ſagen zu laſſen. Die Erſchöpfung hatte meine letzten Kräfte beſiegt. Die Augen fielen mir vor Schwäche zu. Ich legte mich hin, um, wie ich mir feſt vornahm, nur eine halbe Stunde zu ſchlafen, ſchlief aber bis zum Morgen: Pokrowskij weckte mich auf, als es Zeit war, Mama die Arznei einzugeben.

Als ich mich am nächſten Tage nach einer kurzen Erholung wieder zur Nachtwache anſchickte, entſchloſſen, diesmal nicht wieder einzuſchlafen, wurde etwa gegen elf Uhr an unſere Tür geklopft: ich öffnete — es war Pokrowskij.

„Es wird Sie langweilen, denke ich, ſo allein zu ſitzen," ſagte er, „hier, nehmen Sie dieſes Buch, es wird Sie immerhin etwas zerſtreuen."

Ich nahm das Buch — ich habe vergeſſen, was für ein es war — obſchon ich die ganze Nacht nicht

ſchlief, ſah ich kaum einmal hinein. Es war eine eigentümliche innere Aufregung, die mir keine Ruhe ließ: ich konnte nicht ſchlafen, ich konnte nicht einmal längere Zeit ruhig im Lehnſtuhl ſitzen, — mehrmals ſtand ich auf, um eine Weile im Zimmer umherzugehen. Eine gewiſſe innere Zufriedenheit durchſtrömte mein ganzes Weſen. Ich war ſo froh über die Aufmerkſamkeit Pokrowskijs. Ich war ſtolz auf ſeine Sorge, auf ſeine Bemühungen um mich. Die ganze Nacht dachte ich nur daran und träumte mit offenen Augen. Er kam nicht wieder und ich wußte, daß er in dieſer Nacht nicht wieder kommen würde, aber ich malte mir dafür die nächſte Begegnung aus.

Am folgenden Abend, als die anderen alle ſchon zu Bett gegangen waren, öffnete Pokrowskij ſeine Tür und begann mit mir eine Unterhaltung, indem er auf der Schwelle ſeines Zimmers ſtehen blieb. Ich entſinne mich keines Wortes mehr von dem, was wir damals ſprachen; ich weiß nur noch, daß ich ſchüchtern und verwirrt war, weshalb ich mich entſetzlich über mich ärgerte, und daß ich mit Ungeduld das Ende der Unterhaltung erwartete, obſchon ich mit allen Fibern an ihr hing und den ganzen Tag an nichts anderes gedacht und mir ſogar ſchon Fragen und Antworten zurecht gelegt hatte . . .

Mit dieſem Geſpräch begann unſere Freundſchaft. Während der ganzen Dauer von Mamas Krankheit verbrachten wir jeden Abend einige Stunden zuſammen. Allmählich überwand ich meine Schüchternheit, wenn ich auch nach jedem Geſpräch immer noch Urſache hatte, über mich ſelbſt ungehalten zu ſein. Uebri-

gens erfüllte es mich mit geheimer Freude und ſtolzer Genugtuung, als ich ſah, daß er um meinetwillen ſeine unausſtehlichen Bücher vergaß. Einmal kamen wir zufällig darauf zu ſprechen, wie ſie damals vom Bücherbrett gefallen waren — natürlich im Scherz. Es war ein ſeltſamer Augenblick: ich glaube, ich war g a r zu aufrichtig und naiv. Eine ſeltſame Begeiſterung riß mich mit ſich fort und ich geſtand ihm alles . . . geſtand ihm, daß ich lernen wollte, um etwas zu wiſſen, wie es mich geärgert, daß man mich für ein kleines Mädchen gehalten . . . Wie geſagt, ich befand mich in einer ſehr ſonderbaren Stimmung: mein Herz war weich und in meinen Augen ſtanden Tränen, — ich verheimlichte ihm nichts, ich ſagte ihm alles, alles, erzählte ihm von meiner Freundſchaft zu ihm, von meinem Wunſch, ihn zu lieben, ſeinem Herzen nahe zu ſein, ihn zu tröſten, zu beruhigen . . .

Er ſah mich eigentümlich an, er ſchien verwirrt und erſtaunt zugleich zu ſein und ſagte kein Wort. Das tat mir plötzlich ſehr weh und machte mich traurig. Ich glaubte, er verſtehe mich nicht und mache ſich in Gedanken vielleicht ſogar über mich luſtig. Und plötzlich brach ich in Tränen aus und weinte wie ein Kind: es war mir unmöglich, mich zu beherrſchen, wie ein Krampf hatte es mich erfaßt. Er ergriff meine Hände, küßte ſie, drückte ſie an die Bruſt, redete mir zu, tröſtete mich. Es mußte ihm ſehr nahe gegangen ſein, denn er war tief gerührt. Ich erinnere mich nicht mehr, was er zu mir ſprach, ich weinte und lachte und errötete und weinte wieder vor lauter Seligkeit, und konnte ſelbſt kein Wort hervorbringen. Dennoch entging mir nicht,

daß in Pokrowskij eine gewiſſe Verwirrung und Gezwungenheit zurückblieb. Offenbar konnte er ſich über meinen Gefühlsausbruch, über eine ſo plötzliche, glühende Freundſchaft nicht genug wundern. Vielleicht war zu Anfang nur ſein Intereſſe geweckt, doch ſpäterhin verlor ſich ſeine Zurückhaltung und er erwiderte meine Anhänglichkeit, meine freundlichen Worte, meine Aufmerkſamkeit mit ebenſo aufrichtigen, ehrlichen Gefühlen, wie ich ſie ihm entgegenbrachte, und war ſo aufmerkſam und freundlich zu mir, wie ein aufrichtiger Freund, wie mein leiblicher Bruder. In meinem Herzen war es ſo warm, ſo gut . . . Ich verheimlichte nichts und verſtellte mich nicht: was ich fühlte, das ſah er, und mit jedem Tage trat er mir näher, wurde ſeine Freundſchaft zu mir größer.

Wirklich, ich vermag es nicht zu ſagen, wovon wir in jenen qualvollen und doch ſüßen Stunden unſeres nächtlichen Beiſammenſeins beim zitternden Licht des Lämpchens vor dem Heiligenbilde und faſt dicht am Bett meiner armen, kranken Mutter ſprachen . . . Wir ſprachen von allem, was uns einfiel, wovon das Herz voll war — und wir waren faſt glücklich . . . Ach, es war eine traurige und doch frohe Zeit, beides zugleich. Auch jetzt noch bin ich traurig und froh, wenn ich an ſie zurückdenke. Erinnerungen ſind immer quälend, gleichviel ob es traurige oder frohe ſind. Wenigſtens iſt es bei mir ſo — freilich liegt in dieſer Qual zugleich auch eine gewiſſe Süße. Aber wenn es einem ſchwer wird ums Herz und weh, und wenn man ſich quält und traurig iſt, dann ſind Erinnerungen erfriſchend und belebend wie nach einem heißen Tage küh-

ler Tau, der am feuchten Abend die arme, in der Sonnenglut des Tages welk gewordene Blume erfrischt und wieder belebt.

Mama war bereits auf dem Wege der Besserung — trotzdem fuhr ich fort, die Nächte an ihrem Bett zu verbringen. Pokrowskij gab mir Bücher: anfangs las ich sie nur, um nicht einzuschlafen, dann aufmerksamer und zuletzt mit wahrer Gier. Es war mir, als täte sich eine ganze Welt neuer, mir bis dahin unbekannter, ungeahnter Dinge auf. Neue Gedanken, neue Eindrücke stürmten in Ueberfülle auf mich ein. Und je mehr Aufregung, je mehr Arbeit und Kampf mich die Aufnahme dieser neuen Eindrücke kostete, um so lieber waren sie mir, um so freudvoller erschütterten sie meine ganze Seele. Mit einem Schlage, ganz plötzlich drängten sie sich in mein Herz und ließen es keine Ruhe mehr finden. Es war ein eigentümliches Chaos, das mein ganzes Wesen aufzuregen begann. Nur konnte mich diese geistige Vergewaltigung doch nicht vernichten. Ich war gar zu verschwärmt und träumerisch, und das rettete mich.

Als meine Mutter die Krankheit glücklich überstanden hatte, hörten unsere abendlichen Zusammenkünfte und langen Gespräche auf. Nur hin und wieder fanden wir Gelegenheit, ein paar bedeutungslose, ganz gleichgültige Worte mit einander zu wechseln, doch tröstete ich mich damit, daß ich jedem nichtssagenden Wort eine besondere Bedeutung verlieh und ihm einen geheimen Sinn unterschob. Mein Leben war voll Inhalt, ich war glücklich, war still und ruhig glücklich. Und so vergingen mehrere Wochen . . .

Da trat einmal, wie zufällig, der alte Pokrowskij zu uns ins Zimmer. Er ſchwatzte wieder alles mögliche, war bei auffallend guter Laune, ſcherzte und war ſogar witzig, ſo in ſeiner Art witzig, — bis er endlich mit der großen Neuigkeit, die zugleich die Löſung des Rätſels ſeiner guten Laune war, herauskam, und uns mitteilte, daß genau eine Woche ſpäter Petinkas Geburtstag ſei und daß er an jenem Tage unbedingt zu ſeinem Sohne kommen werde. Er wolle dann die neue Weſte anlegen, und ſeine Frau, ſagte er, habe verſprochen, ihm neue Stiefel zu kaufen. Kurz, der Alte war mehr als glücklich und ſchwatzte unermüdlich.

Sein Geburtstag alſo! Dieſer Geburtstag ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Ich beſchloß ſogleich, ihm zum Beweis meiner Freundſchaft unbedingt etwas zu ſchenken. Aber was? Endlich kam mir ein guter Gedanke: ich wollte ihm Bücher ſchenken. Ich wußte, daß er gern die neueſte Geſamtausgabe der Werke Puſchkins beſeſſen hätte und ſo beſchloß ich, ihm dieſelbe zu kaufen. Ich beſaß an eigenem Gelde etwa dreißig Rubel, die ich mir mit Handarbeiten verdient hatte. Dieſes Geld war eigentlich für ein neues Kleid beſtimmt, das ich mir anſchaffen ſollte. Doch ich ſchickte ſogleich unſere Küchenmagd, die alte Matrjona, zum nächſten Buchhändler, um ſich zu erkundigen, wieviel die neueſte Ausgabe der Werke Puſchkins koſte. O, das Unglück! Der Preis aller elf Bände war, wenn man ſie in gebundenen Exemplaren wollte, etwa ſechzig Rubel. Woher das Geld nehmen? Ich ſann und grübelte und wußte nicht, was tun. Mama um Geld bitten, das wollte ich nicht. Sie würde es mir natür-

lich ſofort gegeben haben, doch dann hätten alle erfahren, daß wir ihm ein Geſchenk machten. Und außerdem wäre es dann kein Geſchenk mehr geweſen, ſondern gewiſſermaßen eine Entſchädigung für ſeine Mühe, die er das ganze Jahr mit mir gehabt. Ich aber wollte ihm die Bücher ganz allein, ganz heimlich ſchenken. Für die Mühe aber, die er beim Unterricht mit mir gehabt, wollte ich ihm ewig zu Dank verpflichtet ſein, ohne ein anderes Entgelt dafür, als meine Freundſchaft. Endlich verfiel ich auf einen Ausweg.

Ich wußte, daß man bei den Antiquaren im Goſtinnyj Dworr*) die neueſten Bücher für den halben Preis erſtehen konnte, wenn man nur zu handeln verſtand. Oft waren es nur wenig mitgenommene, oft ſogar faſt ganz neue Bücher. Dabei blieb es: ich nahm mir vor, bei nächſter Gelegenheit nach dem Goſtinnyj Dworr zu gehen. Dieſe Gelegenheit fand ſich ſchon am folgenden Tage: Mama hatte irgend etwas nötig, das aus einer Handlung beſorgt werden ſollte, und Anna Fedorowna gleichfalls, doch Mama fühlte ſich nicht ganz wohl und Anna Fedorowna hatte zum Glück gerade keine Luſt zum Ausgehen. So kam es, daß ich mit Matrjona alles beſorgen mußte.

Ich fand ſehr bald die betreffende Ausgabe, und zwar in einem hübſchen und gut erhaltenen Einbande. Ich fragte nach dem Preiſe. Zuerſt verlangte der Mann mehr, als die Ausgabe in der Buchhandlung koſtete, doch nach und nach brachte ich ihn ſo weit — was übrigens gar nicht ſo leicht war — daß er, nachdem ich mehrmals fortgegangen und ſo getan hatte, als

*) Größte Kaufhalle in Petersburg. E. K. R.

wolle ich mich an einen anderen wenden, nach und nach vom Preiſe abließ und ſeine Forderung ſchließlich auf fünfunddreißig Rubel feſtſetzte. Welch ein Vergnügen es mir war, zu handeln! Die arme Matrjona konnte gar nicht begreifen, was in mich gefahren war und wozu in aller Welt ich ſoviel Bücher kaufen wollte. Doch wer beſchreibt ſchließlich meinen Aerger: ich beſaß im ganzen nur meine dreißig Rubel, und der Kaufmann wollte mir die Bücher unter keinen Umſtänden billiger abtreten. Ich bat aber und flehte und beredete ihn ſo lange, bis er ſich zu guter Letzt doch erweichen ließ: er ließ noch etwas ab, aber nur zweieinhalb Rubel, mehr, ſagte er, könne er bei allen Heiligen nicht ablaſſen, und er ſchwor und beteuerte immer wieder, daß er es nur für mich tue, weil ich ein ſo nettes Fräulein ſei, und daß er einem anderen Käufer nie und nimmer ſo viel abgelaſſen hätte. Zweieinhalb Rubel fehlten mir! Ich war nahe daran, vor Verdruß in Tränen auszubrechen. Doch da rettete mich etwas ganz Unvorhergeſehenes.

Nicht weit von mir erblickte ich plötzlich den alten Pokrowskij, der an einem der anderen Büchertiſche ſtand. Vier oder fünf der Antiquare umringten ihn und ſchienen ihn durch ihre lebhaften Anpreiſungen bereits ganz eingeſchüchtert zu haben. Ein jeder bot ihm einige ſeiner Bücher an, die verſchiedenſten, die man ſich nur denken kann: mein Gott, was er nicht alles kaufen wollte! Der arme Alte war ganz hilf- und ratlos und wußte nicht, für welches der vielen Bücher, die ihm von allen Seiten empfohlen wurden, er ſich nun eigentlich entſcheiden ſollte. Ich trat auf

ihn zu und fragte, was er denn hier ſuche. Der Alte war ſehr froh über mein Erſcheinen; er liebte mich ſehr, vielleicht gar nicht ſo viel weniger als ſeinen Petinka.

„Ja, eben, ſehen Sie, ich kaufe da eben Büchelchen, Warwara Alexejewna," antwortete er, „für Petinka kaufe ich ein paar Büchelchen. Sein Geburtstag iſt bald und er liebt doch am meiſten Bücher, und da kaufe ich ſie denn eben für ihn . . ."

Der Alte drückte ſich immer ſehr ſonderbar aus, diesmal aber war er noch dazu völlig verwirrt. Was er auch kaufen wollte, immer koſtete es über einen Rubel, zwei oder gar drei Rubel. An die großen Bände wagte er ſich ſchon gar nicht heran, blickte nur ſo von der Seite mit verlangendem Lächeln nach ihnen hin, blätterte etwas in ihnen — ganz zaghaft und ehrfurchtsvoll langſam — beſah wohl auch das eine oder andere Buch von allen Seiten, drehte es in der Hand und ſtellte es wieder an ſeinen Platz zurück.

„Nein, nein, das iſt zu teuer," ſagte er dann halblaut, „aber von hier vielleicht etwas . . ." Und er begann, unter den dünnen Broſchüren und Heftchen, unter Liederbüchern und alten Kalendern zu ſuchen: die waren natürlich billig.

„Aber weshalb wollen Sie denn ſo etwas kaufen," fragte ich ihn, „dieſe Heftchen ſind doch nichts wert!"

„Ach nein," verſetzte er, „nein, ſehen Sie nur, was für hübſche Büchelchen hier unter dieſen ſind, ſehen Sie, wie hübſch!" — Die letzten Worte ſprach er ſo wehmütig und gleichſam zögernd in ſtockendem Tone, daß ich ſchon befürchtete, er werde ſogleich zu weinen

anfangen — vor lauter Kummer darüber, daß die hübſchen Bücher ſo teuer waren — und daß ſogleich ein Tränlein über ſeine bleiche Wange an der roten Naſe vorüberrollen werde.

Ich fragte ihn ſchnell, wieviel Geld er habe.

„Da, hier," — damit zog der Arme ſein ganzes Vermögen hervor, das in ein ſchmutziges Stückchen Zeitungspapier eingewickelt war — „hier, ſehen Sie, ein halbes Rubelchen, ein Zwanzigkopekenſtück, hier Kupfer, auch ſo zwanzig Kopeken ..."

Ich zog ihn ſogleich zu meinem Antiquar.

„Hier, ſehen Sie, ſind ganze elf Bände, die alle zuſammen zweiunddreißig Rubel und fünfzig Kopeken koſten. Ich habe dreißig, legen Sie jetzt zweieinhalb hinzu und wir kaufen alle dieſe elf Bücher und ſchenken ſie ihm gemeinſam!"

Der Alte verlor faſt den Kopf vor Freude, ſchüttelte mit zitternden Händen all ſein Geld aus der Taſche, worauf ihm dann der Antiquar unſere ganze neuerſtandene Bibliothek auflud. Mein Alterchen ſteckte die Bücher in alle Taſchen, belud mit dem Reſt Arme und Hände, und trug ſie dann alle zu ſich nach Haus, nachdem er mir ſein Wort gegeben, daß er ſie am nächſten Tage ganz heimlich zu uns bringen werde.

Richtig, am nächſten Tage kam er zu dem Sohn, ſaß wie gewöhnlich ein Stündchen bei ihm, kam dann zu uns und ſetzte ſich mit einer unſagbar komiſchen und geheimnisvollen Miene zu mir. Lächelnd und die Hände reibend, ſtolz im Bewußtſein, daß er ein Geheimnis beſaß, teilte er mir heimlich mit, daß er die Bü-

cher alle ganz unbemerkt zu uns gebracht und in der Küche verſteckt habe, woſelbſt ſie unter Matrjonas Schutz bis zum Geburtstage unbemerkt verbleiben konnten.

Dann kam das Geſpräch natürlich auf das bevorſtehende große „Feſt“. Der Alte begann ſehr weitſchweifig darüber zu reden, wie die Ueberreichung des Geſchenkes vor ſich gehen ſollte, und je mehr er ſich in dieſes Thema vertiefte, je mehr und je unklarer er darüber ſprach, um ſo deutlicher merkte ich, daß er etwas auf dem Herzen hatte, was er nicht ſagen wollte oder nicht zu ſagen verſtand, vielleicht aber auch nicht recht zu ſagen wagte. Ich ſchwieg und wartete. Seine geheime Freude und ſeine groteske Vergnügtheit, die ſich anfangs in ſeinen Gebärden, in ſeinem ganzen Mienenſpiel, in ſeinem Schmunzeln und einem gewiſſen Zwinkern mit dem linken Auge verraten hatten, waren allmählich verſchwunden. Er war ſichtlich von innerer Unruhe geplagt und ſchaute immer bekümmerter drein. Endlich hielt er es nicht länger aus und begann zaghaft:

„Hören Sie, wie wäre es, ſehen Sie mal, Warwara Alexejewna... wiſſen Sie was, Warwara Alexejewna?...“ Der Alte war ganz konfus. „Ja, ſehen Sie: wenn nun jetzt ſein Geburtstag kommt, dann nehmen Sie zehn Bücher und ſchenken ihm dieſe ſelbſt, das heißt alſo von ſich aus, von Ihrer Seite ſozuſagen ...ich aber werde dann den letzten Band nehmen und ihn ganz allein von mir aus überreichen, alſo ſozuſagen ausdrücklich von meiner Seite. Sehen Sie, dann haben Sie etwas zu ſchenken, und auch ich habe

etwas zu ſchenken, wir werden dann eben ſozuſagen beide etwas zu ſchenken haben ...“

Hier geriet der Alte ins Stocken und wußte nicht, wie er fortfahren ſollte. Ich ſah von meiner Arbeit auf: er ſaß ganz ſtill und erwartete ſchüchtern, was ich wohl dazu ſagen werde.

„Aber weshalb wollen Sie denn nicht gemeinſam mit mir ſchenken, Sachar Petrowitſch?“ fragte ich.

„Ja ſo, Warwara Alexejewna, das iſt ſchon ſo, wie geſagt ... — ich meine ja nur eben ſozuſagen ...“

Kurz, der Alte verſtand ſich nicht auszudrücken, blieb wieder ſtecken und kam nicht weiter.

„Sehen Sie,“ hub er dann nach kurzem Schweigen von neuem an, „ich habe nämlich, müſſen Sie wiſſen, den Fehler, daß ich mitunter nicht ganz ſo bin, wie man ſein muß ... das heißt, ich will Ihnen geſtehen, Warwara Alexejewna, daß ich eigentlich immer dumme Streiche mache ... das iſt nun ſchon einmal ſo mit mir ... und iſt gewiß ſehr ſchlecht von mir ... Das kommt, ſehen Sie, ganz verſchiedentlich ... es iſt draußen mitunter ſo eine Kälte, auch gibt es da Unannehmlichkeiten, oder man iſt eben einmal wehmütig geſtimmt, oder es geſchieht ſonſt irgend etwas nicht Gutes, und da halte ich es denn mitunter nicht aus und ſchlage eben über die Schnur und trinke ein überflüſſiges Gläschen. Dem Petruſcha aber iſt das ſehr unangenehm. Denn er, ſehen Sie, er ärgert ſich darüber und ſchilt mich und erklärt mir, was Moral iſt. Alſo deshalb, ſehen Sie, würde ich ihm jetzt gern mit meinem Geſchenk beweiſen, daß ich anfange, mich gut auf-

zuführen, ſeine Lehren zu beherzigen und überhaupt mich zu beſſern. Daß ich alſo, mit anderen Worten, geſpart habe, um das Buch zu kaufen, lange geſpart, denn ich habe doch ſelbſt gar kein Geld, ſehen Sie, es ſei denn, daß Petinka mir hin und wieder welches gibt. Das weiß er. Alſo wird er dann ſehen, wozu ich ſein Geld benutzt habe: daß ich alles nur für ihn tue."

Er tat mir ſo leid, der Alte! Ich dachte nicht lange nach. Der Alte ſah mich in erwartungsvoller Unruhe an.

„Hören Sie, Sachar Petrowitſch," ſagte ich, „ſchenken Sie ſie ihm alle."

„Wie alle? Alle Bände?"

„Nun ja, alle Bände."

„Und das von mir, von meiner Seite?"

„Ja, von Ihrer Seite."

„Ganz allein von mir? Das heißt, in meinem Namen?"

„Nun ja doch, verſteht ſich, in Ihrem Namen."

Ich glaube, daß ich mich deutlich genug ausdrückte, doch es dauerte eine Zeitlang, bis der Alte mich begriff.

„Na ja," ſagte er ſchließlich nachdenklich, „ja! — das würde ſehr gut ſein, wirklich ſehr gut, aber wie bleibt es dann mit Ihnen, Warwara Alexejewna?"

„Ich werde dann einfach nichts ſchenken."

„Wie!" rief der Alte faſt erſchrocken, „Sie werden Petinka nichts ſchenken? Sie wollen ihm kein Geſchenk machen?"

Ich bin überzeugt, daß der Alte in dieſem Augen-

blick im Begriff war, das Angebot zurückzuweiſen, nur damit auch ich ſeinem Sohne etwas ſchenken könne. Er war doch ein herzensguter Menſch, dieſer Alte!

Ich verſicherte ihm zugleich, daß ich ja ſehr gern ſchenken würde, nur wolle ich ihm die Freude nicht ſchmälern.

„Und wenn Ihr Sohn mit dem Geſchenk zufrieden ſein wird," fuhr ich fort, „und Sie ſich freuen werden, dann werde auch ich mich freuen."

Damit gelang es mir, den Alten zu beruhigen. Er blieb noch ganze zwei Stunden bei uns, vermochte aber in dieſer Zeit keine Minute lang ruhig zu ſitzen: er erhob ſich, ging umher, ſprach lauter als je, tollte mit Sſaſcha umher, küßte heimlich meine Hand, und ſchnitt Geſichter hinter Anna Fedorownas Stuhl, bis dieſe ihn endlich nach Hauſe ſchickte. Kurz, der Alte war rein aus Rand und Band vor lauter Freude, wie er es bis dahin vielleicht in ſeinem ganzen Leben noch nicht geweſen war.

Am Morgen des feierlichen Tages erſchien er pünktlich um elf Uhr, gleich von der Frühmeſſe aus, erſchien in anſtändigem, ausgebeſſertem Rock und tatſächlich in neuen Stiefeln und mit neuer Weſte. In jeder Hand trug er ein Bündel Bücher — Matrjona hatte ihm dazu zwei Servietten geliehen. Wir ſaßen gerade alle bei Anna Fedorowna und tranken Kaffee (es war ein Sonntag). Der Alte begann, glaube ich, damit, daß Puſchkin ein ſehr guter Dichter geweſen ſei; davon ging er, übrigens nicht ohne gewiſſe Unſicherheit und Verlegenheit und mehr als einmal ſtockend, aber doch ziemlich plötzlich, auf ein anderes Thema über, nämlich

darauf, daß man ſich gut aufführen müſſe: wenn der Menſch das nicht tue, ſo ſei das ein Zeichen, daß er „dumme Streiche mache“. Schlechte Neigungen hätten eben von jeher den Menſchen herabgezogen und verdorben. Ja, er zählte ſogar mehrere abſchreckende Beiſpiele von Unenthaltſamkeit auf, und ſchloß damit, daß er ſelbſt ſich ſeit einiger Zeit vollkommen gebeſſert habe und ſich jetzt muſterhaft aufführe. Er habe auch früher ſchon die Richtigkeit der Lehren ſeines Sohnes erkannt und ſie ſchon lange innerlich beherzigt, jetzt aber habe er begonnen, ſich auch in der Tat aller ſchlechten Dinge zu enthalten und ſo zu leben, wie er es ſeiner Erkenntnis gemäß für richtig halte. Zum Beweis aber ſchenke er hiermit die Bücher, für die er ſich im Laufe einer langen Zeit das nötige Geld zuſammengeſpart habe.

Ich hatte Mühe, mir die Tränen und das Lachen zu verbeißen, während der arme Alte redete. So hatte er es doch verſtanden, zu lügen, ſobald es nötig war!

Die Bücher wurden ſogleich feierlich in Pokrowskijs Zimmer gebracht und auf dem Bücherbrett aufgeſtellt. Pokrowskij ſelbſt hatte natürlich ſofort die Wahrheit erraten.

Der Alte wurde aufgefordert, zum Mittageſſen zu bleiben. Wir waren an dieſem Tage alle recht luſtig. Nach dem Eſſen ſpielten wir ein Pfänderſpiel und dann Karten. Sſaſcha tollte und war ſo ausgelaſſen wie nur je, und ich ſtand ihr in nichts nach. Pokrowskij war ſehr aufmerkſam gegen mich und ſuchte immer nach einer Gelegenheit, mich unter vier Augen zu ſprechen, doch ließ ich mich nicht einfangen. Das

war der ſchönſte Tag in dieſen vier Jahren meines Lebens!

Jetzt, von ihm ab, kommen nur noch traurige, ſchwere Erinnerungen, jetzt beginnt die Geſchichte meiner dunklen Tage. Wohl deshalb will es mir ſcheinen, als ob meine Feder langſamer ſchreibe, als beginne ſie, müde zu werden und als wolle es nicht gut weiter gehen mit dem Erzählen. Deshalb habe ich wohl auch ſo ausführlich und mit ſo viel Liebe alle Einzelheiten meiner Erlebniſſe in jenen glücklichen Tagen meines Lebens beſchrieben. Sie waren ja ſo kurz, dieſe Tage. So bald wurden ſie von Kummer, von ſchwerem Kummer verdrängt, und nur Gott allein mag wiſſen, wann der einmal ein Ende nehmen wird.

Mein Unglück begann mit der Krankheit und dem Tode Pokrowskijs.

Es waren etwa zwei Monate ſeit ſeinem Geburtstage vergangen, als er erkrankte. In dieſen zwei Monaten hatte er ſich unermüdlich um eine Anſtellung, die ihm eine Exiſtenzmöglichkeit gewährt hätte, bemüht, denn bis dahin hatte er ja noch nichts. Wie alle Schwindſüchtigen, gab auch er die Hoffnung, noch lange zu leben, bis zum letzten Augenblick nicht auf. Einmal ſollte er irgendwo als Lehrer angeſtellt werden, doch hatte er einen unüberwindlichen Widerwillen gegen dieſen Beruf. In den Staatsdienſt zu treten, verbot ihm ſeine angegriffene Geſundheit. Außerdem hätte er dort lange auf das erſte etatsmäßige Gehalt warten müſſen. Kurz, Pokrowskij ſah überall nichts als Mißerfolge. Das war natürlich von ſchlechtem Einfluß auf ihn. Er rieb ſich auf. Er opferte ſeine

Geſundheit. Freilich beachtete er es nicht. Der Herbſt kam. Jeden Tag ging er in ſeinem leichten Mantel aus, um wieder irgendwo um eine Anſtellung zu bitten, — was ihm dabei eine Qual war. Und ſo kam er dann immer müde, hungrig, vom Regen durchnäßt und mit naſſen Füßen nach Haus, bis er endlich ſo weit war, daß er ſich zu Bett legen mußte — um nicht wieder aufzuſtehen ... Er ſtarb im Spätherbſt, Ende Oktober.

Ich pflegte ihn. Während der ganzen Dauer ſeiner Krankheit verließ ich nur ſelten ſein Zimmer. Oft ſchlief ich ganze Nächte nicht. Meiſt lag er bewußtlos im Fieber und phantaſierte; dann ſprach er Gott weiß wovon, zuweilen auch von der Anſtellung, die er in Ausſicht hatte, von ſeinen Büchern, von mir, vom Vater ... und da erſt hörte ich vieles von ſeinen Verhältniſſen, was ich noch gar nicht gewußt und nicht einmal geahnt hatte.

In der erſten Zeit ſeiner Krankheit und meiner Pflege ſahen mich alle im Hauſe etwas ſonderbar an, und Anna Fedorowna ſchüttelte den Kopf. Doch ich blickte allen offen in die Augen, und da hörte man denn auf, meine Teilnahme für den Kranken zu verurteilen — wenigſtens Mama tat es nicht mehr.

Hin und wieder erkannte mich Pokrowskij, doch geſchah das verhältnismäßig ſelten. Er war faſt die ganze Zeit nicht bei Beſinnung. Bisweilen ſprach er lange, lange, oft ganze Nächte lang in unklaren, dunklen Worten zu irgend jemand, und ſeine heiſere Stimme klang in dem engen Zimmer ſo dumpf wie in einem Sarge. Dann fürchtete ich mich. Namentlich

in der letzten Nacht war er wie rasend: er litt entsetzlich und quälte sich, und sein Stöhnen zerriß mir das Herz. Alle im Hause waren erschüttert. Anna Fedorowna betete die ganze Zeit, Gott möge ihn schneller erlösen. Der Arzt wurde gerufen. Er sagte, daß der Kranke wohl nur noch bis zum nächsten Morgen leben werde.

Der alte Pokrowskij verbrachte die ganze Nacht im Korridor, dicht an der Tür zum Zimmer seines Sohnes: dort hatte man ihm ein Lager zurecht gemacht, irgendeine Matte als Unterlage auf den Fußboden gelegt. Jeden Augenblick kam er ins Zimmer, — es war schrecklich, ihn anzusehen. Der Schmerz hatte ihn so gebrochen, daß er fast vollkommen teilnahmslos, ganz gefühllos und gedankenlos erschien. Sein Kopf zitterte. Sein ganzer Körper zitterte und sein Mund flüsterte mechanisch irgend etwas vor sich hin. Es schien mir, daß er vor Schmerz den Verstand verlieren werde.

Vor Tagesanbruch sank der Alte auf seiner Matte im Korridor endlich in Schlaf. Gegen acht Uhr begann der Sohn zu sterben. Ich weckte den Vater. Pokrowskij war bei vollem Bewußtsein und nahm von uns allen Abschied. Seltsam! Ich konnte nicht weinen, aber ich glaubte es körperlich zu fühlen, wie mein Herz in Stücke zerriß.

Doch das Qualvollste waren für mich seine letzten Augenblicke. Er bat lange, lange um irgend etwas, doch konnte ich seine Worte nicht mehr verstehen, da seine Zunge bereits steif war. Mein Herz krampfte sich zusammen. Eine ganze Stunde war er unruhig, und

immer wieder bat er um irgend etwas, bemühte er ſich, mit ſeiner bereits ſteif gewordenen Hand ein Zeichen zu machen, um dann wieder mit trauriger, dumpfheiſerer Stimme um etwas zu bitten — doch die Worte waren nur zuſammenhangloſe Laute, und wieder konnte ich nichts verſtehen. Ich führte alle einzeln an ſein Bett, reichte ihm zu trinken, er aber ſchüttelte immer nur langſam den Kopf und ſah mich ſo traurig an. Endlich erriet ich, was er wollte: er bat, den Fenſtervorhang aufzuziehen und die Läden zu öffnen. Er wollte wohl noch einmal den Tag ſehen, das Gotteslicht, die Sonne.

Ich zog den Vorhang fort und ſtieß die Läden auf, doch der anbrechende Tag war trübe und traurig, wie das erlöſchende arme Leben des Sterbenden. Von der Sonne war nichts zu ſehen. Wolken verhüllten den Himmel mit einer dicken Nebelſchicht, ſo regneriſch, düſter und ſchwermütig war es. Ein feiner Regen ſchlug leiſe an die Fenſterſcheiben und rann in klaren, kalten Waſſerſtreifen an ihnen herab. Es war trüb und dunkel. Das bleiche Tageslicht drang nur ſpärlich ins Zimmer, wo es das zitternde Licht des Lämpchens vor dem Heiligenbilde kaum merklich verdrängte. Der Sterbende ſah mich traurig, ſo traurig an und bewegte dann leiſe, wie zu einem müden Schütteln, den Kopf. Nach einer Minute ſtarb er.

Für die Beerdigung ſorgte Anna Fedorowna. Es wurde ein ganz, ganz einfacher Sarg gekauft und ein Laſtwagen gemietet. Zur Deckung der Unkoſten aber wurden alle Bücher und Sachen des Verſtorbenen von Anna Fedorowna beſchlagnahmt. Der Alte wollte ihr die Hinterlaſſenſchaft ſeines Sohnes nicht abtreten,

ſtritt mit ihr, lärmte, nahm ihr die Bücher fort, ſtopfte ſie in alle Taſchen, in den Hut, wo immer er ſie nur unterbringen konnte, ſchleppte ſie drei Tage mit ſich herum und trennte ſich auch dann nicht von ihnen, als wir zur Kirche gehen mußten. Alle dieſe Tage war er ganz wie ein Geiſtesgeſtörter. Mit einer ſeltſamen Geſchäftigkeit machte er ſich ewig etwas am Sarge zu ſchaffen: bald zupfte er ein wenig die grünen Blätter zurecht, bald zündete er die Kerzen an, um ſie wieder auszulöſchen und dann wieder anzuzünden. Man ſah es, daß ſeine Gedanken nicht länger als einen Augenblick bei etwas Beſtimmtem verweilen konnten.

Der Totenmeſſe in der Kirche wohnten weder Mama noch Anna Fedorowna bei. Mama war krank, Anna Fedorowna aber, die ſich bereits angekleidet hatte, geriet wieder mit dem alten Pokrowskij in Streit, ärgerte ſich und blieb zu Haus. So waren nur ich und der Alte in der Kirche. Während des Gottesdienſtes ergriff mich plötzlich eine unſagbare Angſt — wie eine dunkle Ahnung deſſen, was mir bevorſtand. Ich konnte mich kaum auf den Füßen halten.

Endlich wurde der Sarg geſchloſſen, auf den Laſtwagen gehoben und fortgeführt. Ich begleitete ihn nur bis zum Ende der Straße. Dann fuhr der Fuhrmann im Trab weiter. Der Alte lief hinter ihm her und weinte laut, und ſein Weinen zitterte und brach oft ab, da das Laufen ihn erſchütterte. Der Arme verlor ſeinen Hut, blieb aber nicht ſtehen, um ihn aufzuheben, ſondern lief weiter. Sein Kopf wurde naß vom Regen. Ein ſcharfer, kalter Wind erhob ſich und ſchnitt ins Geſicht. Doch der Alte ſchien nichts davon zu ſpüren

und lief weinend weiter, bald an der einen, bald an der anderen Seite des Wagens. Die langen Schöße seines fadenscheinigen alten Ueberrocks flatterten wie Flügel im Winde. Aus allen Taschen sahen Bücher hervor und im Arm trug er irgendein großes schweres Buch, das er krampfhaft umklammerte und an die Brust drückte. Die Vorübergehenden nahmen die Mützen ab und bekreuzten sich. Einige blieben stehen und schauten verwundert dem armen Alten nach. Alle Augenblicke fiel ihm aus einer Tasche ein Buch in den Straßenschmutz. Dann rief man ihn an, hielt ihn zurück und machte ihn auf seinen Verlust aufmerksam. Und er hob das Buch auf und lief wieder weiter, dem Sarge nach. Kurz vor der Straßenecke schloß sich ihm eine alte Bettlerin an und folgte gleichfalls dem Sarge. Endlich bog der Wagen um die Straßenecke und verschwand.

Ich ging nach Hause. Zitternd vor Weh warf ich mich meiner Mutter an die Brust. Ich umschlang sie fest mit meinen Armen und küßte sie und plötzlich brach ich in Tränen aus. Und ich schmiegte mich angstvoll an die einzige, die mir als mein letzter Freund noch geblieben war, als hätte ich sie für immer festhalten wollen, damit der Tod mir nicht auch sie noch entreiße . . .

Doch der Tod schwebte damals schon über meiner armen Mutter . . .

— — — — — — — — —

11. Juni.

Wie dankbar bin ich Ihnen, Makar Alexejewitsch, für den gestrigen Spaziergang nach den Inseln! Wie schön es dort war, wie wundervoll grün, und die Luft wie köstlich! — Ich hatte so lange keinen Rasen und

keine Bäume geſehen, — als ich krank war, dachte ich doch, daß ich ſterben müſſe, daß ich beſtimmt ſterben werde — nun können Sie ſich denken, was ich geſtern fühlen mußte, und was empfinden!

Seien Sie mir nicht böſe, daß ich ſo traurig war. Ich fühlte mich ſehr wohl und leicht, aber gerade in meinen beſten Stunden werde ich aus irgendeinem Grunde traurig; ſo geht es mir immer. Und daß ich weinte, das hatte auch nichts auf ſich, ich weiß ſelbſt nicht, weshalb ich immer weinen muß. Ich bin, das fühle ich, krankhaft überreizt, alle Eindrücke, die ich empfange, ſind krankhaft — krankhaft heftig. Der wolkenloſe blaſſe Himmel, der Sonnenuntergang, die Abendſtille — alles das — ich weiß wirklich nicht, — ich war geſtern jedenfalls in der Stimmung, alle Eindrücke ſchwer und qualvoll zu nehmen, ſo daß das Herz bald übervoll war und die Seele nach Tränen verlangte. Doch wozu ſchreibe ich Ihnen das alles? Das Herz wird ſich nur ſo ſchwer über alles dies klar, um wie viel ſchwerer iſt es da noch, alles wiederzugeben! Aber vielleicht verſtehen Sie mich doch.

Leid und Freude! Wie gut Sie doch ſind, Makar Alexejewitſch! Geſtern blickten Sie mir ſo in die Augen, als wollten Sie in ihnen leſen, was ich empfand, und Sie waren glücklich über meine Freude. War es ein Strauch, eine Allee oder ein Waſſerſtreifen — immer ſtanden Sie da vor mir und fühlten ſich ganz ſtolz und ſchauten mir immer wieder in die Augen, als wäre alles, was Sie mir da zeigten, Ihr Eigentum geweſen. Das beweiſt, daß Sie ein gutes Herz haben, Makar Alexejewitſch. Deshalb liebe ich Sie ja auch.

Nun leben Sie wohl. Ich bin heute wieder krank: gestern bekam ich nasse Füße und habe mich infolgedessen erkältet. Fedora ist noch nicht ganz gesund — ich weiß nicht, was ihr fehlt. So sind wir jetzt beide krank. Vergessen Sie mich nicht, kommen Sie öfter zu uns.

Ihre

W. D.

12. Juni.

Mein Täubchen Warwara Alexejewna!

Ich dachte, mein Kind, Sie würden mir den gestrigen Ausflug in lauter Gedichten beschreiben, und da erhalte ich nun von Ihnen so ein einziges kleines Blättchen! Doch will ich damit nicht tadeln, daß Sie mir nur wenig geschrieben haben: dafür haben Sie alles ungewöhnlich gut und schön beschrieben. Die Natur, die verschiedenen Landschaftsstimmungen, was Sie selber empfanden — das haben Sie mit einem Worte kurz, aber ganz wunderbar geschildert. Ich habe dagegen ganz und gar kein Talent, irgend etwas zu beschreiben: wenn ich auch zehn Seiten vollkritzele, es kommt dabei doch nichts heraus und nichts ist wirklich beschrieben. Das weiß ich selbst nur zu genau.

Sie schreiben mir, meine Liebe, daß ich ein guter Mensch sei, sanftmütig, voll Wohlwollen für alle, unfähig, dem Nächsten etwas Böses zuzufügen, und daß ich die Güte des himmlischen Schöpfers, wie sie in der Natur zum Ausdruck kommt, wohl verstehe, und Sie beehren mich noch mit verschiedenen anderen Lobsprüchen. — Das ist gewiß alles wahr, mein Kind, nichts

als die reine Wahrheit, denn ich bin wirklich ſo, wie Sie ſagen, ich weiß das ſelbſt: und es freut einen auch, wenn man von anderen ſo etwas geſchrieben ſieht, wie das, was Sie mir da geſchrieben haben: es wird einem unwillkürlich froh und leicht zumut — aber ſchließlich kommen einem doch wieder allerlei ſchwere Gedanken. Nun hören Sie mich mal an, mein Kind, ich will Ihnen jetzt mal etwas erzählen.

Ich beginne damit, daß ich auf die Zeit zurückgreife, als ich erſt ſiebzehn Lenze zählte und in den Staatsdienſt trat: nun werden es bald runde dreißig Jahre ſein, daß ich als Beamter tätig bin! Ich habe in der Zeit, was ſoll ich ſagen, genug Uniformröcke abgetragen, bin darüber Mann geworden, auch vernünftiger und klüger, habe Menſchen geſehen und kennen gelernt, habe auch gelebt, ja, warum nicht — ich kann ſchon ſagen, daß ich gelebt habe —, und einmal wollte man mich ſogar zur Auszeichnung vorſchlagen: man wollte mir nämlich für meine Dienſte ein Kreuz verleihen. Sie werden mir das letztere vielleicht nicht glauben, aber es war wirklich ſo, ich lüge Ihnen nichts vor. Nun, was kam dabei heraus, mein Kind? Ja, ſehen Sie, es finden ſich immer und überall ſchlechte Menſchen. Aber wiſſen Sie, was ich Ihnen ſagen werde, meine Liebe: ich bin zwar ein ungebildeter Menſch, meinetwegen ſogar ein dummer Menſch, aber das Herz, das in mir ſchlägt, iſt genau ſo, wie das Herz anderer Menſchen. Alſo wiſſen Sie, Warinka, was ein böſer Menſch mir antat? Man ſchämt ſich ordentlich, es zu ſagen. Sie fragen, warum er es tat? Einfach darum, weil ich ſo ein Stiller bin, weil ich beſcheiden

bin, weil ich ein guter Kerl bin. Ich war ihnen nicht nach ihrem Geſchmack, und ſo wurde denn alles mir, und immer mir, in die Schuhe geſchoben. Anfangs hieß es, wenn jemand etwas ſchlecht gemacht hatte:

„Eh, Sie da, Makar Alexejewitſch, dies und das!“ — Daraus wurde mit der Zeit:

„Ach, natürlich Makar Alexejewitſch, wer denn ſonſt!“

Jetzt aber heißt es ganz einfach:

„Na, ſelbſtverſtändlich doch Makar Alexejewitſch, was fragen Sie noch!“

Sehen Sie, Kind, ſo kam die ganze Geſchichte. An allem war Makar Alexejewitſch ſchuld. Sie verſtanden weiter nichts, als „Makar Alexejewitſch“ ſozuſagen zum Schlagwort im ganzen Departement zu machen. Und noch nicht genug damit, daß ſie in dieſer Weiſe aus mir ein geflügeltes Wort, faſt ſogar einen geflügelten Tadel, wenn nicht gar ein Schmähwort machten — nein, ſie hatten auch noch an meinen Stiefeln, meinem Rock, meinen Haaren und Ohren, kurz, an allem, was an mir war, etwas auszuſetzen: alles war ihnen nicht recht, alles mußte anders gemacht werden! Und das wiederholt ſich nun ſchon ſeit undenklichen Zeiten jeden Tag! Ich habe mich daran gewöhnt, weil ich mich an alles gewöhne, weil ich ein ſtiller Menſch bin, weil ich ein kleiner Menſch bin. Aber, fragt man ſich ſchließlich, womit habe ich denn das alles verdient? Wem habe ich je etwas Schlechtes getan? Habe ich etwa jemandem den Rang abgelaufen? Oder jemanden bei den Vorgeſetzten angeſchwärzt, um dafür belohnt zu werden? Oder habe ich ſonſt eine Kabale ge-

gen jemanden angeſtiftet? Sie würden ſündigen, Kind, wenn Sie ſo etwas auch nur denken wollten! Bin ich denn einer, der ſo etwas überhaupt fertig brächte? So betrachten Sie mich doch nur genauer, meine Liebe, und dann ſagen Sie ſelbſt, ob ich auch nur die Fähigkeit zu Intrigen und zum Strebertum habe? Alſo wofür treffen mich dann dieſe Heimſuchungen? Doch vergib, Herr! Sie, Warinka, halten mich für einen ehrenwerten Menſchen, Sie aber ſind auch unvergleichlich beſſer, als alle die anderen, jawohl Warinka!

Was iſt die größte bürgerliche Tugend? Ueber dieſe Frage äußerte ſich noch vor ein paar Tagen Jewſtafij Iwanowitſch in einem Privatgeſpräch. Er ſagte: Die größte bürgerliche Tugend ſei — Geld zu ſchaffen. Er ſagte es natürlich im Scherz (ich weiß, daß er es nur im Scherz ſagte), was aber in dem Worte für eine Moral lag (die er eigentlich im Sinne hatte), das war, daß man mit ſeiner Perſon niemandem zur Laſt fallen ſolle. Ich aber falle niemandem zur Laſt! Ich habe mein eigenes Stück Brot. Es iſt ja wohl nur ein einfaches Stück Brot, mitunter ſogar altes, trockenes Brot, aber ich habe es doch, es iſt mein Brot, durch meine Arbeit rechtlich und redlich erworben!

Nun ja, was iſt da zu machen! Ich weiß es ja ſelbſt, daß ich nichts ſonderlich Großes vollbringe, wenn ich in meinem Bureau ſitze und Schriftſtücke abſchreibe. Trotzdem bin ich ſtolz darauf: ich arbeite doch, leiſte doch etwas, tue es durch meiner Hände Arbeit. Nun, und was iſt denn dabei, daß ich nur abſchreibe? Iſt denn das etwa eine Sünde? „Na ja, doch eben immer nur ein Schreiber!“ — Aber was iſt denn dabei

Unehrenhaftes? Meine Handſchrift iſt ſo eingeſchrieben, ſo leſerlich, jeder Buchſtabe wie geſtochen, daß es eine Freude iſt, ſo einen ganzen Bogen zu ſehen, und — Se. Exzellenz ſind zufrieden mit mir. Ich muß die wichtigſten Papiere für Se. Exzellenz abſchreiben. Ja, aber ich habe keinen Stil! Das weiß ich ſelbſt, daß ich ihn nicht habe, den verwünſchten Stil! Mir fehlen die Redewendungen! Ich weiß es, und deshalb habe ich es auch im Dienſt zu nichts gebracht... Auch an Sie, mein Kind, ſchreibe ich jetzt, wie es gerade ſo kommt, ohne alle Kunſt und Feinheit, wie es mir aus dem Herzen in den Sinn ſtrömt... Das weiß ich ſelbſt ganz genau: aber ſchließlich: wenn alle nur Selbſtverfaßtes ſchreiben wollten, wer würde dann — abſchreiben?

Das iſt die Frage. Sehen Sie, und nun, bitte, beantworten Sie ſie mir, meine Liebe.

So ſehe ich denn jetzt ſelbſt ein, daß man mich braucht, daß ich notwendig, daß ich unentbehrlich bin, und daß kein Grund vorliegt, ſich durch müßiges Geſchwätz irre machen zu laſſen. Nun ſchön, meinetwegen bin ich eine Ratte, wenn ſie glauben, eine Aehnlichkeit mit ihr herausfinden zu können. Aber dieſe Ratte iſt nützlich, ohne dieſe Ratte käme man nicht aus, dieſe Ratte iſt ſogar ein Faktor, mit dem man rechnet, und dieſer Ratte wird man bald ſogar eine Gratifikation zuſprechen, — da ſehen Sie, was das für eine Ratte iſt!

Doch jetzt habe ich genug davon geredet. Ich wollte ja eigentlich gar nicht davon ſprechen, aber nun — es kam mal ſo zur Sprache, und da hat's mich denn hinge-

riſſen. Es iſt doch immer ganz gut, von Zeit zu Zeit ſich ſelbſt etwas Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Leben Sie wohl, mein Täubchen, meine gute kleine Tröſterin! Ich werde ſchon kommen, gewiß werde ich kommen und Sie beſuchen, mein Sternchen, um zu ſehen, wie es Ihnen geht und was Sie machen. Grämen Sie ſich bis dahin nicht gar zu ſehr. Ich werde Ihnen ein Buch mitbringen. Alſo leben Sie wohl bis dahin, Warinka.

Wünſche Ihnen von Herzen alles Gute!

Ihr

Makar Djewuſchkin.

20. Juni.

Sehr geehrter Makar Alexejewitſch!

Schreibe Ihnen in aller Eile, denn ich habe ſehr wenig Zeit, — muß eine Arbeit zu einem beſtimmten Termin beenden.

Hören Sie, um was es ſich handelt: es bietet ſich ein guter Gelegenheitskauf. Fedora ſagt, ein Bekannter von ihr habe einen faſt neuen Uniformrock, ſowie Beinkleider, Weſte und Mütze zu verkaufen, und alles, wie ſie ſagt, ſehr billig. Wenn Sie ſich das nun kaufen wollten! Sie haben doch jetzt Geld und ſind nicht mehr in Verlegenheit, — Sie ſagten mir ja ſelbſt, daß Sie Geld haben. Alſo ſeien Sie vernünftig und ſchaffen Sie ſich die Sachen an. Sie haben ſie doch ſo nötig. Sehen Sie ſich doch nur ſelbſt an, in was für alten Kleidern Sie umhergehen. Eine wahre Schande! Alles iſt geflickt. Und neue Kleider haben Sie nicht, das

weiß ich, obſchon Sie verſichern, Sie hätten ſie. Gott weiß, was Sie mit Ihrem neuen Anzug angefangen haben. So hören Sie doch diesmal auf mich und kaufen Sie die Kleider, bitte, tun Sie's! Tun Sie es für mich, wenn Sie mich lieb haben!

Sie haben mir Wäſche geſchenkt. Hören Sie, Makar Alexejewitſch, das geht wirklich nicht ſo weiter! Sie richten ſich zugrunde, denn das iſt doch kein Spaß, was Sie ſchon für mich ausgegeben haben, — entſetzlich, wieviel Geld! Wie Sie verſchwenden können! Ich habe ja nichts nötig, das war ja alles ganz, ganz überflüſſig! Ich weiß, glauben Sie mir, ich weiß, daß Sie mich lieben, deshalb iſt es ganz überflüſſig von Ihnen, mich noch durch Geſchenke immer wieder dieſer Liebe vergewiſſern zu wollen. Wenn Sie wüßten, wie ſchwer es mir fällt, ſie anzunehmen! Ich weiß doch, was ſie Sie koſten. Deshalb ein für allemal: Laſſen Sie es gut ſein, ſchicken Sie mir nichts mehr! Hören Sie? Ich bitte Sie, ich flehe Sie an!

Sie bitten mich, Ihnen die Fortſetzung meiner Aufzeichnungen zuzuſenden, Sie wollen, daß ich ſie beende. Gott, ich weiß ſelbſt nicht, wie ich das fertig gebracht habe, ſoviel zu ſchreiben, wie dort geſchrieben iſt! Nein, ich habe nicht die Kraft, jetzt von meiner Vergangenheit zu ſprechen. Ich will an ſie nicht einmal zurückdenken. Ich fürchte mich vor dieſen Erinnerungen. Und gar von meiner armen Mutter zu ſprechen, deren einziges Kind nach ihrem Tode dieſen Ungeheuern preisgegeben war: das wäre mir ganz unmöglich! Mein Herz blutet, wenn meine Gedanken auch nur von ferne dieſe Erinnerungen ſtreifen. Die

Wunden ſind noch zu friſch! Ich habe noch keine Ruhe, um zu denken, habe mich ſelbſt noch lange nicht beruhigen können, obſchon bereits ein ganzes Jahr vergangen iſt. Doch Sie wiſſen das ja alles!

Ich habe Ihnen auch Anna Fedorownas jetzige Anſichten mitgeteilt. Sie wirft mir Undankbarkeit vor und leugnet es, mit Herrn Bükoff im Einverſtändnis geweſen zu ſein! Sie fordert mich auf, zu ihr zurückzukehren. Sie ſagt, ich lebe von Almoſen und ſei auf einen ſchlechten Weg geraten. Wenn ich zu ihr zurückkehren würde, ſo wolle ſie es übernehmen, die ganze Geſchichte mit Herrn Bükoff beizulegen und ihn zu veranlaſſen, ſeine Schuld mir gegenüber wieder gutzumachen. Sie hat ſogar geſagt, daß Herr Bükoff mir eine Ausſteuer geben wolle. Gott mit ihnen! Ich habe es auch hier gut, unter Ihrem Schutz und bei meiner guten Fedora, die mich mit ihrer Anhänglichkeit an meine alte ſelige Kinderfrau erinnert. Sie aber ſind zwar nur ein entfernter Verwandter von mir, trotzdem beſchützen Sie mich und treten mit Ihrem Namen und Ruf für mich ein. Ich kenne jene anderen nicht, ich werde ſie vergeſſen! — wenn ich es nur vermag?! Was wollen Sie denn noch von mir? Fedora ſagt, das ſei alles nur Klatſch und ſie würden mich zu guter Letzt doch in Ruhe laſſen. Gott gebe es!

W. D.

21. Juni.

Mein Täubchen, mein Liebling!

Ich will Ihnen ſchreiben, weiß aber nicht — womit beginnen?

Iſt das nicht ſonderbar, wie wir beide jetzt hier ſo miteinander leben! Ich ſage das nur deshalb, müſſen Sie wiſſen, weil ich meine Tage noch nie ſo froh verbracht habe. Ganz als hätte mich Gott der Herr mit einem Häuschen und einer Familie geſegnet! Mein Kindchen ſind Sie, mein kleines reizendes!

Was reden Sie da von den vier Hemdchen, die ich Ihnen geſchickt habe! Sie hatten ſie doch nötig — Fedora ſagte es mir. Und mich, liebes Kind, mich macht es doch glücklich, für Sie ſorgen zu können: das iſt nun einmal mein größtes Vergnügen — alſo laſſen Sie mich nur gewähren, Kind, und widerſprechen Sie mir nicht! Noch niemals habe ich ſo etwas erlebt, Herzchen. Jetzt lebe ich doch ein ganz anderes Leben. Erſtens gewiſſermaßen zu zweien, wenn man ſo ſagen darf, denn Sie leben doch jetzt in meiner nächſten Nähe, was mir ein großer Troſt und eine große Freude iſt. Und zweitens hat mich heute mein Zimmernachbar, Rataſájeff — jener Beamte, wiſſen Sie, bei dem literariſche Abende ſtattfinden —, alſo der hat mich heute zum Tee eingeladen. Heute findet bei ihm nämlich wieder ſo eine Verſammlung ſtatt: es ſoll etwas Literariſches vorgeleſen werden. Da ſehen Sie, wie wir jetzt leben, Kindchen — was?!

Nun, leben Sie wohl. Ich habe das alles ja nur ſo geſchrieben, ohne beſonderen Zweck, nur um Sie von meinem Wohlbefinden zu unterrichten. Sie haben mir durch Thereſa ſagen laſſen, daß Sie farbige Nähſeide zur Stickerei benötigen: ich werde ſie kaufen, Kindchen, ich werde ſie Ihnen beſorgen, gleich morgen werde ich

ſie Ihnen beſorgen. Ich weiß auch ſchon, wo ich ſie am beſten kaufen kann. Inzwiſchen verbleibe ich

Ihr aufrichtiger Freund

Makar Djewuſchkin.

22. Juni.

Liebe Warwara Alexejewna!

Ich will Ihnen nur mitteilen, meine Gute, daß bei uns im Hauſe etwas ſehr Trauriges geſchehen iſt, etwas, das jedes Menſchen Mitleid erwecken muß. Heute um fünf Uhr morgens ſtarb Gorſchkoffs kleiner Sohn. Ich weiß nicht recht, woran, — an den Maſern oder, Gott weiß, vielleicht war es auch Scharlach. Da beſuchte ich ſie denn heute, dieſe Gorſchkoffs. Ach, Liebe, was das für eine Armut bei ihnen iſt! Und was für eine Unordnung! Aber das iſt ja ſchließlich kein Wunder: die ganze Familie lebt doch nur in dieſem einen Zimmer, das ſie nur anſtandshalber durch einen Bettſchirm ſo ein wenig abgeteilt haben.

Jetzt ſteht bei ihnen ſchon der kleine Sarg, — ein ganz einfacher, billiger, aber er ſieht doch ganz nett aus, ſie haben ihn gleich fertig gekauft. Der Knabe war neun Jahre alt und ſoll, wie man hört, zu ſchönen Hoffnungen berechtigt haben. Es tut weh, weh vor Mitleid, ſie anzuſehen, Warinka. Die Mutter weint nicht, aber ſie iſt ſo traurig, die Arme. Es iſt für ſie ja vielleicht eine Erleichterung, daß ihnen ein Kindchen abgenommen iſt: es bleiben ihnen noch zwei, die ſie zu ernähren haben: ein Bruſtkind und ein kleines Töchterchen ſo von etwa ſechs Jahren, viel älter kann das zarte Ding noch nicht ſein.

Wie muß einem doch zumute ſein, wenn man ſieht, wie ein Kindchen leidet, und noch dazu das eigene, leibliche Kindchen, und man hat nichts, womit man ihm helfen könnte! Der Vater ſitzt dort in einem alten, ſchmutzigen und fadenſcheinigen Rock auf einem halb zerbrochenen Stuhl. Die Tränen laufen ihm über die Wangen, aber vielleicht gar nicht vor Leid, ſondern nur ſo, aus Gewohnheit — die Augen tränen eben. Er iſt ſo ein Sonderling! Immer wird er rot, wenn man mit ihm ſpricht, und niemals weiß er, was er antworten ſoll. Das kleine Mädchen ſtand dort an den Sarg gelehnt, ſtand ganz ſtill und ernſt und ganz nachdenklich. Ich liebe es nicht, Warinka, wenn ein Kindchen nachdenklich iſt: es beunruhigt einen. Eine Puppe aus alten Zeugſtücken lag auf dem Fußboden, — ſie ſpielte aber nicht mit ihr. Das Fingerchen im Mund: ſo ſtand ſie, — ſtand und rührte ſich nicht. Die Wirtin gab ihr ein Bonbonchen: ſie nahm es, aß es aber nicht. Traurig das alles — nicht wahr, Warinka?

Ihr

Makar Djewuſchkin.

25. Juni.

Beſter Makar Alexejewitſch!

Ich ſende Ihnen Ihr Buch zurück. Das iſt ja ein ganz elendes Ding! — man kann es überhaupt nicht in die Hand nehmen. Wo haben Sie denn dieſe Koſtbarkeit aufgetrieben? Scherz beiſeite — gefallen Ihnen denn wirklich ſolche Bücher, Makar Alexejewitſch? Sie verſprachen mir doch vor ein paar Tagen, mir etwas zum Leſen zu verſchaffen. Ich kann ja auch mit Ihnen

teilen, wenn Sie wollen. Doch jetzt Schluß und auf Wiederſehen! Ich habe wirklich keine Zeit, weiter zu ſchreiben.

W. D.

26. Juni.

Liebe Warinka!

Die Sache iſt nämlich die, Kind, daß ich das Büchlein ſelbſt gar nicht geleſen habe. Es iſt wahr, ich las ein wenig, ſah, daß es irgendein Unſinn war, nur ſo zum Lachen geſchrieben, und um die Leute zu unterhalten. Da dachte ich, nun, dann wird es was Luſtiges ſein und vielleicht auch Warinka gefallen. Und ſo nahm ich es und ſchickte es Ihnen.

Aber nun hat mir Rataſäjeff verſprochen, mir etwas wirklich Literariſches zum Leſen zu verſchaffen. Da werden Sie alſo wieder gute Bücher erhalten, mein Kind. Rataſäjeff — der verſteht ſich darauf! Er ſchreibt doch ſelbſt, und wie er ſchreibt! Gewandt ſchreibt er, und einen Stil hat er, ich ſage Ihnen: einfach großartig! In jedem Wort iſt ein Etwas — ſogar im allergewöhnlichſten, alltäglichſten Wort, in jedem einfachen Satz, in der Art, wie ich zum Beiſpiel manchmal Faldoni oder Thereſa etwas ſage, — ſelbſt da verſteht er noch, ſich ſtilvoll auszudrücken. Ich wohne jetzt ſeinen literariſchen Abenden regelmäßig bei. Wir rauchen Tabak und er lieſt uns vor, lieſt bis fünf Stunden in einem durch, wir aber hören zu, die ganze Zeit. Das ſind nun einfach Perlen, nicht Literatur! Einfach Blumen, duftende Blumen — auf jeder Seite ſo viel Blumen, daß man einen Strauß draus winden kann!

Und im Umgang iſt er ſo freundlich, ſo liebenswürdig. Was bin ich im Vergleich mit ihm, nun was? — Nichts! Er iſt ein angeſehener Mann, ein Mann von Ruf — was aber bin ich? — Nichts! So gut wie nichts, bin neben ihm überhaupt nichts! Er aber beehrt auch mich mit ſeinem Wohlwollen. Ich habe für ihn mal das eine oder andere abgeſchrieben. Nur denken Sie deshalb nicht, Warinka, daß das irgend etwas auf ſich habe, ich meine, daß er mir deshalb wohlgeſinnt ſei, weil ich für ihn abſchreibe! Hören Sie nicht auf ſolche Klatſchgeſchichten, Kind, glauben Sie ihnen nicht, beachten Sie ſie gar nicht weiter! Nein, ich tue es ganz aus freien Stücken, um ihm damit etwas Angenehmes zu erweiſen. Und daß er mir ſein Wohlwollen ſchenkt, das tut er auch nur aus freien Stücken, tut's, um mir eine Freude zu bereiten. Ich bin gar nicht ſo dumm, um das nicht zu verſtehen: man muß nur wiſſen, welch ein Zartgefühl ſich dahinter birgt. Er iſt ein guter, ein ſehr guter Menſch und außerdem ein ganz unvergleichlicher Schriftſteller.

Es iſt eine ſchöne Sache um die Literatur, Warinka, eine ſehr ſchöne, das habe ich vorgeſtern bei ihnen erfahren. Und zugleich eine tiefe Sache! Sie ſtärkt und feſtigt und belehrt die Menſchen — und noch verſchiedenes andere tut ſie, was alles in ihrem Buch aufgezeichnet ſteht. Es iſt wirklich gut geſchrieben! Die Literatur — das iſt ein Bild, das heißt in gewiſſem Sinne, verſteht ſich; ein Bild und ein Spiegel; ein Spiegel der Leidenſchaften und aller inneren Dinge; ſie iſt Belehrung und Erbauung zugleich, iſt Kritik und ein großes menſchliches Dokument. Das habe ich mir

alles von ihnen ſagen laſſen und aus ihren Reden gemerkt. Ich will aufrichtig geſtehen, mein Liebling, wenn man ſo unter ihnen ſitzt und zuhört — und man raucht dabei ſein Pfeifchen, ganz wie ſie — und wenn ſie dann anfangen, ſich gegenſeitig zu meſſen und über die verſchiedenſten Dinge zu disputieren, da muß ich denn einfach wie im Kartenſpiel ſagen: — ich paſſe. Denn wenn die erſt mal loslegen, Kind, dann bleibt unſereinem nichts anderes übrig, dann müſſen wir beide paſſen, Warinka. Ich ſitze dann wie ein alter Erzſchafskopf und ſchäme mich vor mir ſelber. Und wenn man ſich auch den ganzen Abend die größte Mühe gibt, irgendwo ein halbes Wörtchen in das allgemeine Geſpräch mit einzuflechten, ſo iſt man doch nicht einmal dazu fähig. Man kann und kann dieſes halbe Wörtchen nicht finden! Man verfällt aber auch auf rein gar nichts — man mag's anſtellen wie man will! Das iſt wie verhext, Warinka, und man tut ſich ſchließlich ſelber leid, daß man ſo iſt, wie man nun einmal iſt, und daß man das Sprichwort auf ſich anwenden kann: dumm geboren und im Leben nichts dazugelernt.

Was tue ich denn jetzt in meiner freien Zeit? — Schlafe, ſchlafe wie ein alter Eſel. An Stelle dieſes unnützen Schlafens aber könnte man ſich doch auch mit etwas Angenehmem oder Nützlichem beſchäftigen, ſo zum Beiſpiel ſich hinſetzen und dies und jenes ſchreiben, ſo ganz frei von ſich aus, — was? Sich ſelbſt zu Nutz und Frommen und anderen zum Vergnügen. Und hören Sie nur, Kind, wieviel ſie für ihre Sachen bekommen, Gott verzeihe ihnen! Da zum Beiſpiel gleich dieſer Rataſájeff, was der Mann einnimmt!

Was ist es für ihn, einen Bogen vollzuschreiben? An manchen Tagen hat er sogar ganze fünf geschrieben, und dabei erhält er, wie er sagt, volle dreihundert Rubel für jeden Bogen! Da hat er irgend so eine kleine Geschichte oder Humoreske, oder auch nur irgendein Anekdotchen oder sonst etwas für die Leute — fünfhundert, gib oder gib nicht, aber darunter kriegst du es für keinen Preis. Häng dich auf, wenn du willst. Willst du nicht — nun gut, dann gibt ein anderer tausend! Was sagen Sie dazu, Warwara Alexejewna?

Aber was, das ist noch gar nichts! Da hat er zum Beispiel ein Heftchen Gedichte, alles solche kleinen Dingerchen — paar Zeilen nur, ganz kurz, — siebentausend, Kind, siebentausend will er dafür haben, denken Sie sich! Das ist doch ein Vermögen, groß wie ein ganzes Besitztum, das sind ja die Prozente eines Hauses von fünf Stockwerken! Fünftausend, sagt er, biete man ihm: er geht aber darauf nicht ein. Ich habe ihm zugeredet und vernünftig auf ihn eingesprochen, — nehmen Sie doch, Bester, die fünftausend, nehmen Sie sie nur, und dann können Sie ihnen ja den Rücken kehren und ausspeien, wenn Sie wollen, denn fünftausend — das ist doch Geld! Aber nein, er sagt, sie werden auch sieben geben, die Schufte. Solch ein Schlaukopf ist er, wirklich!

Ich werde Ihnen, mein Kind, da nun einmal davon die Rede ist, eine Stelle aus den „Italienischen Leidenschaften" abschreiben. So heißt nämlich eines seiner Werke. Nun lesen Sie, Warinka, und dann urteilen Sie selbst:

— . . . Wladimir fuhr zusammen: die Leiden-

ſchaften brauſten wild in ihm auf und ſein Blut geriet in Wallung ...

„Gräfin," rief er, „Gräfin! Wiſſen Sie, wie ſchrecklich dieſe Leidenſchaft, wie grenzenlos dieſer Wahnſinn iſt? Nein, meine Sinne täuſchen mich nicht! Ich liebe, ich liebe mit aller Begeiſterung, liebe raſend, wahnſinnig! Das ganze Blut deines Mannes würde nicht ausreichen, die wallende Leidenſchaft meiner Seele zu erſticken! Dieſe kleinen Hinderniſſe ſind unfähig, das allesvernichtende, hölliſche Feuer, das in meiner erſchöpften Bruſt loht, in ſeinem Flammenſtrom aufzuhalten. O Sinaida, Sinaida! ..."

„Wladimir!" ... flüſterte die Gräfin faſſungslos und ſchmiegte ihr Haupt an ſeine Schulter.

„Sinaida!" rief Sſmelskij berauſcht.

Seiner Bruſt entrang ſich ein Seufzer. Auf dem Altar der Liebe ſchlug die Lohe hellflammend auf und umfing mit ihrer Glut die Seelen der Liebenden.

„Wladimir!" flüſterte die Gräfin trunken. Ihr Buſen wogte, ihre Wangen röteten ſich, ihre Augen glühten ...

Der neue, ſchreckliche Bund ward geſchloſſen!

— — — — — — — — —

Nach einer halben Stunde trat der alte Graf in das Boudoir ſeiner Frau.

„Wie wäre es, mein Herzchen, ſoll man nicht für unſeren teuren Gaſt den Samowar aufſtellen laſſen?" fragte er, ſeiner Frau die Wange tätſchelnd. —

Nun ſehen Sie, Kind, wie finden Sie das? Es iſt ja wahr, — es iſt ein wenig frei, das läßt ſich nicht leugnen, aber dafür doch ſchwungvoll und gut geſchrie-

ben. Was gut iſt, iſt gut! Aber nein, ich muß Ihnen doch noch ein Stückchen aus der Novelle „Jermak und Suleika“ abſchreiben.

Stellen Sie ſich vor, Kind, daß der Koſak Jermak, der tollkühne Eroberer Sibiriens, in Suleika, die Tochter des ſibiriſchen Herrſchers Kutſchum, die er gefangen genommen, verliebt iſt. Die Sache ſpielt alſo gerade in der Zeit, da Iwan der Schreckliche herrſchte — wie Sie ſehen. Hier ſchreibe ich Ihnen nun ein Geſpräch zwiſchen Jermak und Suleika ab:

— „Du liebſt mich, Suleika? O, wiederhole, wiederhole es! ...“

„Ich liebe dich, Jermak!“ flüſterte Suleika.

„Himmel und Erde, habt Dank! Ich bin glücklich! Ihr habt mir alles gegeben, alles, wonach mein wilder Geiſt ſeit meinen Jünglingsjahren ſtrebte! Alſo hierher haſt du mich geführt, mein Leitſtern, über den ſteinernen Gürtel des Ural! Der ganzen Welt werde ich meine Suleika zeigen, und die Menſchen, dieſe wilden Ungeheuer, werden es nicht wagen, mich zu beſchuldigen! O, wenn ſie doch dieſe geheimen Leiden ihrer zärtlichen Seele verſtänden, wenn ſie, wie ich, in einer Träne meiner Suleika eine ganze Welt von Poeſie zu erblicken wüßten! O, laß mich mit Küſſen dieſe Träne trinken, dieſen himmliſchen Tautropfen ... du himmliſches Weſen!“

„Jermak,“ ſagte Suleika, „die Welt iſt böſe, die Menſchen ſind ungerecht! Sie werden uns verfolgen und verurteilen, mein Liebſter! Was ſoll das arme Mädchen, das auf den heimatlichen Schneefeldern Sibiriens in der Jurte des Vaters aufgewachſen iſt, dort

in eurer kalten, eisigen, seelenlosen, eigennützigen Welt anfangen? Die Menschen werden mich nicht verstehen, mein Geliebter, mein Ersehnter!"

„Dann sollen sie Kosakensäbel kennen lernen!" rief Jermak, wild die Augen rollend. —

Und nun, Warinka, denken Sie sich diesen Jermak, wie er erfährt, daß seine Suleika ermordet ist. Der verblendete Greis Kutschum hat sich im Schutz der nächtlichen Dunkelheit während der Abwesenheit Jermaks in dessen Zelt geschlichen und seine Tochter Suleika ermordet, um sich an Jermak, der ihn um Zepter und Krone gebracht hat, zu rächen.

„Welch eine Lust, die Klinge zu schleifen!" rief Jermak in wilder Rachgier, und er wetzte den Stahl am Schamanenstein. „Ich muß Blut sehen, Blut! Rächen, rächen, rächen muß ich sie!!!"

Aber nach alledem kann Jermak seine Suleika doch nicht überleben, er wirft sich in den Irtysch und ertrinkt, und damit ist dann alles zu Ende.

Jetzt noch ein kleiner Auszug, eine Probe: es ist humoristisch, was nun kommt, und nur so zum Lachen geschrieben:

— „Kennen Sie denn nicht Iwan Prokofjewitsch Sheltopus? Na, das ist doch derselbe, der den Prokofij Iwanowitsch ins Bein gebissen hat! Iwan Prokofjewitsch ist ein schroffer Charakter, dafür aber ein selten tugendhafter Mensch. Prokofij Iwanowitsch dagegen liebt außerordentlich Rettich mit Honig. Als er aber noch mit Pelageja Antonowna bekannt war... Sie kennen doch Pelageja Antonowna? Na, das ist doch dieselbe, die ihren Rock immer mit dem Futter

nach außen anzieht, um das Oberzeug zu ſchonen.“ —

Iſt das nicht Humor, Warinka, einfach Humor! Wir wälzten uns vor Lachen, als er uns dies vorlas. Solch ein Menſch, wahrhaftig, Gott verzeihe ihm! Uebrigens, Kind, iſt das zwar recht originell und komiſch, aber im Grunde doch ganz unſchuldig, ganz ohne die geringſte Freidenkerei und ohne alle liberalen Verirrungen. Ich muß Ihnen auch noch ſagen, daß Ratajäjeff vortreffliche Umgangsformen beſitzt, und vielleicht liegt hier mit ein Grund, warum er ein ſo ausgezeichneter Schriftſteller iſt, und mehr als das, was die anderen ſind.

Aber wie wär's — in der Tat, es kommt einem mitunter der Gedanke in den Kopf — wie wär's, wenn auch ich einmal etwas ſchriebe: was würde dann wohl geſchehen? Nun, ſagen wird zum Beiſpiel, und nehmen wir an, daß plötzlich mir nichts dir nichts ein Buch in der Welt erſchiene und auf dem Deckel ſtände: „Gedichte von Makar Djewuſchkin.“ Was?! Ja, was würden Sie dann wohl ſagen, mein Engelchen? Wie würde Ihnen das vorkommen, was würden Sie dabei denken? Von mir aus kann ich Ihnen freilich ſagen, mein Kind, daß ich mich, ſobald mein Buch erſchienen wäre, entſchieden nicht mehr auf dem Newskij zu zeigen wagte. Wie wäre denn das, wenn ein jeder ſagen könnte: „Sieh, dort geht der Dichter Djewuſchkin!“ und ich ſelbſt dieſer Djewuſchkin wäre!?

Was würde ich dann zum Beiſpiel bloß mit meinen Stiefeln machen? Die ſind ja doch bei mir, nebenbei bemerkt, Kind, faſt immer geflickt, und auch die Sohlen ſind, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, oft

recht weit vom wünschenswerten Zustande entfernt. Nun, wie wäre denn das, wenn alle wüßten, daß der Schriftsteller Djewuschkin geflickte Stiefel hat! Wenn das nun gar irgendeine Komtesse oder Ducheſſe erführe, was würde ſie dazu ſagen, mein Seelchen? Selbſt würde ſie es ja vielleicht nicht bemerken, denn Komteſſen und Ducheſſen beſchäftigen ſich nicht mit Stiefeln, und nun gar mit Beamtenſtiefeln (aber ſchließlich bleiben ja Stiefel immer Stiefel), — nur würde man ihr alles erzählen, meine eigenen Freunde würden es womöglich tun! Rataſäjeff zum Beiſpiel wäre der erſte, der es fertig brächte! Er iſt oft bei der Gräfin B., beſucht ſie, wie er ſagt, ſogar ohne beſondere Einladung, wann es ihm gerade paßt. Eine gute Seele, ſagt er, ſoll ſie ſein, ſo eine literariſch gebildete Dame. Ja, dieſer Rataſäjeff iſt ein Schlaukopf!

Doch übrigens — genug davon! Ich ſchreibe das ja alles nur ſo, mein Engelchen, um Sie zu zerſtreuen, alſo nur zum Scherz. Leben Sie wohl, mein Täubchen. Viel habe ich Ihnen hier zuſammengeſchrieben, aber das eigentlich nur deshalb, weil ich heute ganz beſonders froh geſtimmt bin. Wir ſpeiſten nämlich heute alle bei Rataſäjeff, und da (es ſind ja doch Schlingel, mein Kind!) holten ſie ſchließlich ſolch einen beſonderen Likör hervor ... na — was ſoll man Ihnen noch viel davon ſchreiben! Nur ſehen Sie zu, daß Sie jetzt nicht gleich etwas Schlechtes von mir denken, Warinka. Es war nicht ſo ſchlimm! Büchelchen werde ich Ihnen ſchicken. Hier geht ein Roman von Paul de Kock von Hand zu Hand, nur werden Sie dieſen Paul de Kock nicht in die Fingerchen bekommen, mein Kind ... Nein,

nein, Gott behüte! Solch ein Paul de Kock ist nichts für Sie, Warinka. Man sagt von ihm, daß er bei allen anständigen Petersburger Kritikern ehrliche Entrüstung hervorgerufen habe.

Ich sende Ihnen noch ein Pfündchen Konfekt — habe es speziell für Sie gekauft. Und hören Sie, mein Herzchen, bei jedem Konfektchen denken Sie an mich. Nur dürfen Sie die Bonbons nicht gleich zerbeißen! Lutschen Sie sie nur so, sonst könnten Ihnen noch die Zähnchen nachher wehtun. Aber vielleicht lieben Sie auch Schokolade? Dann schreiben Sie nur!

Nun, leben Sie wohl, leben Sie wohl. Christus sei mit Ihnen, mein Täubchen. Ich aber verbleibe nach wie vor

Ihr treuester Freund
Makar Djewuschkin.

27. Juni.

Lieber Makar Alexejewitsch!

Fedora sagt, sie kenne Leute, die mir in meiner Lage herzlich gern helfen und, wenn ich nur wolle, eine sehr gute Stelle als Gouvernante in einem Hause verschaffen würden. Was meinen Sie, mein Freund, soll ich darauf eingehen? Ich würde Ihnen dann nicht mehr zur Last fallen — und die Stelle scheint gut zu sein. Aber anderseits — der Gedanke ist doch etwas beängstigend, in einem fremden Hause dienen zu müssen. Es soll eine Gutsbesitzersfamilie sein. Da werden sie über mich Erkundigungen einziehen, werden mich ausfragen, was soll ich ihnen dann sagen? Und überdies bin ich so menschenscheu und liebe die Einsamkeit. Am

liebſten lebe ich dort, wo ich mich einmal eingelebt habe. Es iſt nun einmal gemütlicher und trauter in dem Winkel, an den man ſich ſchon gewöhnt hat, — und wenn man vielleicht auch in Sorgen dort lebt, es iſt dennoch beſſer. Außerdem müßte ich da noch reiſen, und Gott weiß, was ſie alles von mir verlangen werden: vielleicht laſſen ſie mich einfach die Kinder warten! Und was mögen das für Leute ſein, wenn ſie jetzt binnen zwei Jahren ſchon zum dritten Male die Gouvernante wechſeln? Raten Sie mir, Makar Alexejewitſch, um Gottes willen, ſoll ich darauf eingehen oder ſoll ich nicht?

Weshalb kommen Sie jetzt gar nicht mehr zu uns? Sie zeigen ſich ſo ſelten! Außer Sonntags in der Kirche ſehen wir uns ja faſt überhaupt nicht mehr. Wie menſchenſcheu Sie doch ſind! Sie ſind ganz wie ich! Aber wir ſind ja auch ſo gut wie verwandt. Oder lieben Sie mich nicht mehr, Makar Alexejewitſch? Ich bin, wenn ich mich allein weiß, oft ſehr traurig. Zuweilen, namentlich in der Dämmerung, ſitzt man ganz mutterſeelenallein: Fedora iſt fortgegangen, um irgend etwas zu beſorgen, und da ſitzt man denn und denkt und denkt — man erinnert ſich an alles was einſt geweſen iſt, an Frohes und Trauriges, alles zieht wie ein Nebel an einem vorüber. Bekannte Geſichter tauchen wieder vor meinen Augen auf (ich glaube ſie faſt ſchon im Wachen zu ſehen, wie man ſonſt nur im Traum etwas ſieht), — doch am häufigſten ſehe ich Mama... Und was für Träume ich habe! Ich fühle es, daß meine Geſundheit untergraben iſt. Ich bin ſo ſchwach. Als ich heute morgen aufſtand, wurde mir übel, und zum

Ueberfluß habe ich auch noch dieſen ſchlimmen Huſten! Ich fühle, ich weiß, daß ich bald ſterben werde. Wer wird mich wohl beerdigen? Wer wird wohl meinem Sarge folgen? Wer wird um mich trauern? ... Und da müßte ich vielleicht an einem fremden Ort, in einem fremden Hauſe, bei fremden Menſchen ſterben! ... Mein Gott, wie traurig iſt es, zu leben, Makar Alexejewitſch!

Lieber Freund, warum ſchicken Sie mir immer Konfekt? Ich begreife wirklich nicht, woher Sie ſoviel Geld nehmen. Ach, mein guter Freund, ſparen Sie doch das Geld, um Gottes willen, ſparen Sie es! Fedora hat einen Käufer gefunden für den Teppich, den ich genäht habe. Man will für ihn fünfzehn Rubel geben. Das wäre ſehr gut bezahlt: ich dachte, man würde weniger geben. Fedora wird drei Rubel bekommen, und für mich werde ich einen Stoff zu einem einfachen Kleide kaufen, irgendeinen billigeren und wärmeren Kleiderſtoff. Für Sie aber werde ich eine Weſte machen, ein ſchöne Weſte: ich werde guten Stoff dazu ausſuchen und ſie ſelbſt nähen.

Fedora hat mir ein Buch verſchafft — Bjelkins Erzählungen —, das ich Ihnen hiermit zuſende, damit auch Sie es leſen. Nur, bitte, ſchonen Sie es und behalten Sie es nicht zu lange: es gehört nicht mir. Es iſt ein Werk von Puſchkin. Vor zwei Jahren las ich es mit Mama — da hat es denn in mir traurige Erinnerungen wachgerufen, als ich es jetzt zum zweiten Male las. Sollten Sie irgendein Buch haben, ſo ſchicken Sie es mir, — aber nur in dem Fall, wenn Sie es nicht von Ratasäjeff erhalten haben. Er wird gewiß eines

ſeiner eigenen Werke geben, wenn überhaupt ſchon etwas von ihm gedruckt ſein ſollte. Wie können Ihnen nur ſeine Romane gefallen, Makar Alexejewitſch? Solche Dummheiten! ...

Nun, leben Sie wohl! Wie viel ich diesmal geſchwätzt habe! Wenn ich mich bedrückt fühle, dann bin ich immer froh, ſprechen zu können. Das iſt die beſte Arznei: ich fühle mich ſogleich erleichtert, namentlich wenn ich alles ſagen kann, was ich auf dem Herzen habe.

Leben Sie wohl, leben Sie wohl, mein Freund!

Ihre

W. D.

28. Juni.

Warwara Alexejewna, meine Liebe!

Nun iſt's genug mit dem Grämen! Schämen Sie ſich denn nicht? So machen Sie doch ein Ende, mein Kind! Wie können Sie ſich nur mit ſolchen Gedanken abgeben? Sie ſind ja gar nicht mehr krank, Herzchen, ganz und gar nicht! Sie blühen einfach, wirklich, glauben Sie mir: nur ein wenig bleich ſind Sie noch, aber trotzdem blühen Sie. Und was ſind denn das für Träume und Geſpenſter, die Sie da ſehen! Pfui, ſchämen Sie ſich, mein Liebling, laſſen Sie es ſein, wie es iſt! Kümmern Sie ſich nicht weiter um dieſe dummen Träume — ſo etwas ſchüttelt man ab. Ganz einfach! Wie kommt es denn, daß ich gut ſchlafe? Warum fehlt mir denn nichts? Sehen Sie mich einmal an, mein Kind. Lebe froh und zufrieden, ſchlafe ruhig, bin geſund — mit einem Wort, ein Teufelskerl: und man

hat ſeine wahre Freude daran, es zu ſein! Alſo hören Sie auf, mein Seelchen, ſchämen Sie ſich und beſſern Sie ſich. Ich kenne doch Ihr Köpfchen, Kind: kaum hat es etwas gefunden, da fängt es gleich wieder an mit dem Grübeln und Grämen, und Sie machen ſich von neuem allerlei Gedanken. Schon allein mir zuliebe ſollten Sie doch wirklich einmal damit aufhören, Warinka!

Bei fremden Menſchen dienen? — Niemals! Nein und nein und nochmals nein! Was iſt Ihnen eingefallen, daß Sie überhaupt auf ſolche Gedanken kommen? Und noch dazu wegreiſen! Nein, Kind da kennen Sie mich ſchlecht: das laſſe ich nie und nimmermehr zu, einen ſolchen Plan bekämpfe ich mit allen Kräften. Und wenn ich auch meinen letzten alten Rock vom Leibe verkaufen — wenn mir nur noch das Hemd bleiben würde, aber Not leiden, das ſollen und werden Sie bei uns niemals. Nein, Warinka, nein, ich kenne Sie ja! Das ſind Torheiten, nichts als Torheiten! Was aber wahr iſt, das iſt: daß an allem Fedora ganz allein die Schuld trägt — nur ſie, dies dumme Frauenzimmer, hat Ihnen dieſe Gedanken in den Kopf geſetzt. Sie aber, Kind, müſſen gar nicht darauf hören, was ſie ſagt. Sie wiſſen wahrſcheinlich noch nicht alles, mein Seelchen? ... Wiſſen nicht, daß ſie eine dumme, ſchwatzhafte, unzurechnungsfähige Perſon iſt, die auch ihrem verſtorbenen Mann ſchon das Leben weidlich sauer gemacht hat. Ueberlegen Sie ſich: hat ſie Sie nicht geärgert, irgendwie gekränkt?

Nein, nein, mein Kind, aus all dem, was Sie da ſchrieben, wird nichts! Und was ſollte denn aus mir

werden, wo bliebe ich dann? Nein, Warinka, mein Herzchen, das müſſen Sie ſich aus dem Köpfchen ſchlagen. Was fehlt Ihnen denn bei uns? Wir können uns nicht genug über Sie freuen und auch Sie haben uns gern, alſo bleiben Sie und leben Sie hier friedlich weiter. Nähen Sie oder leſen Sie, oder nähen Sie auch nicht — ganz wie Sie wollen, nur bleiben Sie bei uns! Denn ſonſt, ſagen Sie doch ſelbſt: wie würde das denn ausſehen? Ich werde Ihnen Bücher verſchaffen — und dann können wir ja auch wieder einmal einen Spaziergang unternehmen. Nur müſſen Sie, mein Kind, mit dieſen Gedanken jetzt wirklich ein Ende machen und vernünftig werden und ſich nicht grundlos um alles Alltägliche ſorgen und grämen! Ich werde zu Ihnen kommen, und zwar ſehr bald, inzwiſchen aber nehmen Sie es als mein gerades und offenes Bekenntnis: das war nicht ſchön von Ihnen, Herzchen, gar nicht ſchön!

Ich bin natürlich kein gelehrter Menſch und ich weiß es ſelbſt, daß ich nichts gelernt habe, daß ich kaum unterrichtet worden bin, aber darum handelt es ſich jetzt nicht und das war es auch nicht, was ich ſagen wollte — doch für den Rataſájeff ſtehe ich ein, da machen Sie, was Sie wollen! Er iſt mein Freund, deshalb muß ich ihn verteidigen. Er ſchreibt gut, ſchreibt ſehr, ſehr und nochmals ſehr gut. Ich kann Ihnen unter keinen Umſtänden beiſtimmen. Er ſchreibt farbenreich und gewählt, es ſind auch Gedanken darin, kurz, es iſt ſehr ſchön! Sie haben es vielleicht ohne Anteil geleſen, Warinka, vielleicht waren Sie gerade nicht bei Laune, als Sie laſen, vielleicht hatten Sie ſich ge-

rade über Fedora wegen irgend etwas geärgert, oder es iſt vielleicht ſonſt irgendwie ein Unglückstag für Sie geweſen.

Nein, Sie müſſen das einmal mit Gefühl leſen und aufmerkſam, wenn Sie froh und zufrieden und bei guter Laune ſind, zum Beiſpiel wenn Sie gerade ein Konfektchen im Munde haben — dann leſen Sie es noch einmal. Ich will ja nicht ſagen (wer hat denn das behauptet?) daß es nicht noch beſſere Schriftſteller gibt, als Rataſäjeff, ganz gewiß, es gibt beſſere, aber deshalb braucht doch Rataſäjeff noch lange nicht ſchlecht zu ſein: ſie ſind eben alle gut; er ſchreibt gut und die anderen ſchreiben meinetwegen auch gut. Außerdem ſchreibt er, vergeſſen wir das nicht, nur für ſich — tut es, ſagen wir, bloß ſo in ſeinen Mußeſtunden — und das merkt man ihm dann an, daß er es tut, und zwar zu ſeinem Vorteil!

Nun leben Sie wohl, mein Kind, ſchreiben werde ich heute nicht mehr: ich habe da noch etwas abzuſchreiben und muß mich beeilen. Alſo ſehen Sie zu, mein Liebling, mein Herzchen, daß Sie ſich beruhigen. Möge Gott der Herr Sie behüten, ich aber bin und bleibe

Ihr treuer Freund

Makar Djewuſchkin.

P. S. Danke für das Buch, meine Gute, alſo leſen wir Puſchkin. Heute aber komme ich gegen Abend ganz beſtimmt zu Ihnen.

Mein teurer Makar Alexejewitſch!

Nein, mein Freund, nein, es geht nicht, daß ich noch länger hier lebe. Ich habe nachgedacht und einge-

ſehen, daß es ſehr falſch von mir iſt, eine ſo vorteilhafte Stelle von der Hand zu weiſen. Dort werde ich mir doch wenigſtens mein ſicheres Stück Brot verdienen. Ich werde mir Mühe geben, ich werde verſuchen, mir die Neigung der fremden Menſchen zu erwerben, und, wenn es nötig ſein ſollte, auch meinen Charakter zu ändern. Es iſt natürlich ſchwer und bitter, bei fremden Menſchen zu leben, ſich ihnen in allem anzupaſſen, ſich ſelbſt zu verleugnen und von ihnen abhängig zu ſein, aber Gott wird mir ſicher helfen. Man kann doch nicht ſein Leben lang menſchenfern bleiben! Und ich habe ja auch früher ſchon Aehnliches erlebt. Zum Beiſpiel als ich noch in der Penſion war. Den ganzen Sonntag ſpielte ich und ſprang munter wie ein echter Wildfang umher, und wenn Mama bisweilen auch ſchalt — was tat das, ich war doch froh, und im Herzen war es ſo hell und warm. Kam aber dann der Abend, da fühlte ich mich wieder über alle Maßen unglücklich: um neun Uhr hieß es — nach der Penſion zurückkehren! Dort war alles fremd, kalt, ſtreng, die Lehrerinnen waren Montags immer ſo mürriſch, und ich fühlte mich ſo bedrückt, ſo elend, daß die Tränen ſich nicht mehr zurückdrängen ließen. Da ſchlich ich denn leiſe in einen Winkel und weinte vor lauter Einſamkeit und Verlaſſenheit. Natürlich hieß es dann, ich ſei faul und wolle nicht lernen. Und doch war das gar nicht der Grund, weshalb ich weinte.

Dann aber — womit endete es? Ich gewöhnte mich ſchließlich an alles, und als ich die Penſion verlaſſen mußte, weinte ich gar beim Abſchied von den Freundinnen.

Nein, es iſt nicht gut, daß ich Ihnen und Fedora hier zur Laſt bin. Der Gedanke iſt mir eine Qual. Ich ſage Ihnen alles ganz offen, weil ich gewohnt bin, Ihnen nichts zu verhehlen. Sehe ich denn nicht, wie Fedora jeden Morgen ſchon in aller Frühe aufſteht und ſich ans Waſchen macht, und dann bis in die ſpäte Nacht hinein arbeitet? — Alte Knochen aber bedürfen der Ruhe. Und ſehe ich denn nicht, wie Sie alles für mich opfern, wie Sie ſich ſelbſt das Notwendigſte verſagen, um Ihr ganzes Geld nur für mich auszugeben? Ich weiß doch, daß das über Ihre Verhältniſſe geht, mein Freund. Sie ſchreiben mir, daß Sie eher das Letzte verkaufen würden, als daß Sie mich Not leiden ließen. Ich glaube es Ihnen, mein Freund, ich weiß, daß Sie ein gutes Herz haben, — doch das ſagen Sie jetzt nur ſo. Jetzt haben Sie zufällig überflüſſiges Geld, haben ganz unerwartet eine Gratifikation erhalten. Aber dann? Sie wiſſen doch — ich bin immer krank. Ich kann nicht ſo arbeiten, wie Sie, obſchon ich froh wäre, wenn ich's könnte, und überdies habe ich auch nicht immer Arbeit. Was ſoll ich tun? Mich grämen und quälen, indem ich Sie und Fedora für mich ſorgen laſſe und ſelbſt müßig zuſehen muß? Wie könnte ich Ihnen jemals auch nur das Geringſte entgelten, wie Ihnen auch nur im geringſten nützlich ſein? Inwiefern bin ich Ihnen denn ſo unentbehrlich, mein Freund? Was habe ich Ihnen Gutes getan? Ich bin Ihnen nur von ganzem Herzen zugetan, ich liebe Sie aufrichtig und von ganzem Herzen, doch das iſt auch alles, was ich tun kann. So iſt es nun einmal mein bitteres Geſchick! Zu lieben verſtehe ich — aber Gutes tun,

Ihre Wohltaten durch meine Taten erwidern, das kann ich nicht. Also halten Sie mich nicht mehr zurück, überlegen Sie sich meinen Plan nochmals gründlich und sagen Sie mir dann Ihre aufrichtige Meinung.

In Erwartung derselben verbleibe ich

Ihre

W. D.

1. Juli.

Unsinn, Warinka, das ist ja alles nichts als Unsinn, reiner Unsinn! Wollte man Sie so sich selbst überlassen, was würden Sie sich da nicht alles ins Köpfchen setzen! Bald bilden Sie sich dieses ein, bald jenes! Ich sehe doch, daß das nichts als Unsinn ist. Was fehlt Ihnen denn bei uns, so sagen Sie doch bloß? Wir lieben Sie und Sie lieben uns, wir sind alle zufrieden und glücklich, — was will man denn noch mehr? Was aber wollen Sie wohl unter fremden Menschen anfangen? Sie wissen noch nicht, was das heißt: fremde Menschen! ... Nein, da müssen Sie mich fragen, denn ich — ich kenne den fremden Menschen und kann Ihnen sagen, wie er ist. Ich kenne ihn, Kind, kenne ihn nur zu gut. Ich habe sein Brot gegessen. Bös ist er, Warinka, sehr böse, so böse, daß das kleine Herz, das man hat, nicht mehr standhalten kann, so versteht er es, einen mit Vorwürfen und Zurechtweisungen und unzufriedenen Blicken zu martern. — Bei uns haben Sie es wenigstens warm und gut, wie in einem Nestchen haben Sie sich hier eingelebt. Wie können Sie uns nun mit einem Male so etwas antun wollen? Was werde ich denn ohne Sie anfangen? Sie sollten mir

nicht unentbehrlich ſein? Nicht nützlich? Wieſo denn nicht nützlich? Nein, Kind, denken Sie mal ſelbſt etwas nach und dann urteilen Sie, inwiefern Sie mir nicht nützlich ſein ſollten! Sie ſind mir ſehr, ſogar ſehr nützlich, Warinka. Sie haben, wiſſen Sie, ſolch einen wohltuenden Einfluß auf mich ... Da denke ich jetzt zum Beiſpiel an Sie und bin ohne weiteres froh geſtimmt ... Ich ſchreibe Ihnen hin und wieder einen Brief, in dem ich alle meine Gefühle ausdrücke, und erhalte darauf eine ausführliche Antwort von Ihnen. Kleiderchen und ein Hütchen habe ich für Sie gekauft, manchmal haben Sie auch einen kleinen Auftrag für mich, na, und dann beſorge ich Ihnen eben das Nötige ... Nein, wie ſollten Sie denn nicht nützlich ſein? Und was ſoll ich wohl ohne Sie anfangen in meinen Jahren, wozu würde ich allein denn noch taugen? Sie haben vielleicht noch nicht darüber nachgedacht, Warinka, aber denken Sie mal wirklich darüber nach und fragen Sie ſich, zu was ich denn noch taugen könnte ohne Sie. Ich habe mich an Sie gewöhnt, Warinka. Und was käme denn dabei heraus, was wäre das Ende vom Liede? — Ich würde in die Newa gehen und damit wäre die Geſchichte erledigt. Nein, wirklich, Warinka, was bliebe mir denn ohne Sie noch zu tun übrig?!

Ach, Herzchen, Warinka! Da ſieht man's, Sie wollen wohl, daß mich ein Laſtwagen nach dem Wolkoff-Friedhof führt, daß irgendeine alte Herumtreiberin meinem Sarge folgt und daß man mich dort in der Gruft mit Erde zuſchüttet und dann fortgeht und mich allein zurückläßt. Das iſt ſündhaft von Ihnen, ſünd-

haft, mein Kind! Wirklich ſündhaft, bei Gott, ſündhaft!

Ich ſende Ihnen Ihr Büchelchen zurück, meine kleine Freundin, und wenn Sie, Warinka, meine Meinung über dasſelbe wiſſen wollen, ſo kann ich Ihnen nur ſagen, daß ich mein Lebtag noch kein einziges ſo gutes Buch zu leſen bekommen habe. Ich frage mich jetzt ſelbſt, mein Kind, wie ich denn bisher ſo habe leben können, ein wahrer Tölpel, Gott verzeihe mir! Was habe ich denn getan, mein Leben lang? Aus welchem Walde komme ich eigentlich? Ich weiß ja doch nichts, mein Kind, rein gar nichts! Ich geſtehe es Ihnen ganz offen, Warinka: ich bin kein gelehrter Menſch. Ich habe bisher nur wenig geleſen, ſehr wenig, faſt nichts. „Das Bild des Menſchen" — ein ſehr kluges Buch, das habe ich geleſen, dann noch ein anderes: „Vom Knaben, der mit Glöckchen verſchiedene Stücke ſpielt", und dann „Die Kraniche des Ibykus". Das iſt alles, weiter habe ich nichts geleſen. Jetzt aber habe ich hier, in Ihrem Büchlein, den „Stationsaufſeher" geleſen, und da kann ich Ihnen nur ſagen, mein Kind, es kommt doch vor, daß man ſo lebt und nicht weiß, daß da neben einem ein Buch liegt, in dem ein ganzes Leben dargeſtellt iſt, wie an den Fingern hergezählt, und noch mancherlei, worauf man früher ſelbſt gar nicht verfallen iſt. Das findet man nun hier, wenn man ſolch ein Büchlein zu leſen anfängt, und da fällt einem denn nach und nach vieles ein, und allmählich begreift man ſo manches und wird ſich über die Dinge klar. Und dann, ſehen Sie, warum ich Ihr Büchlein noch lieb gewonnen habe: manches Werk, was für eines es

auch immer ſein mag, das lieſt man und lieſt — aber lies meinetwegen, bis dein Schädel platzt, bloß das Verſtehen, daran fehlt's leider! Es iſt eben ſo vertrackt geſchrieben und mit ſoviel Klugheit, daß man es nicht recht begreifen kann. Ich zum Beiſpiel, — ich bin dumm, ich bin von Natur ſtumpf, bin ſchon ſo geboren, alſo kann ich auch keine allzu hohen Werke leſen. Dies aber — ja dies lieſt man und es iſt einem faſt, als hätte man es ſelber geſchrieben, ganz als ſtamme es aus dem eigenen Herzen ... Ja, und ſo mag es auch ſein: das Herz, das iſt einfach feſtgenommen und vor allen Menſchen umgekehrt, das Inwendige nach außen, und dann ausführlich beſchrieben — ſehen Sie, ſo iſt es! Und dabei iſt es doch ſo einfach, mein Gott! Ja was! Ich könnte das ja gleichfalls ſchreiben, wirklich, warum denn nicht? Fühle ich doch ganz dasſelbe und genau ſo, wie es in dieſem Büchelchen ſteht! Habe ich mich doch auch mitunter in ganz derſelben Lage befunden, wie beiſpielsweiſe dieſer Sſamſſon Wyrin, dieſer Arme! Und wie viele ſolcher Sſamſſon Wyrins gibt es nicht unter uns, ganz genau ſo arme, herzensgute Menſchen! Und wie richtig alles beſchrieben iſt! Mir kamen faſt die Tränen, mein Kind, während ich das las: wie er ſich bis zur Bewußtloſigkeit betrank, als das Unglück ihn heimgeſucht hatte, und wie er dann den ganzen Tag unter ſeinem Schafspelz ſchlief und das Leid mit einem Pünſchchen vertreiben wollte und doch herzbrechend weinen mußte, wobei er ſich mit dem ſchmierigen Pelzaufſchlag die Tränen von den Wangen wiſchte, wenn er an ſein verirrtes Lämmlein dachte, an ſein liebes Töchterchen Dunjáſcha!

Nein, das ist naturgetreu! Lesen Sie es mal, dann werden Sie sehen: das ist so wahr wie das Leben selbst. Das lebt! Ich habe es selbst erfahren, — das lebt alles, lebt überall rings um mich herum! Da finden wir gleich die Theresa — wozu so weit suchen! — da ist auch unser armer Beamter, — denn der ist doch vielleicht ganz genau so ein Ssamsson Wyrin, nur daß er einen anderen Namen hat und eben zufällig Gorschkoff heißt. Das ist etwas, was ein jeder von uns erleben kann, ich ebenso gut wie Sie, mein Kind. Und selbst der Graf, der am Newskij oder am Newakai wohnt, selbst der kann dasselbe erleben, nur daß er sich äußerlich anders verhalten wird — denn dort bei ihm ist nun einmal äußerlich alles anders, aber auch ihm kann es ebenso gut widerfahren, wie mir.

Da sehen Sie, mein Kind, was das heißt, Leben. Sie aber wollen noch wegreisen und uns im Stich lassen! Sie wissen ja gar nicht, was Sie mir damit antun würden, Warinka! Sie würden doch nur sich und mich damit zugrunde richten. Ach, mein Sternchen, so treiben Sie doch um Gottes willen diese wilden Gedanken aus Ihrem Köpfchen und ängstigen Sie mich nicht unnütz! Und wie überhaupt — sagen Sie doch selbst, Sie mein kleines, schwaches Vögelchen, das noch nicht einmal flügge geworden ist —: wie könnten Sie sich denn selbst ernähren, sich vor dem Verderben bewahren und gegen jeden ersten besten Bösewicht verteidigen! Nein, lassen Sie es jetzt gut und genug sein, Warinka, und bessern Sie sich! Hören Sie nicht auf die dummen Ratschläge der anderen und lesen

Sie Ihr Büchlein noch einmal durch: das wird Ihnen Nutzen bringen.

Ich habe auch mit Rataſájeff über den „Stationsaufſeher" geſprochen. Der ſagte, das ſei alles altes Zeug und jetzt erſchienen nur Bücher mit Bildern und ſolche mit Beſchreibungen — oder was er da ſagte, ich habe es nicht ganz begriffen, wie er es eigentlich meinte. Er ſchloß aber doch damit, daß Puſchkin gut ſei und daß er das heilige Rußland beſungen habe, und noch verſchiedenes andere ſagte er mir über ihn. Ja, es iſt gut, Warinka, ſehr gut: leſen Sie es noch einmal aufmerkſam, folgen Sie meinem Rat und machen Sie mich alten Knaben durch Ihren Gehorſam glücklich. Gott der Herr wird Sie dafür belohnen, meine Gute, wird Sie beſtimmt belohnen!

Ihr treuer Freund

Makar Djewuſchkin.

Mein lieber Makar Alexejewitſch!

Fedora hat mir heute die fünfzehn Rubel für den Teppich gebracht. Wie froh ſie war, die Arme, als ich ihr drei Rubel gab! Ich ſchreibe Ihnen in größter Eile. Ich habe ſoeben die Weſte für Sie zugeſchnitten, — der Stoff iſt entzückend — gelb, mit Blümchen.

Ich ſende Ihnen ein Buch: es ſind darin verſchiedene Geſchichten, von denen ich einige ſchon geleſen habe. Leſen Sie unbedingt die mit dem Titel „Der Mantel".*)

Sie reden mir zu, mit Ihnen ins Theater zu ge-

*) Eine der Meiſtererzählungen Gogols. E. K. R.

hen. Wird es aber nicht zu teuer ſein? Vielleicht auf die Galerie, das ginge noch. Ich bin ſchon lange nicht mehr im Theater geweſen, wann zuletzt? Ich fürchte immer nur eines: wird uns der Spaß nicht zu viel koſten? Fedora ſchüttelt den Kopf und meint, daß Sie anfangen, über Ihre Verhältniſſe zu leben. Das ſehe auch ich ein. Wieviel haben Sie nicht allein ſchon für mich ausgegeben! Nehmen Sie ſich in acht, mein Freund, daß es kein Unglück gibt. Fedora hat mir da etwas geſagt: daß Sie, wenn ich nicht irre, mit Ihrer Wirtin in Streit geraten ſeien, weil Sie irgend etwas nicht bezahlt hätten. Ich ſorge mich ſehr um Sie.

Nun, leben Sie wohl. Ich habe eine kleine Arbeit: ich garniere nämlich meinen Hut mit Band.

P. S. Wiſſen Sie, wenn wir ins Theater gehen, werde ich meinen neuen Hut aufſetzen und die ſchwarze Mantille umnehmen. Werde ich Ihnen ſo gefallen?

7. Juli.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ich komme wieder auf unſer geſtriges Geſpräch zurück. — Ja, mein Kind, auch wir haben ſeinerzeit dumme Streiche gemacht! So hatte ich mich einſtmals wirklich und wahrhaftig in eine Schauſpielerin verliebt, ſterblich verliebt, jawohl! Und das wäre noch nichts geweſen, das Wunderliche aber war dabei, daß ich ſie im Leben überhaupt nicht geſehen und auch im Theater nur ein einziges Mal geweſen war — dennoch verliebte ich mich in ſie.

Damals wohnten wir, fünf junge, übermütige

Leute, alle Wand an Wand und Tür an Tür. Ich geriet in ihren Kreis, geriet ganz von selbst hinein, obschon ich mich zunächst zurückhaltend zu ihnen gestellt hatte. Dann aber, verstehen Sie, um ihnen nicht nachzustehen, ging ich auf alles ein. Und was sie mir nicht von dieser Schauspielerin erzählten! Jeden Abend, so oft Theater gespielt wurde, schob die ganze Kumpanei — für Notwendiges hatten sie nie einen Heller — schob die ganze Kumpanei ins Theater auf die Galerie und klatschte und klatschte und rief immer nur diese eine Schauspielerin hervor — einfach wie die Besessenen gebärdeten sie sich! Und dann ließen sie einen natürlich nicht einschlafen: die ganze Nacht wurde nur von ihr gesprochen, ein jeder nannte sie seine Glascha*), alle waren sie in sie verliebt, alle hatten sie nur den einen Kanarienvogel im Herzen: Sie! Da regten sie denn schließlich auch mich auf. Ich war ja damals noch ganz jung!

Ich weiß selbst nicht mehr, wie es kam, daß ich mit ihnen im Theater saß, oben auf der Galerie. Sehen konnte ich nur ein Eckchen vom Vorhang, dafür aber hörte ich alles. Sie hatte solch ein hübsches Stimmchen — hell, süß, wie eine Nachtigall. Wir klatschten uns die Hände rot und blau, schrien, schrien — mit einem Wort, man hätte uns beinahe am Kragen genommen, ja, einer wurde wirklich hinausgeführt.

Ich kam nach Hause, — wie im Nebel ging ich! In der Tasche hatte ich nur noch einen Rubel, bis zum Ersten aber waren es noch gute zehn Tage. Ja,

*) Abkürzung von Glaftra. E. K. R.

und was glauben Sie, Kind? Am nächsten Tage, auf dem Wege zum Dienſt, trat ich in einen Parfümerieladen ein und kaufte für mein ganzes Kapital Parfüm und wohlriechende Seifen — ich vermag ſelbſt nicht mehr zu ſagen, wozu ich dies alles damals kaufte. Und dann ſpeiſte ich nicht einmal zu Mittag, ſondern ging vor ihren Fenſtern auf und ab. Sie wohnte am Newskij, im vierten Stock. Ich kam nach Haus, ſaß ein Weilchen, erholte mich, und dann ging ich wieder auf den Newskij, um ihr von neuem Fenſterpromenaden zu machen.

So trieb ich's anderthalb Monate; jeden Augenblick nahm ich Droſchken, immer Lichatſchi*), und fuhr hin und her vor ihren Fenſtern: kurz, ich brachte all mein Geld durch, geriet obendrein in Schulden, bis ich dann ſchließlich und von ſelbſt aufhörte, ſie zu lieben, und das Ganze mir langweilig wurde.

Da ſehen Sie, was eine Schauſpielerin aus einem ordentlichen Menſchen zu machen imſtande iſt! Doch ich war damals wirklich noch jung, Warinka, noch ganz, ganz jung!...

M. D.

8. Juli.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ihr Büchlein, das ich am 6. dieſes Monats erhalten habe, beeile ich mich, Ihnen zurückzuſenden. Gleichzeitig will ich verſuchen, mich mit Ihnen in dieſem Briefe zu verſtändigen. Es iſt nicht gut, mein

*) (ſprich: Lichatſchi) die beſte und teuerſte Art Droſchken in den größeren Städten. E. K. R.

Kind, wirklich nicht gut, daß Sie mich in ſolch eine Zwangslage gebracht haben.

Erlauben Sie, mein Kind: jedem Menſchen iſt ſein Stand von dem Höchſten zugeteilt. Dem einen iſt es beſtimmt, Generalsepauletten zu tragen, dem anderen, als Schreiber ſein Leben zuzubringen — jenem, zu befehlen, dieſem, widerſpruchslos und in Furcht zu gehorchen. Das iſt nun einmal ſo, iſt genau nach den menſchlichen Fähigkeiten ſo eingerichtet: der eine hat die Fähigkeit zu dieſem, der andere zu jenem, die Fähigkeiten ſelbſt aber, die ſtammen von Gott.

Ich bin ſchon an die dreißig Jahre im Dienſt. Ich erfülle meine Pflicht mit Peinlichkeit, pflege ſtets nüchtern zu ſein, und habe mir noch nie etwas zuſchulden kommen laſſen. Als Bürger und Menſch halte ich mich nach eigener Erkenntnis für einen Mann, der ſowohl ſeine Fehler, wie auch ſeine Tugenden beſitzt. Die Vorgeſetzten achten mich und ſelbſt Seine Exzellenz ſind mit mir zufrieden — wenn ſie mir bisher auch noch keinen Beweis ihrer Zufriedenheit gegeben haben, ſo weiß ich doch auch ſo, daß ſie mit mir zufrieden ſind. Meine Handſchrift iſt gefällig, nicht allzu groß, aber auch nicht allzu klein, läßt ſich am beſten mit Kurſivſchrift bezeichnen, jedenfalls aber befriedigt ſie! Bei uns kann allerhöchſtens Iwan Prokofjewitſch ſo gut ſchreiben wie ich, das heißt, auch der nur annähernd ſo gut. Mein Haar iſt im Dienſt allgemach grau geworden. Eine große Sünde wüßte ich nicht begangen zu haben. Natürlich, wer ſündigt denn nicht im kleinen? Ein jeder ſündigt, und

ſogar Sie ſündigen, mein Kind! Doch ein großes Vergehen oder auch nur eine bewußte Unbotmäßigkeit habe ich nicht auf dem Gewiſſen — etwa daß ich die öffentliche Ruhe geſtört hätte oder ſo etwas — nein, ſo etwas habe ich mir nicht vorzuwerfen, nie hat man mich bei ſo etwas betroffen. Sogar ein Kreuzchen habe ich erhalten — doch was ſoll man davon reden! Das müßten Sie ja alles wiſſen, und auch er hätte es wiſſen müſſen, denn wenn er ſich ſchon einmal an das Beſchreiben machte, dann hätte er ſich eben vorher nach allem erkundigen ſollen! Nein, das hätte ich nicht von Ihnen erwartet, mein Kind! Nein, gerade von Ihnen nicht, Warinka! *)

Wie! So kann man denn nicht mehr ruhig in ſeinem Winkelchen leben — gleichviel wie und wo es auch ſein möge — ganz ſtill für ſich, ohne ein Wäſſerchen zu trüben, ohne jemanden anzurühren, gottesfürchtig und zurückgezogen, damit auch die anderen einen nicht anrühren, ihre Naſen nicht in deine Hütte ſtecken und alles durchſchnüffeln: wie ſieht es denn bei dir aus, haſt du zum Beiſpiel auch eine gute Weſte, haſt du auch alles Nötige an Leibwäſche, haſt du auch Stiefel und wie ſind ſie beſohlt, was ißt du, was trinkſt du, was ſchreibſt du ab? Was iſt denn dabei,

*) Der Vorwurf bezieht ſich auf die Erzählung „Der Mantel" die Warwara Alexejewna ihm geſandt und auf die ſie ihn noch ausdrücklich aufmerkſam gemacht hatte. Der Held der Erzählung — gleichfalls ein kleiner Beamter — gleicht Makar Alexejewitſch ſo auffallend, daß dieſer glaubt, Gogol habe ihn, Makar Alexejewitſch, geſchildert und damit bloßgeſtellt. — Fedor Fedorowitſch iſt der Name eines der Vorgeſetzten jenes kleinen Helden der Erzählung. E. K. R.

mein Kind, daß ich, wo das Pflaſter ſchlecht iſt, mitunter auf den Fußſpitzen gehe, um die Stiefel zu ſchonen? Warum muß man gleich von einem anderen geſchwätzig ſchreiben, daß er mitunter in Geldverlegenheit ſei und dann keinen Tee trinke? Ganz als ob alle Menſchen unbedingt Tee trinken müßten! Sehe ich denn einem jeden in den Mund, um nachzuſehen, was für ein Stück der Betreffende gerade kaut? Wen habe ich denn ſchon ſo beleidigt? Nein, mein Kind, weshalb andere beleidigen, die einem nichts Böſes getan haben?

Nun, und da haben Sie jetzt ein Beiſpiel, Warwara Alexejewna, da ſehen Sie, was das heißt: dienen, dienen, gewiſſenhaft und mit Eifer ſeine Pflicht erfüllen — ja, und ſogar die Vorgeſetzten achten dich (was man da auch immer reden wird, aber ſie achten dich doch), — und da ſetzt ſich nun plötzlich jemand dicht vor deine Naſe hin und macht ſich ohne alle Veranlaſſung mir nichts dir nichts daran, eine Schmähſchrift über dich zu verfaſſen, ein Pasquill, ſo eines, wie es dort in dem Buche ſteht!

Es iſt ja wahr, hat man ſich einmal etwas Neues angeſchafft, ſo freut man ſich darüber, ſchläft womöglich vor lauter Freude nicht, wie ſonſt: hat man zum Beiſpiel neue Stiefel — mit welch einer Wonne zieht man ſie an. Das iſt wahr, das habe auch ich ſchon empfunden, denn es iſt angenehm, ſeinen Fuß in einem feinen Stiefel zu ſehen: es iſt ganz richtig beſchrieben! Aber trotzdem wundert es mich aufrichtig, daß Fedor Fedorowitſch das Buch ſo hat durchgehen laſſen und nicht für ſich ſelbſt eingetreten iſt.

Freilich, er iſt noch ein junger Vorgeſetzter und ſchreit manchmal ganz gern ſeine Untergebenen an. Aber weshalb ſoll er denn das nicht dürfen? Warum ſoll er ihnen nicht die Leviten leſen, da man mit unſereinem anders doch nicht auskommt? Nun ja, ſagen wir, er tut es nur um des Tones willen, — nun, aber auch das iſt nötig. Man muß die Zügel ſtramm halten, muß Strenge zeigen, denn ſonſt — unter uns geſagt, Warinka — ohne Strenge, ohne Zwang tut unſereiner nichts, ein jeder will doch nur ſeine Stelle haben, um ſagen zu können: „Ich diene dort und dort," doch um die Arbeit ſucht ſich ein jeder, ſo gut es eben geht, herumzudrücken. Da es aber verſchiedene Ränge gibt und jeder Rang den verdienten Rüffel in einer ſeiner Höhe entſprechend abgeſtuften Tonart verlangt, ſo ergibt das naturgemäß verſchiedene Tonarten, wenn der Vorgeſetzte mal alle durchnimmt, — das liegt nun ſchon in der Ordnung der Dinge! Darauf ruht doch die Welt, mein Kind, daß immer einer den anderen beherrſcht und im Zaum hält, — ohne dieſe Vorſichtsmaßregel könnte ja die Welt gar nicht beſtehen, wo bliebe denn ſonſt die Ordnung? Nein, ich wundere mich wirklich, wie Fedor Fedorowitſch eine ſolche Beleidigung unbeachtet hat durchlaſſen können!

Und wozu ſo etwas ſchreiben? Zu was iſt das nötig? Wird denn jemand von den Leſern auch nur einen Mantel dafür kaufen? Oder ein neues Paar Stiefel? — Nein, Warinka, der Leſer lieſt es und verlangt noch obendrein eine Fortſetzung!

Man verſteckt ſich ja ſchon ſowieſo, verſteckt ſich

und verkriecht ſich, man fürchtet ſich, auch nur ſeine Naſe zu zeigen, weil man davor zittert, beſpöttelt zu werden, weil man weiß, daß alles, was es in der Welt gibt, zu einem Pasquill verarbeitet wird. Jetzt, ſiehſt du, zieht dein ganzes bürgerliches wie häusliches Leben durch die Literatur, alles iſt gedruckt, geleſen, belacht, verſpottet! Man kann ſich ja nicht einmal mehr auf der Straße zeigen! Hier iſt doch nun alles ſo genau beſchrieben, daß man allein ſchon am Gange erkannt werden muß! Wenn er ſich doch wenigſtens zum Schluß geändert und, ſagen wir, irgend etwas wieder gemildert hätte, wenn er zum Beiſpiel nach jener Stelle, an der man ſeinem Helden die Papierſchnitzel auf den Kopf ſtreut, geſagt hätte, daß er bei alledem ein tugendhafter und ehrenhafter Bürger geweſen und eine ſolche Behandlung von ſeinen Kollegen nicht verdient hätte, daß er den Vorgeſetzten gehorchte und gewiſſenhaft ſeine Pflicht erfüllt (hier hätte er dann noch ein Beiſpielchen hineinflechten können), daß er niemandem Böſes gewünſcht, daß er an Gott geglaubt und, als er geſtorben (wenn er ihn nun einmal unbedingt ſterben laſſen wollte), von allen beweint worden ſei.

Am beſten aber wäre es geweſen, wenn er ihn, den Armen, gar nicht hätte ſterben laſſen, ſondern wenn er es ſo gemacht hätte, daß ſein Mantel wieder aufgefunden worden wäre, und daß Fedor Fedorowitſch — nein, was ſage ich! — daß jener hohe Vorgeſetzte Näheres über ſeine Tugenden erfahren und ihn in ſeine Kanzlei aufgenommen, ihn auf einen höheren Poſten geſtellt und ihm noch eine gute Zulage zu ſei-

ner bisherigen gegeben hätte, so daß es dann, sehen Sie, so herausgekommen wäre, daß das Böse bestraft wird und die Tugend triumphiert — die anderen Kanzleibeamten dagegen, seine Kollegen, hätten dann alle das Nachsehen gehabt!

Ja, ich zum Beispiel hätte es so gemacht: denn so wie er es geschrieben hat — was ist denn dabei Besonderes, was ist dabei Schönes? Das ist ja doch einfach nur irgend so ein Beispiel aus dem alltäglichen niedrigen Leben! Und wie haben S i e sich nur entschließen können, mir ein solches Buch zu senden, meine Gute? Das ist doch ein böswilliges, ein vorsätzlich Schaden bringendes Buch, Warinka. Das ist doch einfach nicht wahrheitsgetreu, denn es ist doch ganz ausgeschlossen, daß es einen solchen Beamten irgendwo geben könnte! Nein, ich werde mich beklagen, Warinka, werde mich ganz einfach und ausdrücklich beklagen!

Ihr gehorsamster Diener

Makar Djewuschkin.

27. Juli.

Mein lieber Makar Alexejewitsch!

Ihre Briefe und die letzten Ereignisse haben mich recht erschreckt, und zwar um so mehr, als ich mir anfangs nichts zu erklären wußte — bis Fedora mir dann alles erzählte. Aber weshalb mußten Sie denn gleich so verzweifeln und in einen solchen Abgrund stürzen, Makar Alexejewitsch? Ihre Erklärungen haben mich durchaus nicht befriedigt. Sehen Sie jetzt,

daß ich recht hatte, als ich darauf beſtand, jene vorteilhafte Stelle anzunehmen? Ueberdies ängſtigt mich mein letztes Abenteuer ſehr.

Sie ſagen, Ihre Liebe zu mir habe Sie veranlaßt, mir manches zu verheimlichen. Ich habe es ja ſchon damals gewußt, wie ſehr ich Ihnen zu Dank verpflichtet war, als Sie mir noch verſicherten, daß Sie für mich nur Ihr erſpartes Geld ausgäben, welches Sie, wie Sie ſagten, auf der Kaſſe liegen hätten. Jetzt aber, nachdem ich erfahren habe, daß Sie überhaupt kein erſpartes Geld beſitzen, daß Sie, als Sie zufällig von meiner traurigen Lage erfuhren, nur aus Mitleid beſchloſſen, Ihr Gehalt, daß Sie ſich noch dazu vorauszahlen ließen, für mich auszugeben, und daß Sie während meiner Krankheit ſogar Ihre Kleider verkauft haben — jetzt ſehe ich mich in eine ſo qualvolle Lage verſetzt, daß ich gar nicht weiß, wie ich alles das auffaſſen und was ich überhaupt denken ſoll!

Ach, Makar Alexejewitſch! Sie hätten es bei der notwendigſten Hilfe, die Sie mir aus Mitleid und verwandtſchaftlicher Liebe leiſteten, bewenden laſſen und nicht unausgeſetzt ſoviel Geld für ganz Unnötiges verſchwenden ſollen! Sie haben mich hintergangen, Makar Alexejewitſch, Sie haben mein Vertrauen mißbraucht, und jetzt, wo ich hören muß, daß Sie Ihr letztes Geld für meine Kleider, für Konfekt, Ausflüge, Theaterbeſuch und Bücher hingegeben haben — jetzt bezahle ich das teuer mit Selbſtvorwürfen und der bitteren Reue ob meines unverzeihlichen Leichtſinns, denn ich habe doch alles von Ihnen angenommen, ohne nach Ihrem Auskommen zu fragen. Auf

dieſe Weiſe verwandelt ſich jetzt alles, womit Sie mir einſt Freude machen wollten, in eine drückende Laſt, und alles Gute wird in der Erinnerung von Bedauern verdrängt.

Es iſt mir in der letzten Zeit natürlich nicht entgangen, daß Sie bedrückt waren, aber obſchon ich ſelbſt ahnungsvoll irgendein Unheil erwartete, konnte ich doch das, was jetzt geſchehen iſt, einfach nicht faſſen. Wie! So haben Sie ſchon in einem ſolchen Maße den Mut verlieren können, Makar Alexejewitſch! Was werden jetzt diejenigen, die Sie kennen, von Ihnen ſagen? Sie, den ich wie alle anderen wegen Ihrer Herzensgüte, Anſpruchsloſigkeit und Anſtändigkeit geachtet habe, Sie haben ſich plötzlich einem ſo widerlichen Laſter ergeben können, dem Sie doch, ſoviel mir ſcheint, früher noch nie gefrönt haben.

Ich weiß nicht mehr, was mit mir geſchah, als Fedora mir erzählte, daß man Sie in berauſchtem Zuſtande auf der Straße gefunden und die Polizei Sie nach Haus geſchafft habe! Ich erſtarrte, — obſchon ich mich auf etwas Außergewöhnliches gefaßt gemacht hatte, da Sie ja doch ſchon ſeit ganzen vier Tagen verſchwunden waren. Haben Sie denn nicht daran gedacht, Makar Alexejewitſch, was Ihre Vorgeſetzten dazu ſagen werden, wenn ſie die wirkliche Urſache Ihres Ausbleibens vernehmen? Sie ſagen, daß alle über Sie lachen und von unſeren Beziehungen erfahren haben, und daß Ihre Nachbarn in ihren Spottreden auch meiner Erwähnung tun. Beachten Sie das nicht, Makar Alexejewitſch und beruhigen Sie ſich um Gottes willen!

Ferner beunruhigt mich auch noch Ihre Geſchichte mit jenen Offizieren, — ich habe nichts Genaueres erfahren können, nur ſo ein Gerücht. Erklären Sie mir, bitte, was für eine Bewandtnis es damit hat.

Sie ſchreiben, daß Sie ſich gefürchtet, mir die Wahrheit mitzuteilen, weil Sie dann vielleicht meine Freundſchaft verloren haben würden, daß Sie während meiner Krankheit in der Verzweiflung nur deshalb alles verkauft hätten, um die Koſten beſtreiten und ſomit verhindern zu können, daß man mich ins Hoſpital brachte, daß Sie ſoviel Schulden gemacht, wie es Ihnen gerade noch möglich war, und Ihre Wirtin Ihnen jetzt täglich unangenehme Szenen bereite, — aber indem Sie mir alles dies verheimlichten, wählten Sie das Schlechtere. Jetzt habe ich ja doch alles erfahren! Sie wollten mir die Erkenntnis erſparen, daß ich die Urſache Ihrer unglücklichen Lage war, haben mir aber nun durch Ihre Aufführung doppelten Kummer bereitet. Alles das hat mich faſt gebrochen, Makar Alexejewitſch. Ach, mein Freund! Unglück iſt eine anſteckende Krankheit. Arme und Unglückliche müßten ſich fernhalten voneinander, um ſich gegenſeitig nicht noch mehr ins Elend zu bringen. Ich habe Ihnen ſolches Unglück gebracht, wie Sie es früher in Ihrem beſcheidenen ſtillen Leben gewiß noch nie erfahren haben. Das quält mich entſetzlich und nimmt mir jede Kraft.

Schreiben Sie mir jetzt alles aufrichtig, was dort mit Ihnen geſchehen iſt und wie Sie ſich ſo weit haben vergeſſen können. Beruhigen Sie mich, wenn es Ihnen möglich iſt. Ich ſage das nicht aus Egoismus,

ſondern nur aus Freundſchaft und Liebe zu Ihnen, die nichts aus meinem Herzen tilgen könnte.

Leben Sie wohl. Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld. Sie haben ſchlecht von mir gedacht, Makar Alexejewitſch.

Ihre Sie von Herzen liebende
Warwara Dobroſſeloff.

28. Juli.

Meine unſchätzbare Warwara Alexejewna!

Ja: jetzt, wo alles ſchon vorüber und überſtanden iſt und alles allmählich wieder ins alte Geleiſe kommt, kann ich ja zu Ihnen ganz aufrichtig ſein, mein Kind. Alſo: es beunruhigt Sie, was man von mir denken und was man von mir ſagen wird. Darauf beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß mein Anſehen im Amte mir höher ſteht, als alles andere. Und da kann ich Ihnen denn, nachdem ich Ihnen von dieſen meinen Unglücksfällen und Mißgeſchicken berichtet habe, nunmehr mitteilen, daß von meinen Vorgeſetzten noch niemand etwas erfahren hat, ſo daß ſie mich alle nach wie vor achten werden. Nur eines fürchte ich: nämlich Klatſchgeſchichten. Hier zu Haus ſchrie die Wirtin, aber nachdem ich ihr jetzt mittels Ihrer zehn Rubel einen Teil meiner Schuld bezahlt habe, brummt ſie nur noch. Und was die anderen betrifft, ſo iſt es nicht ſo ſchlimm: man muß ſie nur nicht um Geld bitten, dann ſind ſie ganz gut. Zum Schluß aber dieſer meiner Erklärungen ſage ich Ihnen noch, mein Kind, daß Ihre Achtung mir über alles geht, über alles und jedes in der Welt, und damit, daß ich dieſe nicht ein-

gebüßt habe, tröste ich mich nun in der Zeit meiner Bedrängnis. Gott sei Dank, daß der erste Schlag und die ersten Unannehmlichkeiten vorüber sind, und daß Sie es so milde auffassen, daß Sie mich deshalb nicht für einen treulosen Freund und selbstsüchtigen Menschen halten, weil ich Sie hier bei uns zurückhielt und Sie betrog, Sie liebte und doch nicht die Kraft hatte, mich von Ihnen zu trennen, mein Engel. Ich habe mich mit Eifer von neuem an meine Arbeit gemacht und bin bemüht, durch treue Pflichterfüllung im Dienst mein Vergehen wieder gut zu machen. Jewstafij Iwanowitsch sagte kein Wort, als ich gestern an ihm vorüberging.

Ich will Ihnen auch nicht verheimlichen, mein Kind, daß meine Schulden und der schlechte Zustand meiner Kleidung schwer auf mir lasten, aber darauf kommt es ja wieder gar nicht an, und ich bitte Sie nur inständig, sich wegen dieser Nebensachen keine Sorgen zu machen. Sie senden mir noch ein halbes Rubelchen. Warinka, dieses halbe Rubelchen hat mir mein Herz durchbohrt. Also so steht es jetzt, so hat sich das Blatt gewandt! Nicht ich, der alte Dummkopf, helfe Ihnen, mein Engelchen, sondern Sie, mein armes Waisenkindchen, helfen noch mir! Das war sehr gut von Fedora, daß sie Geld verschafft hat. Ich habe vorläufig gar keine Aussichten, irgendwo welches auftreiben zu können, mein Kind, doch sobald sich irgendeine Aussicht auf eine Möglichkeit einstellen sollte, werde ich Ihnen darüber ausführlich näheres schreiben. Nur der Klatsch, der Klatsch beunruhigt mich!

Leben Sie wohl, mein Engelchen. Ich küſſe Ihr Händchen und bitte Sie flehentlich, nur ja wieder geſund zu werden. Ich ſchreibe deshalb ſo kurz, weil ich zum Dienſt eilen muß, denn durch Eifer und Fleiß will ich alle meine Verſäumniſſe nachholen und ſo mein Gewiſſen langſam beruhigen. Die ausführlichere Wiedergabe meiner Erlebniſſe ſowie jener Geſchichte mit den Offizieren verſchiebe ich auf den Abend. Dann habe ich mehr Zeit.

Ihr Sie hoch verehrender und herzlich liebender
Makar Djewuſchkin.

28. Juli.

Warinka, mein Liebes!

Ach, Warinka, Warinka! Jetzt iſt aber die Schuld auf Ihrer Seite und wird auf Ihrem Gewiſſen laſten bleiben. Mit Ihrem Brief hatten Sie mich um den Reſt von Ueberlegungskraft gebracht, den ich noch beſaß, und mich ganz und gar vor den Kopf geſtoßen: erſt jetzt, nachdem ich in Muße nachgedacht und mir bis ins innerſte Herz hineingeblickt habe, ſehe ich und weiß ich wieder, daß ich doch im Recht war, vollkommen im Recht. Ich rede jetzt nicht von meinen drei wüſten Tagen (laſſen wir das gut ſein, Kind, reden wir nicht mehr davon!), ſondern ſage nur immer wieder, daß ich Sie liebe und daß es keineswegs unvernünftig von mir war, Sie zu lieben, nein, durchaus nicht unvernünftig! Sie, mein Kind, wiſſen ja doch noch nichts: aber wenn Sie wüßten, wie das alles kam, warum ich Sie lieben muß, ſo würden Sie ganz anders reden. Sie ſagen ja dies alles nur ſo,

und ich bin überzeugt, daß Sie in Ihrem Herzen ganz anders denken.

Mein Kind, ich weiß es ja selbst nicht mehr ganz genau, was ich mit jenen Offizieren eigentlich hatte. Ich muß Ihnen nämlich gestehen, mein Engelchen, daß ich mich bis dahin in der schrecklichsten Lage befand. Stellen Sie sich vor, mein Kind, daß ich mich schon einen ganzen Monat sozusagen nur noch an einem Fädchen hielt. Meine Bedrängnis war so groß, daß ich gar nicht mehr wußte, wo ich mich lassen sollte. Vor Ihnen versteckte ich mich, und hier zu Haus versteckte ich mich gleichfalls, aber meine Wirtin schrie trotzdem allen Menschen die Ohren voll. Ich hätte mir nicht viel daraus gemacht, ich hätte sie ja schreien lassen, die schändliche Person, so viel sie wollte, aber erstens war es doch eine Schande, und zweitens kam hinzu, daß sie Gott weiß woher von unserer Freundschaft erfahren hatte, und da schrie sie denn im ganzen Hause solche Sachen über uns aus, daß mir Hören und Sehen verging und ich mir die Ohren zuhielt. Die anderen aber hielten sich ihre Ohren nicht zu, sondern rissen sie ganz im Gegenteil sperrangelweit auf. Auch jetzt noch weiß ich nicht, mein Kind, wo ich mich vor ihnen verbergen soll . . .

Und nun, sehen Sie mein Engelchen, diesem Ansturm von Unglück in allen seinen Arten war ich eben nicht gewachsen. Und da hörte ich nun plötzlich von Fedora, daß ein Nichtswürdiger zu Ihnen gekommen sei und Sie mit unverschämten Anträgen beleidigt habe. Daß er Sie tief und grausam beleidigt haben mußte, das konnte ich schon nach mir selbst beurteilen,

mein Kind, denn auch ich fühlte mich dadurch tief beleidigt. Ja — und da, mein Engelchen, da verlor ich eben den Verstand, verlor den Kopf und verlor mich selbst vollständig dazu. Ich lief in einer solchen Wut fort, Warinka, wie ich sie mein Lebtag noch nicht empfunden. Ich wollte sogleich zu ihm, zu diesem Verführer, dem nichts mehr heilig war! Doch ich weiß selbst nicht, was ich wollte. Ich wollte jedenfalls, mein Engelchen, daß man Sie nicht beleidigte! Nun, traurig war es! Regen und Schmutz draußen und Weh und Kummer im Herzen! . . . Ich gedachte schon zurückzukehren . . . Aber da kam das Verhängnis, mein Kind. Ich begegnete dem Jemeljá, dem Jemeljan Iljitsch, — er ist ein Beamter, d. h. er war Beamter, jetzt aber ist er es nicht mehr, denn er wurde aus irgendeinem Grunde davongejagt. — Ich weiß eigentlich nicht, womit er sich jetzt beschäftigt — irgendwie wird er sich wohl schon durchzuschlagen wissen und so gingen wir denn beide. Gingen. — Und dann, — ja, was soll man da reden, Warinka, es ist für Sie doch keine Freude, von den Verirrungen und Prüfungen Ihres Freundes zu lesen — und den Bericht von all dem Unglück mit anzuhören, das er gehabt hat. Am dritten Tage, gegen Abend — der Jemeljá, Gott verzeih ihm, hatte mich aufgehetzt — ging ich schließlich hin zu dem Leutnant. Seine Adresse hatte ich von unserem Hausknecht erfahren. Ich hatte ja doch — da nun einmal die Rede davon ist — schon lange diesen jungen Helden ins Auge gefaßt, hatte ihn schon lange beobachtet, als er noch in unserem Hause wohnte. Jetzt sehe ich ja ein, daß ich mich nicht richtig benommen

habe, denn ich war nicht in einem klaren Zustande, als ich mich bei ihm melden ließ, Warinka. Und dann mein Kind, ja dann, offengestanden, davon weiß ich nichts mehr, was dann noch geschah. Ich erinnere mich nur noch, daß sehr viele Offiziere bei ihm waren, oder vielleicht auch, Gott weiß es, sahen meine Augen alles doppelt. Auch weiß ich nicht mehr, was ich dort eigentlich tat, ich weiß nur, daß ich viel sprach, und zwar in ehrlicher Entrüstung. Nun und da wurde ich denn schließlich hinausbefördert und die Treppe hinabgeworfen, d. h. nicht gerade, daß sie mich wortwörtlich hinabgeworfen hätten, aber immerhin: ich wurde hinausbefördert. Wie ich wieder nach Hause kam, das wissen Sie ja schon. Nun und das ist alles, Warinka. Ich habe mir natürlich viel vergeben und meine Ehre hat darunter gelitten, aber von dem ganzen weiß ja doch niemand, von fremden Menschen niemand, außer Ihnen kein Mensch, nun und das ist doch ebenso gut, als wäre überhaupt nichts gewesen. Ja, vielleicht ist es auch wirklich so, Warinka, was meinen Sie? Was ich nämlich ganz genau weiß, das ist, daß im vorigen Jahr Aksentij Ossipowitsch sich bei uns ganz ebenso an Pjotr Petrowitsch vergriff, aber er tat es nicht öffentlich, tat es unter vier Augen. Er ließ ihn in die Wachtstube bitten, ich aber sah alles zufällig mit an: dort nun verfuhr er dann mit ihm, wie er es für richtig befand, jedoch unter voller Wahrung von Ehre und Haltung: denn wie gesagt, es sah niemand etwas davon — außer mir. Ich aber — nun, ich bin doch nichts, d. h. ich will damit nur sagen, daß ich nichts davon habe verlauten lassen, es ist also ganz

ſo, als hätte auch ich nichts gewußt. Nun und nachher haben Pjotr Petrowitſch und Akſſentij Oſſipowitſch immer ſo zueinander geſtanden, als wäre nie etwas zwiſchen ihnen vorgefallen. Pjotr Petrowitſch iſt, wiſſen Sie, ſolch ein Ehrgeiziger, daher hat er denn auch niemand etwas geſagt, und jetzt grüßen ſie ſich, als ob nichts vorgefallen wäre, und reichen ſich ſogar die Hand.

Ich widerſpreche ja nicht, Warinka, ich wage ja gar nicht, Ihnen zu widerſprechen, ich ſehe es ſelbſt ein, daß ich tief geſunken bin und ich habe ſogar, was am ſchrecklichſten iſt, an Selbſtachtung viel, ach, ſehr viel verloren. Doch das wird mir wahrſcheinlich ſchon von Geburt an ſo beſtimmt geweſen ſein: das war eben mein Schickſal, — dem Schickſal aber entgeht man nicht, wie Sie wiſſen.

So, das wäre jetzt die ausführliche Erzählung alles deſſen, was mich in meiner Not und meinem Elend noch heimgeſucht hat, Warinka. Wie Sie ſehen, iſt es von der Art, daß es beſſer wäre, gar nicht daran zu denken. Ich bin krank, mein Kind, und da ſind mir alle beſſern Gefühle abhanden gekommen. Ich ſchließe, indem ich Sie, verehrte Warwara Alexejewna, meiner Anhänglichkeit, Liebe und Hochachtung verſichere, und verbleibe

Ihr ergebenſter Diener

Makar Djewuſchkin.

29. Juni.

Mein lieber Makar Alexejewitſch!

Ich habe Ihre beiden Briefe geleſen und die Hän-

de zuſammengeſchlagen! Mein Gott, mein Gott! Hören Sie, mein Freund, entweder verheimlichen Sie mir etwas oder Sie haben mir überhaupt nur einen Teil Ihrer Unannehmlichkeiten geſchrieben, oder... wirklich, Makar Alexejewitſch, aus Ihren Briefen leſe ich noch immer eine gewiſſe Verſtörtheit heraus... Kommen Sie heute zu mir, um Gottes willen kommen Sie! Und hören Sie: kommen Sie einfach zum Mittageſſen zu uns. Ich weiß nicht, wie Sie dort leben und wie Sie jetzt mit Ihrer Wirtin ſtehen. Sie ſchreiben davon nichts, und zwar ſcheinbar abſichtlich, als wollten Sie wieder etwas verſchweigen.

Alſo auf Wiederſehen, mein Freund, kommen Sie unbedingt heute zu uns. Ueberhaupt wäre es beſſer, wenn Sie immer bei uns eſſen würden. Fedora kocht ſehr gut. Leben Sie wohl.

Ihre
Warwara Dobroſſeloff.

1. Auguſt.

Warwara Alexejewna, meine Liebe!

Sie freuen ſich, mein Kind, daß Gott der Herr Ihnen jetzt Gelegenheit gegeben hat, Gutes mit Gutem zu vergelten und mir Ihre Dankbarkeit zu beweiſen. Ich glaube daran, Warinka, und glaube an die Engelsgüte Ihres Herzchens, und will Ihnen keinen Vorwurf machen, nur müſſen auch Sie mir nicht wie damals vorwerfen, daß ich auf meine alten Tage ein Verſchwender geworden ſei. Nun, ich habe eben mal geſündigt, was iſt da zu machen! — wenn Sie durchaus wollen, daß es eine Sünde ſei. Nur ſehen Sie,

Warinka, gerade von Ihnen das zu hören, das tut weh!

Aber seien Sie mir deshalb nicht böse, daß ich Ihnen das sage. In meinem Herzen ist alles krank, mein Kind. Arme sind eigensinnig: — das ist von der Natur selbst so eingerichtet. Ich habe es auch früher schon beobachtet und selbst gefühlt. Der arme Mensch ist empfindlich: Gottes Welt sieht er anders an, auf jeden Vorübergehenden sieht er mißtrauisch von der Seite, und schaut sich überall argwöhnisch und verwirrt um, und horcht auf jedes Wort — ob da nicht etwa von ihm gesprochen wird? Ob man sich nicht gerade zuflüstert, wie unansehnlich und abgerissen er ausschaue? Ob man sich nicht frage, was er gerade in diesem Augenblick wohl empfinde? Vielleicht auch, wie er denn eigentlich von dieser, und wie er wohl von jener Seite sich ausnehme? Das weiß doch ein jeder, Warinka, daß ein armer Mensch schlechter als ein alter Lappen ist und keinerlei Achtung von anderen Menschen verlangen kann, was man da auch immer schreiben mag! Denn was diese Buchmenschen da schreiben: es bleibt am armen Menschen doch alles so, wie es war. Und weshalb bleibt es so, wie es war? Nun, weil bei einem armen Menschen alles sozusagen mit der linken Seite nach außen sein muß, er darf da nichts tiefinnerlich Verborgenes besitzen, keinen Ehrgeiz beispielsweise oder sonst sowas, das duldet man einfach nicht. Noch neulich sagte mir der Jemeljá, daß man einmal irgendwo eine Kollekte für ihn gemacht habe, und daß er dabei für jeden Heller gewissermaßen einer Besichtigung unterzogen worden sei. Die Men-

ſchen waren der Meinung, daß ſie ihm ihre Almoſen nicht umſonſt geben müßten — oh nein: ſie zahlten dafür, daß man ihnen einen armen Menſchen zeigte. Heutzutage, Kind, werden auch die Wohltaten ganz eigenartig erwieſen ... vielleicht auch, daß ſie immer ſo erwieſen worden ſind, wer kann das wiſſen! Entweder verſtehen es die Leute nicht oder ſie ſind ſchon gar zu große Meiſter darin — eins von beiden.

Sie haben das vielleicht noch nicht gewußt? Dann merken Sie es ſich! Glauben Sie mir, Warinka, wenn ich auch über manches nicht mitreden kann — hierüber weiß ich beſſer Beſcheid, als ſo mancher andere! Woher aber weiß ein armer Menſch alles dies? Und warum denkt er überhaupt ſo etwas? Ja, woher weiß er es? — Nun, eben ſo — aus Erfahrung! Ebenſogut wie er weiß, daß dort der feine Herr, der neben ihm geht und ſogleich in ein Reſtaurant treten wird, bei ſich ſelbſt denkt: „Was wird wohl dieſer arme Beamte da heute zu Mittag ſpeiſen? Ich werde mir jedenfalls sauté aux papillotes beſtellen, er aber wird vielleicht einen Brei ohne Butter eſſen!“ — Aber was geht es denn ihn an, daß ich Brei ohne Butter eſſen werde? Ja, es gibt nun einmal ſolche Menſchen, Warinka, es gibt wirklich ſolche Menſchen, die nur an ſo etwas denken. Und die gehen dann noch umher, dieſe nichtsnutzigen Pasquillanten, und ſchnüffeln überall und ſehen nach, ob einer mit dem ganzen Fuß auftritt, oder nur mit der Fußſpitze, und notieren es ſich noch, daß der und der Beamte in dem und dem Reſſort Stiefel trägt, aus denen die nackten Zehen hervorgucken, daß die Aermel ſeiner Uniform an den

Ellenbogen durchgeſcheuert ſind und Löcher aufweiſen — und das beſchreiben ſie dann alles ganz genau, und obendrein wird's gedruckt... Was geht das dich an, daß meine Ellenbogen zerriſſen ſind? Ja, wenn Sie mir das grobe Wort verzeihen, Warinka, ſo ſage ich Ihnen, daß ein armer Menſch in dieſer Beziehung ganz dieſelbe Scham empfindet, wie Sie beiſpielsweiſe Ihre Mädchenſcham empfinden. Sie werden ſich doch auch nicht vor allen Leuten — verzeihen Sie mir das grobe Beiſpiel — auskleiden. Nun, und ſehen Sie, genau ſo ungern ſieht es der arme Menſch, daß man in ſeine Hundehütte hineinblickt, etwa um zu ſehen, wie denn da ſeine Familienverhältniſſe ſind. Was lag aber für ein Grund vor, mich, Warinka, zuſammen mit meinen Feinden, die es auf die Ehre und den guten Ruf eines ehrlichen Menſchen abgeſehen haben, ſo zu beleidigen?

Nun, und heute ſaß ich in meinem Bureau ganz mäuschenſtill und geduckt, und kam mir ſelbſt wie ein gerupfter Sperling vor, ſo daß ich vor Scham faſt vergehen wollte. Ich ſchämte mich, Warinka! Man verliert ja unwillkürlich den Mut, wenn man weiß, daß durch das durchgeſcheuerte Aermelzeug die Ellenbogen ſchimmern und die Knöpfe nur noch an einem Fädchen baumeln. Und bei mir war doch alles wie behert, alles buchſtäblich wie behert, und in der größten Verwahrloſung! Da verliert man denn ganz unwillkürlich ſeinen Mut. Ja, wie auch nicht! Selbſt Stepan Karlowitſch ſagte, als er heute über Dienſtliches mit mir zu ſprechen begann: er ſprach nämlich und ſprach, und dann plötzlich entfuhr es ihm ganz unverſehens:

„Ach ja, Makar Alexejewitſch!“ ſprach aber das andere nicht aus, nicht das, was er dachte, nur erriet ich es durch alle ſeine Gedanken hindurch und errötete ſo, daß ſogar meine Glatze rot wurde. Es hat ja im Grunde nichts zu bedeuten, aber es iſt doch immer irgendwie beunruhigend und bringt einen auf ganz ſchwermütige Gedanken. Sollten Sie vielleicht ſchon etwas erfahren haben? Gott behüte, wenn Sie nun doch etwas erfahren haben ſollten! Ja, wirklich, aufrichtig geſagt, ich habe einen gewiſſen Menſchen ſtark im Verdacht. Dieſen Räubern macht es doch nichts aus! Die verraten einen ohne weiteres! Sie ſind fähig, dein ganzes Privatleben für nichts und wieder nichts zu verkaufen! Denen iſt gar nichts mehr heilig!

Ich weiß jetzt, weſſen Streich das iſt: Rataſájeff hat's getan! Er muß mit jemandem aus unſerem Reſſort bekannt ſein, und da hat er dem Betreffenden ſo geſprächsweiſe etwas geſagt, vielleicht auch noch ſeine Erzählung ganz beſonders ausgeſchmückt. Oder er hat's vielleicht in ſeinem Bureau erzählt, und von dort iſt es dann hinausgetragen worden und auch zu uns gekommen. Bei uns zu Hauſe ſind alle ganz genau unterrichtet: ſie weiſen gar mit dem Finger nach Ihrem Fenſter. Ich weiß ſchon, daß ſie's tun. Und als ich geſtern zum Mittageſſen zu Ihnen ging, ſteckten ſie aus allen Fenſtern die Köpfe hinaus, und die Wirtin ſagte, da habe nun der Teufel mit einem Säugling einen Bund geſchloſſen, und dann drückte ſie ſich außerdem noch unanſtändig über Sie aus.

Aber alles dies iſt noch nichts gegen die ſchändliche Abſicht Rataſájeffs, uns beide in ſeine Schriften hin-

einzubringen und uns in einer pikanten Satire zu ſchildern. Das hat er ſelbſt geſagt, und mir deuteten es einige gute Freunde im Bureau an. Ich kann jetzt an nichts mehr denken, mein Kind, und weiß nicht einmal, wozu ich mich entſchließen muß. Ja, — ſoll man da noch länger ſeine Sünde in Abrede ſtellen, wir haben doch wohl beide Gott den Herrn erzürnt, mein Engelchen!

Sie wollten mir, mein Kind, ein Buch ſchicken, damit ich mich nicht langweile. Laſſen Sie es gut ſein, Liebling, was mach ich damit! Und was iſt denn ſolch ein Buch? Das iſt doch alles nichts Wirkliches! Und auch Satiren und Romane ſind Unſinn, nur ſo um des Unſinns willen geſchrieben, nur ſo, damit müßige Leute etwas zu leſen haben. Glauben Sie mir, mein Kind, was ich Ihnen ſage, glauben Sie meiner langjährigen Erfahrung. Und wenn ſie Ihnen da von Shakeſpeare anfangen — in der Literatur, ſiehſt du, gibt es einen Shakeſpeare! — ſo iſt ja doch auch ihr ganzer Shakeſpeare Unſinn, nichts als barer Unſinn, und nichts weiter als ein Spott- und Schmähgeſchreibe und nur zu ſolchem Zweck von dieſem Pasquillanten verfaßt!

Ihr

Makar Djewuſchkin.

2. Auguſt.

Mein lieber Makar Alexejewitſch!

Ich bitte Sie, beunruhigen Sie ſich jetzt nicht mehr! Gott wird uns ſchon helfen und alles wird wieder gut werden. Fedora hat für ſich und mich eine

Menge Arbeit verſchafft und wir haben uns ſehr vergnügt ſogleich daran gemacht. Vielleicht werden wir dadurch alles wieder gutmachen können. Fedora ſagte mir, ſie glaube, daß Anna Fedorowna über alle meine Unannehmlichkeiten in der letzten Zeit genau unterrichtet ſei, doch mir iſt jetzt alles gleichgültig. Ich bin heute ganz beſonders froh geſtimmt.

Sie wollen Geld borgen — Gott bewahre Sie davor! Damit würden Sie ſich noch mehr Unglück auf den Hals laden, denn Sie müſſen es zurückzahlen, und Sie wiſſen doch wohl, wie ſchwer das iſt, Leben Sie jetzt lieber noch etwas ſparſamer, kommen Sie öfter zu uns und achten Sie nicht darauf, was Ihre Wirtin da ſchreit. Was aber Ihre übrigen Feinde und alle Ihnen mißgünſtig Geſinnten betrifft, ſo bin ich überzeugt, daß Sie ſich mit ganz grundloſen Befürchtungen quälen, Makar Alexejewitſch!

Sie könnten auch etwas mehr auf Ihren Stil achten, ich habe Ihnen ſchon das vorige Mal geſagt, daß Sie ſehr unausgeglichen ſchreiben. Nun, alſo leben Sie wohl bis zum Wiederſehen. Ich erwarte Sie unter allen Umſtänden.

Ihre

W. D.

3. Auguſt.

Mein Engelchen Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, mein Seelchen, daß ich jetzt doch wieder eine kleine Ausſicht habe und damit auch wieder Hoffnung. Aber zunächſt erlauben

Sie mir eines, mein Kind: Sie ſchreiben, ich ſolle keine Anleihe machen? Mein Täubchen, es geht nicht ohne ſie. Mir geht es ſchon ſchlecht, aber wie wird das erſt mit Ihnen ſein, es kann Ihnen doch plötzlich etwas zuſtoßen! Sie ſind doch ſolch ein ſchwächliches Dingelchen. Alſo ſehen Sie, deshalb ſage ich denn auch, daß man ſich unbedingt Geld verſchaffen muß. Und nun hören Sie weiter.

Alſo zunächſt muß ich vorausſchicken, daß ich im Bureau neben Jemeljan Iwanowitſch ſitze. Das iſt nicht jener Jemeljan, von dem ich Ihnen ſchon erzählt habe. Er iſt vielmehr, ganz wie ich, ein Staatsſchreiber. Wir beide ſind ſo ziemlich die Aelteſten im ganzen Departement, die Alteingeſeſſenen, wie man uns zu nennen pflegt. Er iſt ein guter Menſch, ein uneigennütziger Menſch, aber nicht gerade ſehr geſprächig, wiſſen Sie, und eigentlich ſieht er immer wie ſo ein richtiger Brummbär aus. Dafür arbeitet er gut, hat eine ſogenannte engliſche Handſchrift, und wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, ſchreibt er nicht ſchlechter als ich. Er iſt dabei ein wirklich ehrenwerter Menſch! Sehr intim ſind wir beide nie geweſen, nur ſo auf „Guten Tag!" und „Leben Sie wohl!" haben wir geſtanden, doch, was mitunter vorkam, wenn ich ſein Federmeſſer nötig hatte, nun, dann ſagte ich eben: „Bitte, Jemeljan Iwanowitſch, Ihr Meſſerchen, auf einen Augenblick!" Alſo eine richtige Unterhaltung gab's zwiſchen uns nicht, aber es wurde doch das geſprochen, was man ſich ſo gelegentlich zu ſagen hat, wenn man nebeneinander ſitzt. Nun aber, ſehen Sie, da ſagte dieſer Menſch heute ganz plötzlich zu mir:

„Makar Alexejewitſch, warum ſind Sie denn jetzt ſo nachdenklich?“

Ich ſah, der Menſch meinte es gut mit mir — und da vertraute ich mich ihm denn an. So und ſo, ſagte ich, Jemeljan Iwanowitſch, d. h. alles erzählte ich ihm nicht — und natürlich, Gott behüte, werde ich das auch nie tun, denn dazu fehlt mir der Mut, Warinka, aber ſo dies und jenes habe ich ihm doch anvertraut, mit anderen Worten: ich geſtand ihm, daß ich „etwas in Geldverlegenheit“ ſei, nun, und ſo weiter.

„Aber Sie könnten doch, Väterchen,“ ſagte darauf Jemeljan Iwanowitſch, „könnten ſich doch von jemandem Geld leihen, ſagen wir zum Beiſpiel von Pjotr Petrowitſch, der leiht auf Prozente. Ich habe auch von ihm geliehen. Und er nimmt nicht einmal gar ſo hohe Prozente, wirklich, nicht gar ſo hohe.“

Nun, Warinka, mein Herz ſchlug gleich ganz anders vor lauter Freude — es hüpfte nur ſo! Ich dachte und dachte hin und her und ſetzte mein Vertrauen auf Gott, der, was kann man wiſſen, dem Pjotr Petrowitſch vielleicht doch eingibt, daß er mir Geld leiht. Und ich begann ſchon, alles auszurechnen: wie ich dann meine Wirtin bezahlen und Ihnen helfen und auch mir ſelbſt ein einigermaßen menſchliches Ausſehen verleihen würde — denn ſo iſt es doch eine wahre Schande, man ſchämt ſich ordentlich, auf ſeinem Platz zu ſitzen, ganz abgeſehen davon, daß die Jungen ewig über einen lachen — nun, Gott verzeih' ihnen! Aber auch Seine Exzellenz gehen mitunter an unſerem Tiſch vorüber: nun, ſagen wir, wenn ſie einmal — wovor Gott uns behüte und bewahre! — wenn ſie

einmal im Vorübergehen einen Blick auf mich zu werfen geruhten und bemerken ſollten, daß ich, ſagen wir, ungehörig gekleidet bin! Bei Seiner Exzellenz aber ſind Sauberkeit und Ordnung die Hauptſache. Sie würden ja wahrſcheinlich nichts ſagen, aber ich, Warinka, ich würde auf der Stelle ſterben vor Scham, — ſehen Sie, ſo würde es ſein. Daher nahm ich denn all meinen Mut zuſammen, verbarg meine Scheu ſo gut es ging, und begab mich zu Pjotr Petrowitſch, einerſeits voll Hoffnung und andererſeits weder tot noch lebendig vor Erwartung — beides zugleich.

Nun, was ſoll ich Ihnen denn ſagen, Warinka, es endete mit — nichts. Er war da ſehr beſchäftigt und ſprach gerade mit Fedoſſei Iwanowitſch. Ich trat von der Seite an ihn heran und zupfte ihn ein wenig am Aermel: bedeutete ihm, daß ich mit ihm ſprechen wolle, mit Pjotr Petrowitſch. Er ſah ſich nach mir um — und da begann ich denn und ſagte ungefähr: „So und ſo, Pjotr Petrowitſch, wenn möglich, ſagen wir etwa dreißig Rubel uſw." — Er ſchien mich zuerſt nicht ganz zu verſtehen, als ich ihm aber dann nochmals alles erklärt hatte, da begann er zu lachen, ſagte aber nichts und ſchwieg wieder. Ich begann von neuem, er aber fragte plötzlich: „Haben Sie ein Pfand?" — ſelbſt jedoch vertiefte er ſich wieder ganz in ſeine Papiere und ſchrieb weiter, ohne ſich nach mir umzuſehen. Das machte mich ein wenig befangen.

„Nein," ſagte ich, „ein Pfand habe ich nicht, Pjotr Petrowitſch" — und ich erklärte ihm: „So und ſo, ich werde Ihnen das Geld zurückzahlen, ſobald ich meine Monatsgage erhalte, werde es unbedingt tun,

werde es für meine erſte Pflicht erachten.“ In dieſem Augenblick rief ihn jemand und er ging fort, ich blieb aber und erwartete ihn. Er kam denn auch bald wieder zurück, ſetzte ſich, ſpitzte ſeine Feder — mich aber bemerkte er gleichſam überhaupt nicht. Ich kam jedoch wieder darauf zu ſprechen, „alſo ſo und ſo, Pjotr Petrowitſch, ginge es denn nicht doch irgendwie?“

Er ſchwieg und ſchien mich wieder gar nicht zu hören, ich aber ſtand, ſtand. — Nun, dachte ich, ich will es doch noch einmal, zum letztenmal, verſuchen, und zupfte ihn wieder ein wenig am Aermel. Er ſagte aber keinen Ton, Warinka, entfernte nur ein Härchen von ſeiner Federſpitze und ſchrieb weiter. Da ging ich denn.

Sehen Sie, mein Kind, es ſind das ja vielleicht ſehr ehrenwerte Menſchen, nur ſtolz ſind ſie, ſehr ſtolz, — nichts für unſereinen! Wo reichen wir an dieſe hinan, Warinka! Deshalb, damit Sie es wiſſen, habe ich Ihnen auch alles das geſchrieben.

Jemeljan Iwanowitſch begann gleichfalls zu lachen und ſchüttelte den Kopf, aber er machte mir doch wieder Hoffnung, der Gute. Jemeljan Iwanowitſch iſt wirklich ein edler Menſch. Er verſprach mir, mich einem gewiſſen Mann zu empfehlen, und dieſer Mann, Warinka, der auf der Wiborger Seite *) wohnt, leiht gleichfalls Geld auf Prozente. Jemeljan Iwanowitſch ſagt, der werde zweifellos geben, dieſer ganz beſtimmt. Ich werde morgen, mein Engelchen, gleich morgen werde ich zu ihm gehen. Was meinen Sie dazu? Es geht doch nicht ohne Geld! Meine Wirtin droht ſchon,

*) Ein Stadtteil von St. Petersburg. E. K. R.

mich hinauszujagen, und will mir nichts mehr zu eſſen geben. Und meine Stiefel ſind ſchrecklich ſchlecht, mein Kind, und Knöpfe fehlen mir überall, und was mir nicht ſonſt noch alles fehlt! Wenn nun einer der Vorgeſetzten eine Bemerkung darüber macht? Es iſt ein Unglück, Warinka, wirklich ein Unglück!

Makar Djewuſchkin.

4. Auguſt.

Lieber Makar Alexejewitſch!

Um Gottes willen, Makar Alexejewitſch, verſchaffen Sie ſo bald als möglich Geld! Ich würde Sie unter den jetzigen Umſtänden natürlich für keinen Preis um Hilfe bitten, aber wenn Sie wüßten, in welcher Lage ich mich befinde! Ich kann nicht mehr in dieſer Wohnung bleiben, ich muß fort! Ich habe die ſchrecklichſten Unannehmlichkeiten gehabt, Sie können es ſich nicht vorſtellen, wie aufgeregt und verzweifelt ich bin!

Stellen Sie ſich vor, mein Freund: heute morgen erſcheint bei uns plötzlich ein fremder Herr, ein ſchon bejahrter Mann, nahezu ein Greis, mit Orden auf der Bruſt. Ich wunderte mich und begriff nicht, was er von uns wollte. Fedora war gerade ausgegangen, um noch etwas zu kaufen. Er begann mich auszufragen: wie ich lebe, womit ich mich beſchäftige, und darauf erklärte er mir — ohne meine Antwort abzuwarten, — er ſei der Onkel jenes Offiziers und habe ſich über das flegelhafte Betragen ſeines Neffen ſehr geärgert: er ſei ſehr aufgebracht darüber, daß jener mich in einen ſchlechten Ruf gebracht habe — ſein Neffe ſei ein leichtſinniger Bengel, der zu nichts tauge, er aber

fühle ſich als Onkel verpflichtet, die Schuld ſeines Neffen zu ſühnen und mich unter ſeinen Schutz zu nehmen. Ferner riet er mir noch, nicht auf die jungen Leute zu hören, er dagegen habe wie ein Vater Mitleid mit mir, empfinde überhaupt väterliche Liebe für mich und ſei bereit, mir in jeder Beziehung zu helfen.

Ich errötete, wußte aber noch immer nicht, was ich denken ſollte, weshalb ich ihm natürlich auch nicht dankte. Er nahm meine Hand und hielt ſie feſt, obſchon ich ſie ihm zu entziehen ſuchte, tätſchelte meine Wange, ſagte mir, ich ſei gar zu reizend, und ganz beſonders gefalle es ihm, daß ich in den Wangen Grübchen habe. — Gott weiß, was er da noch ſprach! — und zu guter Letzt wollte er mich auch noch küſſen: er ſei ja ſchon ein Greis, wie er ſagte. Er war ſo ekelhaft! — Da trat Fedora ins Zimmer. Er wurde ein wenig verlegen und begann wieder damit, daß er mich wegen meiner Beſcheidenheit und Wohlerzogenheit überaus achte: er würde es ſehr gern ſehen, daß ich meine Scheu vor ihm verlöre. Dann rief er Fedora beiſeite und wollte ihr unter einem ſeltſamen Vorwand Geld in die Hand drücken. Doch Fedora nahm es natürlich nicht an. Da brach er denn endlich auf, wiederholte nochmals alle ſeine Beteuerungen, verſprach, mich nächſtens wieder zu beſuchen und mir dann Ohrringe mitzubringen (ich glaube, er war zum Schluß ſelbſt etwas verlegen). Er riet mir außerdem, in eine andere Wohnung überzuſiedeln, und empfahl mir ſogar eine, die ſehr ſchön ſei und mich nichts koſten würde. Er ſagte, daß er mich namentlich deshalb ſehr liebgewonnen habe, weil ich ein ehrenwertes und vernünftiges Mädchen ſei. Dar-

auf riet er mir nochmals, mich vor der verderbten Jugend in acht zu nehmen, und zum Schluß erklärte er, daß er mit Anna Fedorowna bekannt sei und sie ihn beauftragt habe, mir zu sagen, daß sie mich besuchen werde. Da begriff ich denn alles! Ich weiß nicht mehr, was mit mir geschah — ich habe das zum erstenmal gefühlt und mich zum erstenmal in einer solchen Lage befunden: ich war außer mir! Ich beschämte ihn tüchtig — und Fedora stand mir bei und jagte ihn förmlich aus dem Zimmer. Das ist natürlich Anna Fedorownas Machwerk — woher hätte er sonst etwas von uns erfahren können?

Ich aber wende mich an Sie, Makar Alexejewitsch, und flehe Sie an, mir beizustehen. Helfen Sie mir, um Gottes willen, lassen Sie mich jetzt nicht im Stich! Bitte, bitte, verschaffen Sie uns Geld, wenn auch nur ein wenig, wir haben nichts, womit wir die Kosten eines Umzuges bestreiten könnten, hierbleiben aber können wir unter keinen Umständen, das ist ganz ausgeschlossen. Auch Fedora ist der Meinung. Wir brauchen wenigstens fünfundzwanzig Rubel. Ich werde Ihnen dieses Geld zurückgeben, ich werde es mir schon verdienen! Fedora wird mir in den nächsten Tagen noch Arbeit verschaffen, lassen Sie sich daher nicht durch hohe Prozente abschrecken, sehen Sie nicht darauf, gehen Sie auf jede Bedingung ein! Ich werde Ihnen alles zurückzahlen, nur verlassen Sie mich jetzt nicht, um Gottes willen! Es kostet mich viel, Ihnen unter den jetzigen Umständen mit einer solchen Bitte zu kommen, aber Sie sind doch meine einzige Stütze, meine einzige Hoffnung!

Leben Sie wohl, Makar Alexejewitſch, denken Sie an mich, und Gott gebe Ihnen Erfolg!

W. D.

4. Auguſt.

Mein Täubchen Warwara Alexejewna!

Sehen Sie, gerade alle dieſe unerwarteten Schläge ſind es, die mich erſchüttern! Gerade dieſe ſchrecklichen Heimſuchungen ſchlagen mich zu Boden! Dieſes Lumpenpack von faden Schmarotzern und nichtswürdigen Greiſen will nicht nur Sie, mein Engelchen, auf das Krankenlager bringen, durch alle die Aufregungen, die ſie Ihnen bereiten, ſondern auch mir wollen ſie, dieſe Schurken, den Garaus machen. Und das werden ſie, ich ſchwöre es, das werden ſie! Ich wäre doch jetzt eher zu ſterben bereit, als Ihnen nicht zu helfen! Und wenn ich Ihnen nicht helfen könnte, ſo wäre das mein Tod, Warinka, wirklich mein Tod. Helfe ich Ihnen aber, ſo fliegen Sie mir ſchließlich wie ein Vöglein fort, und dann werden Sie von dieſen Nachteulen, dieſen Raubvögeln, die Sie jetzt aus dem Neſtchen locken wollen, einfach umgebracht. Das jedoch iſt es, was mich am meiſten quält, mein Kind. Aber auch Ihnen, Warinka, trage ich eines nach: warum müſſen Sie denn gleich ſo grauſam ſein? Wie können Sie nur! Sie werden gequält, Sie werden beleidigt, Sie, mein Vögelchen, mein kleines, armes Herzchen, haben nur zu leiden, und da — da machen Sie ſich noch deshalb Sorgen, daß Sie mich beunruhigen müſſen, und verſprechen, das Geld zurückzuzahlen, und es zu erarbeiten: das aber heißt doch in Wirklichkeit, daß Sie ſich

bei Ihrer ſchwachen Geſundheit zuſchanden arbeiten wollen, um für mich zum richtigen Termin das Geld zu beſchaffen! So bedenken Sie doch bloß, Warinka, was Sie da ſprechen! Wozu ſollen Sie denn nähen und arbeiten und Ihr armes Köpfchen mit Sorgen quälen und Ihre Geſundheit untergraben? Ach, Warinka, Warinka!

Sehen Sie, mein Täubchen, ich tauge zu nichts, zu gar nichts, und ich weiß es ſelbſt, daß ich zu nichts tauge, aber ich werde dafür ſorgen, daß ich doch noch zu etwas tauge! Ich werde alles überwinden, ich werde mir noch Privatarbeit verſchaffen, ich werde für unſere Schriftſteller Abſchriften machen, ich werde zu ihnen gehen, werde ſelbſt zu ihnen gehen und mir Arbeit von ihnen ausbitten, denn ſie ſuchen doch gute Abſchreiber, ich weiß es, daß ſie ſie ſuchen! Sie aber ſollen ſich nicht krank arbeiten: nie und nimmer laſſe ich das zu!

Ich werde, mein Engelchen, ich werde unbedingt Geld auftreiben, ich ſterbe eher, als daß ich es nicht tue. Sie ſchreiben, mein Täubchen, ich ſolle vor hohen Prozenten nicht zurückſchrecken: — das werde ich gewiß nicht, mein Kind, ich werde beſtimmt nicht zurückſchrecken, jetzt vor nichts mehr! Ich werde vierzig Rubel erbitten, mein Kind. Das iſt doch nicht zu viel, Warinka, was meinen Sie? Kann man mir vierzig Rubel auf mein Wort ohne weiteres anvertrauen? Das heißt, ich will nur wiſſen, ob Sie mich für fähig halten, jemandem auf den erſten Blick hin Zutrauen einzuflößen? So nach dem Geſichtsausdruck, meine ich, und überhaupt — kann man mich da auf den erſten Blick

hin günſtig beurteilen? Denken Sie zurück, mein Engelchen, denken Sie nach, kann ich wohl einen guten Eindruck auf jemanden machen, der mich zum erſtenmal ſieht? Bin ich wohl der Mann dazu? Was meinen Sie? Wiſſen Sie, man fühlt doch ſolch eine Angſt — krankhaft geradezu, wirklich krankhaft!

Von den vierzig Rubeln gebe ich fünfundzwanzig Ihnen, Warinka, zwei der Wirtin und den Reſt behalte ich für mich, für meine Ausgaben.

Zwar ſehen Sie: der Wirtin müßte ich eigentlich mehr geben, ſogar unbedingt mehr, aber überlegen Sie es ſich reiflich, mein Kind, rechnen Sie mal zuſammen, was ich nur fürs Allernotwendigſte brauche: Sie werden einſehen, daß ich ihr unter keinen Umſtänden mehr geben kann — folglich lohnt es ſich gar nicht, noch weiter darüber zu reden, und man kann die Frage einfach ausſchalten. Für fünf Rubel kaufe ich mir ein Paar Stiefel. Ich weiß wirklich nicht, ob ich morgen noch mit den alten in den Dienſt gehen kann. Eine Halsbinde wäre wohl auch ſehr nötig, da die jetzige ſchon bald ein Jahr alt iſt, doch da Sie mir aus einem alten Schürzchen nicht nur ein Vorhemdchen, ſondern auch eine Halsbinde zu verfertigen verſprachen, ſo will ich daran nicht weiter denken. Somit hätten wir Stiefel und Halsbinde. Jetzt noch Knöpfe, mein Liebes! Sie werden doch zugeben, Kindchen, daß ich ohne Knöpfe nicht auskommen kann, von meinem Uniformrock iſt aber die Hälfte der Garnitur ſchon abgefallen. Ich zittere, wenn ich daran denke, daß Seine Exzellenz eine ſolche Nachläſſigkeit bemerken und ſagen könnten — ja, was!? Das würde ich ja doch nicht mehr hören,

denn ich würde dort ſterben, auf der Stelle ſterben, tot hinfallen, einfach vor Schande bei dem bloßen Gedanken den Geiſt aufgeben! Ach ja, mein Kind, das würde ich! — Ja, und dann blieben mir noch nach allen Anſchaffungen drei Rubel, die blieben mir dann zum Leben und für ein halbes Pfündchen Tabak, denn ſehen Sie, mein Engelchen, ich kann ohne Tabak nicht leben, heute aber iſt es ſchon der neunte Tag, daß ich mein Pfeifchen nicht mehr angerührt habe. Ich hätte ja, offen geſtanden, auch ſo Tabak gekauft, ohne es Ihnen vorher zu ſagen, aber man ſchämt ſich vor ſeinem Gewiſſen. Sie dort ſind unglücklich, Sie entbehren alles, ich aber ſollte mir hier gar Vergnügungen leiſten? Alſo deshalb ſage ich es Ihnen, daß ich mich nicht mit Gewiſſensbiſſen zu quälen brauche. Ich geſtehe Ihnen ganz offen, Warinka, daß ich mich jetzt in einer äußerſt verzweifelten Lage befinde, das heißt, bisher habe ich in meinem Leben noch nichts Aehnliches durchgemacht. Die Wirtin verachtet mich: von Achtung oder Schätzung — davon kann keine Rede ſein. Ueberall Mangel, überall Schulden, im Dienſt aber, wo mich die Kollegen auch früher ſchon nicht auf Roſen gebettet haben, im Dienſt — nun, ſchweigen wir lieber davon. Ich verberge alles, ich ſuche es vor allen ſorgfältig zu verbergen, und auch mich ſelbſt verberge ich: wenn ich in den Dienſt gehe, drücke ich mich nach Möglichkeit unbemerkt und ſeitlich an allen vorüber. Ich habe gerade nur noch ſo viel Mut, daß ich Ihnen dies offen eingeſtehen kann ...

Aber wie, wenn er nichts gibt?

Nein, es iſt beſſer, Warinka, man denkt gar nicht

daran und quält ſich nicht unnütz mit ſolchen Vorſtellungen, die einem ſchon im voraus jeden Mut rauben. Ich ſchreibe das nur deshalb, um Sie zu warnen und davor zu bewahren, daß Sie nicht im voraus daran denken und ſich mit böſen Gedanken quälen. Tun Sie es nicht! Aber, mein Gott, was würde aus Ihnen werden! Freilich würden Sie dann die Wohnung nicht wechſeln, vielmehr hier in meiner Nähe bleiben — aber nein, ich käme dann überhaupt nicht mehr zurück, ich würde einfach untergehen, verſchwinden, verderben!

Da habe ich Ihnen nun wieder eine lange Epiſtel geſchrieben, und hätte mich doch ſtatt deſſen raſieren können, denn raſiert ſieht man ſtets etwas ſauberer und anſtändiger aus, das aber hat viel zu ſagen und hilft einem immer, wenn man etwas ſucht. Nun, Gott gebe es! Ich werde beten und dann — mich auf den Weg machen!

M. Djewuſchkin.

5. Auguſt.

Liebſter Makar Alexejewitſch!

Wenn Sie doch wenigſtens nicht verzweifeln würden! Es gibt ohnehin ſchon Sorgen genug! — Ich ſende Ihnen dreißig Kopeken, mehr kann ich nicht. Kaufen Sie ſich dafür, was Sie da gerade am notwendigſten brauchen, um ſich wenigſtens noch bis morgen irgendwie durchzuſchlagen. Wir haben ſelbſt faſt nichts mehr, was morgen aus uns werden wird — ich weiß es nicht. Es iſt traurig, Makar Alexejewitſch! Uebrigens ſollen Sie deshalb den Kopf nicht hängen laſſen: nun, er hat Ihnen nichts gegeben, was iſt denn ſchließlich

dabei! Fedora ſagt, noch ſei es nicht ſo ſchlimm, wir könnten noch ganz gut eine Weile hierbleiben — und ſelbſt wenn wir in eine andere Wohnung übergeſiedelt wären, hätten wir damit doch nur wenig gewonnen, denn wer es wolle, der könne uns überall finden. Freilich iſt es deshalb noch immer nicht ſchön, jetzt hierzubleiben. Wenn nicht alles ſo traurig wäre, würde ich Ihnen noch mancherlei ſchreiben.

Was Sie doch für einen ſonderbaren Charakter haben, Makar Alexejewitſch! Sie nehmen ſich alles viel zu ſehr zu Herzen: deshalb werden Sie auch immer der unglücklichſte Menſch ſein. Ich leſe Ihre Briefe ſehr aufmerkſam und ſehe, daß Sie ſich in einem jeden dermaßen um mich ſorgen und quälen, wie Sie ſich um ſich ſelbſt noch nie geſorgt und gequält haben. Man wird natürlich ſagen, daß Sie ein gutes Herz haben. Ich aber ſage, daß Ihr Herz viel zu gut iſt. Ich möchte Ihnen einen freundſchaftlichen Rat geben, Makar Alexejewitſch. Ich bin Ihnen dankbar, ſehr dankbar für alles, was Sie für mich getan haben, ich empfinde es tief, glauben Sie mir. Alſo urteilen Sie jetzt ſelbſt, wie mir zumute iſt, wenn ich ſehen muß, daß Sie nach all Ihrem Unglück und Ihren Sorgen, deren unfreiwillige Urſache ich geweſen bin, — daß Sie auch jetzt noch nur für mich leben, gewiſſermaßen ſogar nur um meinetwillen leben: meine Freuden ſind Ihre Freuden, mein Leid iſt Ihr Leid, und meine Gefühle ſind Ihnen wichtiger, als Ihre eigenen! Wenn man ſich aber den Kummer Fremder ſo zu Herzen nimmt und mit allen ſo viel Mitleid empfindet, dann hat man allerdings Urſache, der unglücklichſte Menſch zu ſein. Als Sie

heute nach dem Dienſt bei uns eintraten, erſchrak ich förmlich bei Ihrem Anblick. Sie ſahen ſo bleich, ſo abgehärmt und mitgenommen, ſo zerſtört und verzweifelt aus: Sie waren kaum wiederzuerkennen, — und das alles nur deshalb, weil Sie ſich fürchteten, mir Ihren Mißerfolg mitzuteilen, mich zu betrüben und zu erſchrecken. Als Sie aber ſahen, daß ich ob dieſes kleinen Unglücks zu lachen begann, da atmeten Sie geradezu befreit auf. Makar Alexejewitſch! So grämen Sie ſich doch nicht ſo, verzweifeln Sie doch nicht, ſeien Sie doch vernünftig! Ich bitte Sie darum, ich beſchwöre Sie! Sie werden ſehen, es wird alles gut werden, alles wird ſich zum Beſſeren wenden. Sie machen ſich das Leben ganz unnötigerweiſe ſchwer, indem Sie ſich ewig um andere grämen und ſorgen.

Leben Sie wohl, mein Freund! Ich bitte Sie nochmals, ſorgen Sie ſich nicht um mich!

W. D.

Mein Täubchen Warinka!

Nun gut, mein Engelchen, alſo gut! Sie ſind zu der Ueberzeugung gelangt, daß es noch kein Unglück iſt, daß ich das Geld nicht erhalten habe. Nun gut, ich bin alſo beruhigt und glücklich. Ich bin ſogar froh, weil Sie mich Alten nicht verlaſſen und jetzt in dieſer Wohnung bleiben. Ja und wenn man ſchon alles ſagen ſoll, ſo muß ich geſtehen, daß mein Herz voll Freude war, als ich las, wie Sie in Ihrem Briefchen ſo ſchön über mich ſchrieben und ſich über meine Gefühle ſo lobend äußerten. Ich ſage das nicht aus Stolz, ſondern weil ich ſehe, daß Sie mich gern haben müſſen, wenn Sie ſich

gerade um mein Herz ſo beunruhigen. Gut: doch was ſoll man jetzt noch viel von meinem Herzen reden! Das Herz iſt eine Sache für ſich, — aber Sie ſagen da, Kindchen, daß ich nicht kleinmütig ſein ſoll. Ja, mein Engelchen, Sie haben recht, daß es überflüſſig iſt, daß man ihn wirklich nicht braucht — den Kleinmut, meine ich. Aber, bei alledem: ſagen Sie mir jetzt bloß, mein Liebling, in welchen Stiefeln ich mich morgen in den Dienſt begeben ſoll? — Da ſehen Sie, mein Kind, wo der Haken ſitzt. Dieſer Gedanke kann doch einen Menſchen zugrunde richten, kann ihn einfach vernichten. Die Haupturſache, meine Gute, iſt freilich, daß ich mich nicht um meinetwillen ſo ſorge, daß ich nicht um meinetwillen darunter leide. Mir perſönlich iſt das doch ganz gleich, und müßte ich auch in der größten Kälte ohne Mantel und Stiefel gehen: ich würde ſchon alles aushalten, mir macht es nichts aus, ich bin doch ein einfacher, ein geringer Menſch. Aber was werden die Leute dazu ſagen? — was werden meine Feinde ſagen, und alle dieſe boshaften Zungen, wenn ich ohne Mantel komme? Man trägt ihn ja doch nur um der Leute willen, und auch die Stiefel trägt man nur ihretwegen. Die Stiefel ſind in dieſem Falle, mein Kindchen, mein Herzchen, nur zur Aufrechterhaltung der Ehre und des guten Rufes nötig. In zerriſſenen Stiefeln aber geht die eine wie der andere verloren — glauben Sie mir, was ich Ihnen ſage, mein Kind, verlaſſen Sie ſich auf meine langjährige Erfahrung, hören Sie auf mich Alten, der die Menſchen kennt, und nicht auf irgend ſolche Sudler.

Aber ich habe Ihnen ja noch gar nicht ausführlich

erzählt, Kind, wie das heute alles in Wirklichkeit war. Ich habe an dieſem einen Morgen ſo viel ausgeſtanden, ſo viele Seelenqualen durchgemacht, wie manch einer vielleicht in einem ganzen Jahr nicht. Alſo nun hören Sie, wie es war:

Ich ging ganz, ganz früh von Hauſe fort, um ihn anzutreffen und dann ſelbſt noch rechtzeitig in den Dienſt kommen zu können. Es war ſolch ein Regenwetter heute, ſolch ein Schmutz! Nun, ich wickelte mich in meinen Mantel, mein Herzchen, und ging und ging, und dabei dachte ich die ganze Zeit: Lieber Gott! Vergib mir alle meine Uebertretungen deiner Gebote und laß meinen Wunſch in Erfüllung gehen! Wie ich an der —ſchen Kirche vorüberging, bekreuzte ich mich, bereute alle meine Sünden, beſann mich aber darauf, daß es mir nicht zuſteht, mit Gott dem Herrn ſo zu unterhandeln. Da verſenkte ich mich denn in meine eigenen Gedanken und wollte nichts mehr anſehen. Und ſo ging ich denn, ohne auf den Weg zu achten, immer weiter. Die Straßen waren leer, und die Menſchen, denen man von Zeit zu Zeit begegnete, ſahen beſorgt und gehetzt aus — freilich war das auch kein Wunder: wer wird denn um dieſe Zeit und bei dieſem Wetter ſpazieren gehen? Ein Trupp ſchmutziger Arbeiter kam mir entgegen: die ſtießen mich roh zur Seite, die Kerle. Da überfiel mich wieder Schüchternheit, mir wurde bange, und an das Geld, um die Wahrheit zu ſagen, wollte ich überhaupt nicht mehr denken — geht man auf gut Glück, nun, dann eben auf gut Glück!

Gerade bei der Wosneſſenskij-Brücke blieb eine meiner Stiefelſohlen liegen, ſo daß ich ſelbſt nicht mehr

weiß, auf was ich eigentlich weiterging. Und gerade dort kam mir unſer Schreiber Jermolajeff entgegen, ſtand ſtill und folgte mir mit den Blicken, faſt ſo, als wolle er mich um ein Trinkgeld bitten. Ach Gott ja, Bruderherz, dachte ich, ein Trinkgeld, was iſt ein Trinkgeld!

Ich war furchtbar müde, blieb ſtehen, erholte mich ein bißchen, und dann ſchleppte ich mich wieder weiter. Jetzt ſah ich abſichtlich überall hin, um irgendwo was zu entdecken, an das ich die Gedanken hätte heften können, ſo um mich etwas zu zerſtreuen, mich etwas aufzumuntern, aber ich fand nichts: kein einziger Gedanke wollte haften bleiben, und zum Ueberfluß war ich auch noch ſo ſchmutzig geworden, daß ich mich vor mir ſelber ſchämte. Endlich erblickte ich in der Ferne ein gelbes hölzernes Haus mit einem Giebelausbau, eine Art Villa: nun, da iſt es, dachte ich gleich, ſo hat es mir auch Jemeljan Iwanowitſch beſchrieben — das Haus Markoffs. (Markoff heißt er nämlich, der Mann, der Geld auf Prozente leiht.) Nun, und da gingen mir denn die Gedanken alle ganz durcheinander: ich wußte, daß es Markoffs Haus war, fragte aber trotzdem den Schutzmann im Wächterhäuschen, weſſen Haus denn dies dort eigentlich ſei, das heißt alſo, wer darin wohne. Der Schutzmann aber, ſolch ein Grobian, antwortete mißmutig, ganz als ärgere er ſich über mich, und brummte nur ſo vor ſich hin: jenes Haus gehöre einem gewiſſen Markoff. Dieſe Polizeibeamten ſind alle ſo gefühlloſe Menſchen — doch was gehen ſie mich ſchließlich an? Immerhin war es ein ſchlechter und unangenehmer Eindruck. Mit einem Wort: eins kam zum

andern. In allem findet man etwas, was gerade der eigenen Lage entſpricht oder was man als gewiſſermaßen zu ihr in Beziehung ſtehend empfindet: das iſt immer ſo. — An dem Hauſe ging ich dreimal vorüber, aber je mehr ich ging, um ſo ſchlimmer wurde es: nein, denke ich, er wird mir nichts geben, wird mir beſtimmt kein Geld geben, ganz gewiß nicht! Ich bin doch ein fremder, ihm völlig unbekannter Menſch, es iſt eine heikle Sache, und auch mein Aeußeres iſt nicht gerade einnehmend. Nun, denke ich, wie es das Schickſal will, dann bereue ich es nachher wenigſtens nicht, daß ich es überhaupt nicht verſucht habe, der Verſuch wird mich ja auch nicht gleich den Kopf koſten! Und ſo öffnete ich denn leiſe das Hofpförtchen. Aber nun kam ſchon das andere Unglück: kaum war ich eingetreten, da ſtürzte ſolch ein dummer kleiner Hofhund, ſo ein richtiger Hackenbeißer, auf mich los und kläffte und kläffte, daß einem die Ohren klangen. Und ſehen Sie, immer ſind es gerade derartige nichtswürdige kleine Zwiſchenfälle, mein Kind, die einen aus dem Gleichgewicht bringen und von neuem ſchüchtern machen, und die ganze Entſchloſſenheit, zu der man ſich ſchon zuſammengerafft hat, wieder vernichten. Ich gelangte halb tot halb lebendig ins Haus — dort aber ſtieß ich gleich auf ein neues Unglück: ich ſah nicht, wohin ich trat und was im halbdunklen Flur neben der Schwelle ſtand — plötzlich ſtolperte ich über irgendein hockendes Weib, das gerade Milch aus dem Melkgefäß in Kannen goß, und da verſchüttete ſie denn die ganze Milch. Das dumme Weib ſchrie natürlich und keifte ſogleich und zeterte: „Siehſt du denn nicht, wohin du rennſt, mach

doch die Augen auf, was ſuchſt du hier?“ und ſo ging es weiter ohne Unterlaß. Ich ſchreibe Ihnen das alles, mein Kind, ſchreibe es nur deshalb, weil mir in ſolchen Fällen regelmäßig etwas zuſtößt: das muß mir wohl vom Schickſal ſchon ſo beſtimmt ſein. Ewig gerate ich mit etwas anderem, ganz Nebenſächlichem zuſammen und durcheinander.

Auf das Geſchrei hin kam eine alte Hexe zum Vorſchein, eine Finnländerin. Ich wandte mich ſogleich an ſie: ob hier Herr Markoff wohne? Nein, ſagte ſie zunächſt barſch, blieb dann aber ſtehen und muſterte mich eingehend.

„Was wollen Sie denn von ihm?“ fragte ſie.

Nun, ich erklärte ihr alles: „So und ſo, Jemeljan Iwanowitſch ...“ — erzählte auch alles übrige — kurz: ich käme in Geſchäften! Darauf rief die Alte ihre Tochter herbei — die kam: ein erwachſenes Mädchen, und barfuß.

„Ruf den Vater. Er iſt oben bei den Mietern. Bitte, treten Sie näher.“

Ich trat ein. Das Zimmer war — nun, wie ſo gewöhnlich dieſe Zimmer ſind: an den Wänden Bilder, größtenteils Porträts von Generälen, ein Sofa, ein runder Tiſch, Reſeda und Balſaminen in Blumentöpfen — ich denke und denke: ſoll ich mich nicht lieber drücken, ſolange es noch Zeit iſt? Und bei Gott, mein Kind, ich war wirklich ſchon im Begriff, fortzulaufen! Ich dachte: ich werde lieber morgen kommen, nächſtens, dann wird auch das Wetter beſſer ſein, ich werde noch bis dahin warten! Heute aber iſt ſowieſo die Milch verſchüttet, die Generale ſehen mich alle ſo

böſe an ... Und ich wandte mich, ich geſteh's wirklich, ſchon zur Tür, Warinka, da kam auch ſchon Er: — ſo, nichts Beſonderes, ein kleines, graues Kerlchen, mit ſolchen, wiſſen Sie, etwas heimtückiſchen Aeuglein, dabei in einem ſchmierigen Schlafrock, mit einer Schnur um den Leib.

Er erkundigte ſich, welches mein Wunſch ſei und womit er mir dienen könne, worauf ich ihm ſagte: „So und ſo, Jemeljan Iwanowitſch — etwa vierzig Rubel," ſagte ich, „die habe ich nötig —." Aber ich ſprach nicht zu Ende. An ſeinen Augen ſchon ſah ich, daß ich verſpielt hatte.

„Nein," ſagte er, „tut mir leid, ich habe kein Geld. Oder haben Sie ein Pfand?"

Ich begann, ihm zu erklären, daß ich ein Pfand zwar nicht habe, „Jemeljan Iwanowitſch aber — und ſo weiter," mit einem Wort, ich erklärte ihm alles, was da zu erklären war. Er hörte mich ruhig an.

„Ja, was," ſagte er, „Jemeljan Iwanowitſch kann mir nichts helfen, ich habe kein Geld."

Nun, dachte ich, das ſah ich ja ſchon kommen, das wußte ich, das habe ich vorausgeahnt. Wirklich, Warinka, es wäre beſſer geweſen, die Erde hätte ſich unter mir aufgetan, meine Füße wurden kalt, Fröſteln lief mir über den Rücken. Ich ſah ihn an und er ſah mich an, faſt als wolle er ſagen: „Nun, geh mal jetzt, mein Beſter, du haſt hier nichts mehr zu ſuchen," — ſo daß ich mich unter anderen Umſtänden zu Tode geſchämt hätte.

„Wozu brauchen Sie denn das Geld?" — (das hat er mich wirklich gefragt, mein Kind!).

Ich tat ſchon den Mund auf, nur um nicht ſo müßig dazuſtehen, aber er wollte mich gar nicht mehr anhören.

„Nein," ſagte er, „ich habe kein Geld, ſonſt," ſagte er, „ſonſt würde ich mit dem größten Vergnügen ..."

Ich machte ihm wieder und immer wieder Vorſtellungen, ſagte ihm, daß ich ja nicht viel brauche, daß ich ihm alles wieder zurückgeben würde, genau zum Termin, ja ſogar noch vor dem Termin, daß er ſo hohe Prozente nehmen könne, wie er nur wolle, und daß ich ihm, noch einmal, bei Gott alles zurückzahlen werde. Ich dachte in dem Augenblick an Sie, mein Kind, an Ihr Unglück und an Ihre Not, und dachte auch an Ihr Fünfzigkopekenſtückchen.

„Nein," ſagte er, „wer redet hier von Prozenten, aber wenn Sie ein Pfand hätten ... Ich habe im Augenblick kein Geld, bei Gott, ich habe keines, ſonſt natürlich mit dem größten Vergnügen ..."

Ja, er ſchwor noch bei Gott, der Räuber!

Nun und da, meine Liebe, — ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie ich das Haus verließ und wieder auf die Wosneſſenskij-Brücke kam. Ich war nur furchtbar müde, kalt war es auch und ich war ganz ſteifgefroren und kam erſt gegen zehn Uhr zum Dienſt. Ich wollte meine Kleider etwas abbürſten, vom Schmutz reinigen, aber der Amtsdiener ſagte, das gehe nicht an, ich würde die Bürſte verderben, die Bürſte ſei aber Kroneigentum. Da ſehen Sie nun, mein Kind, wie ich jetzt von dieſen Leuten angeſehen werde: als wäre ich noch nicht einmal eine alte Matte, an der man die Füße ab-

wiſchen kann. Was iſt es denn, Warinka, was mich ſo niederdrückt? — Doch nicht das Geld, das ich nicht habe, ſondern alle dieſe Aufregungen, und daß man mit Menſchen in Berührung kommt: all dieſes Geflüſter, dieſes Lächeln, dieſe Scherzchen! Und Seine Exzellenz kann ſich doch auch einmal zufällig an mich wenden oder über mein Aeußeres eine Bemerkung machen! Ach, Kind, meine goldenen Zeiten ſind jetzt vorüber! Heute habe ich alle Ihre Briefchen nochmals durchgeleſen, — traurig, Kind! Leben Sie wohl, mein Täubchen, Gott ſchütze Sie!

M. Djewuſchkin.

P. S. Ich wollte Ihnen, Warinka, mein Unglück halb ſcherzhaft beſchreiben, Warinka, aber man ſieht, daß es mir nicht mehr gelingen will, das Scherzen nämlich. Ich wollte Sie etwas zerſtreuen. Ich werde zu Ihnen kommen, ich werde zu Ihnen kommen.

11. Auguſt.

Warwara Alexejewna! Mein Täubchen! Verloren bin ich, beide ſind wir verloren, unrettbar verloren! Mein Ruf, meine Ehre — alles iſt verloren! Und ich bin es, der Sie ins Verderben gebracht hat! Ich werde geſchmäht, mein Kind, verachtet, verſpottet, und die Wirtin beſchimpft mich ſchon laut und vor allen Menſchen. Heute hat ſie wieder geſchrien, geſchrien und mich mit Vorwürfen überhäuft, als wäre ich ein Nichts und ein Dreck! Und am Abend begann dann jemand von ihnen bei Rataſäjeff einen meiner Briefe an Sie laut vorzuleſen: einen Brief, den ich nicht beendet und in die Taſche geſteckt hatte, und den ich dann ir-

gendwie aus der Taſche verloren haben muß. Mein liebes, liebes Kind, wie haben ſie da gelacht! Wie ſie uns betitelt haben und wie ſie höhnten, wie ſie höhnten, die Verräter! Ich hielt es nicht aus und ging zu ihnen und beſchuldigte Rataſájeff des Treubruchs und ſagte ihm, daß er ein Falſcher ſei! Rataſájeff aber erwiderte mir darauf, ich ſei ſelbſt ein Falſcher und beſchäftige mich nur mit Eroberungen. Ich hätte ſie alle getäuſcht, ſagte er, im Grunde aber ſei ich ja ſozuſagen ein Lovelace! Und jetzt, mein Kind, werde ich nun von allen hier nur noch Lovelace genannt, einen anderen Namen habe ich überhaupt nicht mehr! Hören Sie, mein Engelchen, hören Sie — die wiſſen doch jetzt alles von uns, ſind von allem unterrichtet, und auch von Ihnen, meine Gute, wiſſen ſie alles, alles iſt ihnen bekannt, alles, was Sie, mein Engelchen, betrifft! Und auch der Faldoni iſt jetzt mit ihnen im Bunde. Ich wollte ihn heute hier in den kleinen Laden ſchicken, damit er mir ein Stückchen Wurſt kaufe, aber nein, er geht nicht, er habe zu tun, ſagt er. — Du mußt doch, es iſt doch deine Pflicht, ſage ich.

„Auch was Gutes — meine Pflicht!“ höhnte er, „Sie zahlen doch meiner Herrin kein Geld, folglich gibt's da nichts von Pflicht.“

Das ertrug ich nicht, Kind, von dieſem ungebildeten, frechen Menſchen eine ſolche Beleidigung, und ſo ſchalt ich ihn denn einen „Dummkopf!“, er aber ſagte mir darauf bloß kurz: „Das ſagt mir nun ſo einer!“ — Ich dachte erſt, daß er betrunken ſei, hielt es ihm denn auch vor: „Hör mal,“ ſagte ich, „du biſt wohl betrunken?“ — Er aber grobte mich an:

„Haben Sie mir denn was zu trinken gegeben? Sie haben doch nicht einmal so viel, daß Sie sich selber betrinken könnten!“ und dann brummte er noch: „Das soll nun ein Herr sein!“

Da sehen Sie jetzt, wie weit es mit uns gekommen ist, mein Kind! Man schämt sich, zu leben, Warinka! Ganz wie ein Verrufener kommt man sich vor, schlimmer noch als irgendein Landstreicher. Schwer ist es, Warinka! Verloren bin ich, einfach verloren! Unrettbar verloren!

M. D.

13. August.

Lieber Makar Alexejewitsch!

Uns sucht jetzt ein Unglück nach dem anderen heim, auch ich weiß nicht mehr, was man noch tun soll! Was wird nun aus Ihnen werden, auf meine Arbeit können wir uns auch nicht mehr verlassen. Ich habe mir heute mit dem Bügeleisen die linke Hand verbrannt: ich ließ es versehentlich fallen und beschädigte und verbrannte mich, gleich beides zusammen. Arbeiten kann ich nun nicht, und Fedora ist auch schon den dritten Tag krank. Oh, diese Sorge und Angst!

Hier sende ich Ihnen dreißig Kopeken: das ist fast das Letzte, was wir haben, Gott weiß, wie gern ich Ihnen jetzt in Ihrer Not helfen würde. Es ist zum Weinen!

Leben Sie wohl, mein Freund! Sie würden mich sehr beruhigen, wenn Sie heute zu uns kämen.

W. D.

14. Auguſt.

Makar Alexejewitſch!

Was iſt das mit Ihnen? Sie fürchten wohl Gott nicht mehr? Und mich bringen Sie um meinen Verſtand. Schämen Sie ſich denn nicht!? Sie richten ſich zugrunde. So denken Sie doch an Ihren Ruf! Sie ſind ein ehrlicher, ehrenwerter, ſtrebſamer Menſch — was werden die Menſchen ſagen, wenn ſie das erfahren? Und Sie ſelbſt, Makar Alexejewitſch, Sie werden doch vergehen vor Scham! Oder tut es Ihnen nicht mehr leid um Ihre grauen Haare? So fürchten Sie doch wenigſtens Gott!

Fedora ſagt, daß ſie Ihnen jetzt nicht mehr helfen werde, und auch ich kann Ihnen unter dieſen Umſtänden kein Geld mehr ſchicken. Was haben Sie aus mir gemacht, Makar Alexejewitſch! Sie denken wohl, es ſei mir ganz gleichgültig, daß Sie ſich ſo ſchlecht aufführen. Sie wiſſen noch nicht, was ich Ihretwegen auszuſtehen habe! Ich kann mich gar nicht mehr auf unſerer Treppe zeigen: alle ſehen mir nach, alle weiſen mit dem Finger auf mich und ſagen ſolche Schändlichkeiten, — ja, ſie ſagen geradezu, daß ich mit einem Trunkenbold ein Verhältnis habe. Wie glauben Sie, daß mir zumute iſt, wenn ich ſo etwas hören muß! Und wenn man Sie nach Hauſe bringt, ſagt alles mit Verachtung von Ihnen: „Da wird der Beamte wieder gebracht.“ Ich aber — ich ſchäme mich zu Tode für Sie. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich dieſe Wohnung hier verlaſſen werde. Und ſollte ich auch Stubenmagd oder Wäſcherin werden — hier bleibe ich auf keinen Fall!

Ich ſchrieb Ihnen, daß ich Sie erwarte, Sie ſind aber nicht gekommen. Meine Tränen und Bitten ſind Ihnen alſo ſchon gleichgültig, Makar Alexejewitſch? Aber ſagen Sie doch, wo haben Sie denn nur das Geld dazu aufgetrieben? Um Gottes willen, nehmen Sie ſich in acht! Sie werden doch ſonſt verkommen, ganz ſicher verkommen! Und dieſe Schande, dieſe Schmach! Geſtern hat die Wirtin Sie nicht mehr hineingelaſſen, da haben Sie auf der Treppe die Nacht verbracht — ich weiß alles. Wenn Sie wüßten, wie weh es mir tat, als ich das von Ihnen hören mußte!

Kommen Sie zu uns, hier wird es Ihnen leichter werden: wir können zuſammen leſen, können von früheren Zeiten reden. Fedora kann uns von ihren Erlebniſſen erzählen. Makar Alexejewitſch, tun Sie es mir nicht an, daß Sie ſich zugrunde richten, Sie richten damit auch mich zugrunde, glauben Sie es mir! Ich lebe doch nur noch für Sie allein, nur Ihretwegen bleibe ich hier. Und Sie ſind jetzt ſo! Seien Sie doch ein anſtändiger Menſch, ſeien Sie doch charakterfeſt und ſtandhaft, auch im Unglück. Sie wiſſen doch: Armut iſt keine Schande. Und weshalb denn verzweifeln? Das iſt doch alles nur vorübergehend. Gott wird uns ſchon helfen und alles wird wieder gut werden, wenn Sie ſich nur jetzt noch etwas zuſammennehmen!

Ich ſende Ihnen zwanzig Kopeken, kaufen Sie ſich dafür Tabak, oder was Sie da wollen, nur geben Sie ſie um Gottes willen nicht für Schlechtes aus. Kommen Sie zu uns, kommen Sie unbedingt zu uns! Sie werden ſich vielleicht wieder ſchämen, wie neulich — aber laſſen Sie das, das wäre ja bloß falſche Scham.

Wenn Sie nur aufrichtig bereuen wollten! Vertrauen Sie auf Gott. Er wird alles zum beſten wenden.

W. D.

19. Auguſt.

Warwara Alexejewna, mein Kindchen!

Ich ſchäme mich, mein Sternchen, ich ſchäme mich. Doch übrigens, Liebling, was iſt denn dabei ſo Beſonderes? Warum ſoll man nicht ſein Herz etwas erleichtern? Sieh: ich denke dann nicht mehr an meine Stiefelſohlen — eine Sohle iſt doch nichts und bleibt ewig nur eine einfache, gemeine, ſchmutzige Stiefelſohle. Und auch Stiefel ſind nichts! Sind doch die griechiſchen Weiſen ohne Stiefel gegangen, wozu alſo ſoll ſich unſereiner mit einem ſo nichtswürdigen Gegenſtande abgeben? Warum mich deshalb gleich beleidigen und verachten? Ach, Kind, mein Kind, da haben Sie nun etwas gefunden, das Sie mir ſchreiben können! — Der Fedora aber ſagen Sie, daß ſie ein närriſches, unzurechnungsfähiges Weib iſt, mit allerlei Schrullen im Kopf, und zum Ueberfluß auch noch dumm, unſagbar dumm! Was aber meine grauen Haare betrifft, ſo täuſchen Sie ſich auch darin, meine Gute, denn ich bin noch lange nicht ſo ein Alter, wie Sie denken.

Jemeljá läßt Sie grüßen. Sie ſchreiben, Sie hätten ſich gegrämt und hätten geweint, und ich ſchreibe Ihnen, daß auch ich mich gegrämt habe und weine. Zum Schluß aber wünſche ich Ihnen Geſundheit und Wohlergehen, und was mich betrifft, ſo bin ich gleichfalls

geſund und wohl und verbleibe mit beſten Grüßen, mein Engelchen, Ihr Freund

Makar Djewuſchkin.

21. Auguſt.

Sehr geehrtes Fräulein und liebe Freundin, Warwara Alexejewna!

Ich fühle es, daß ich ſchuldig bin, ich fühle es, daß Sie mir viel zu verzeihen haben, aber meiner Meinung nach iſt damit nichts gewonnen, Kind, daß ich alles dies fühle. Ich habe das alles auch ſchon vor meinem Vergehen gefühlt, bin aber dann doch gefallen, im vollen Bewußtſein meiner Schuld.

Kind, mein Kind, ich bin nicht hartherzig und böſe. Um aber Ihr Herzchen, mein Täubchen, zerfleiſchen zu können, müßte man gar ein blutdürſtiger Tiger ſein. Nun, ich habe ein Lämmerherz und, wie Ihnen bekannt ſein dürfte, keine Veranlagung zu blutdürſtiger Raubtierwildheit. Folglich bin ich, mein Engelchen, nicht eigentlich ſchuld an meinem Vergehen, ganz wie mein Herz und meine Gedanken nicht ſchuldig ſind. Das iſt nun einmal ſo, und ich weiß es ſelbſt nicht, was oder wer eigentlich die Schuld trägt. Das iſt nun ſchon ſo eine dunkle Sache mit uns, mein Kind!

Dreißig Kopeken haben Sie mir geſchickt und dann noch zwanzig Kopeken: mein Herz weinte, als ich Ihre Waiſengeldchen in Händen hielt. Sie haben ſich das Händchen verbrannt und verletzt und bald werden Sie hungern müſſen. Trotzdem ſchreiben Sie, ich ſoll mir noch Tabak kaufen. Nun ſagen Sie ſelbſt: was ſollte ich denn tun? Einfach und ohne alle Gewiſſensbiſſe, recht

wie ein Räuber Sie armes Waiſenkindchen zu berauben anfangen?! Es ſank mir eben der Mut, mein Kind, das heißt, zuerſt fühlte ich nur unwillkürlich, daß ich zu nichts tauge und daß ich ſelbſt höchſtens nur um ein Geringes beſſer ſei, als meine Stiefelſohle. Ja, ich hielt es ſogar für unanſtändig, mich für irgend etwas von Bedeutung, und wärs etwas noch ſo Geringes, zu halten, ſondern fing an, in mir etwas Unwürdiges und bis zu einem gewiſſen Grade geradezu Gemeines und Niederes zu ſehen. Nun, und als ich ſo die rechte Selbſtachtung verloren hatte und mich der Verneinung der eigenen guten Eigenſchaften und der Verleugnung meiner Menſchenwürde überließ, da war denn ſchon ſo gut wie alles verloren, und er konnte kommen, der Sturz, der unvermeidliche! Das war mir offenbar ſo vom Schickſal beſtimmt. Ich aber bin nicht ſchuld daran.

Ich ging nur hinaus, um etwas friſche Luft einzuatmen. Doch da kam gleich eins zum anderen: auch die Natur war ſo regneriſch, verweint und kalt. Und dann kam mir plötzlich noch der Jemeljá entgegen. Er hatte bereits alles verſetzt, Warinka, alles, was er beſaß, und ſchon ſeit zwei Tagen hatte er kein Gotteskorn mehr im Munde gehabt, ſo daß er bereits ſolche Sachen verſetzen wollte, die man überhaupt nicht verſetzen kann, weil doch niemand ſo etwas als Pfand annimmt.

Nun ja, Warinka, da gab ich ihm denn nach, und zwar mehr aus Mitleid mit der Menſchheit als aus eigenem Verlangen. So kam es zu jener Sünde, mein Kind! Wir weinten beide, Warinka! — ſprachen auch von Ihnen! Er iſt ein ſehr guter, ein herzensguter

Menſch, und ein ſehr gefühlvoller Menſch. Das fühlte ich alles, mein Kind, und deshalb iſt es denn auch ſo gekommen, eben weil ich das alles fühlte.

Ich weiß, wieviel Dank, mein Täubchen, ich Ihnen ſchuldig bin! Als ich Sie kennen lernte, begann ich, auch mich ſelbſt beſſer kennen zu lernen und Sie zu lieben. Bis dahin aber, mein Engelchen, war ich immer einſam geweſen und hatte eigentlich nur ſo mein Leben verdämmert und gar nicht wirklich auf der Erde gelebt, wie die anderen! Die böſen Menſchen, die da ewig ſagten, daß meine Erſcheinung einfach ruppig ſei, und ſich ſchämten, mit mir zu gehen, brachten mich ſo weit, daß auch ich mich ſchließlich ruppig fand und mich meiner ſelbſt zu ſchämen begann. Sie ſagten, ich ſei ſtumpfſinnig, und ich dachte auch wirklich, daß ich ſtumpfſinnig ſei. Seitdem Sie aber in mein Leben getreten ſind, haben Sie es mir hell gemacht, ſo daß es in meinem Herzen wie in meiner Seele licht geworden iſt. Ich lernte endlich ſo etwas wie Seelenfrieden kennen und erfuhr, daß ich nicht ſchlechter war als die anderen. Daß ich dabei bin, wie ich bin, daß ich durch nichts glänze, keinen Schliff beſitze, keine Umgangsformen: das iſt nun einmal ſo. Trotzdem bin ich immer noch ein Menſch, ja, bin mit dem Herzen und den Gedanken ein ganzer Menſch! Nun, und dann, als ich fühlte, daß das Schickſal mich verfolgte, als ich, durch das Schickſal erniedrigt, zuließ, daß ich meine Menſchenwürde ſelber vernichtete, als ich unter der Laſt meiner Anfechtungen zuſammenbrach, da habe ich eben den Mut verloren: und das war das Unglück!

Doch da Sie jetzt alles wiſſen, mein Kind, bitte ich

Sie unter Tränen, mich nie mehr über dieſen Zwiſchenfall auszufragen oder auch nur davon zu reden, denn mein Herz iſt ſchon ohnehin zerriſſen und das Leben wird mir ſchwer und bitter.

Ich bezeuge Ihnen, mein Kind, meine Ehrerbietung und verbleibe Ihr treuer

Makar Djewuſchkin.

3. September.

Ich habe meinen letzten Brief nicht beendet, Makar Alexejewitſch, es fiel mir zu ſchwer, zu ſchreiben. Bisweilen habe ich Augenblicke, wo es mich freut, allein zu ſein, allein meinem Kummer nachhängen zu können, allein, ganz allein die Qual auszukoſten, und ſolche Stimmungen überfallen mich jetzt immer häufiger. In meinen Erinnerungen liegt etwas mir Unerklärliches, das mich unwiderſtehlich gefangen nimmt, und zwar in einem ſolchen Maße, daß ich oft ſtundenlang für alles mich Umgebende vollſtändig unempfindlich bin und die Gegenwart, alles Gegenwärtige, vergeſſe. Ja, es gibt in meinem jetzigen Leben keinen Eindruck, gleichviel welcher Art, der mich nicht an etwas Aehnliches aus meinem früheren Leben erinnerte, am häufigſten an meine Kindheit, meine goldene Kindheit! Doch nach ſolchen Augenblicken wird mir immer unſäglich ſchwer zumute. Ich fühle mich ganz entkräftet, meine Schwärmerei erſchöpft mich und meine Geſundheit wird ſowieſo ſchon immer ſchwächer.

Doch dieſer friſche, helle, glänzende Herbſtmorgen, wie wir ihn jetzt ſelten haben, hat mich heute neu belebt und mit Freude erfüllt. So haben wir ſchon

Herbſt! O, wie liebte ich den Herbſt auf dem Lande! Ich war ja damals noch ein Kind, aber doch fühlte und empfand ich ſchon alles in geſteigertem Maße. Den Abend liebte ich im Herbſt eigentlich mehr als den Morgen. Ich erinnere mich noch — nur ein paar Schritte weit von unſerem Hauſe, am Berge, lag der See. Dieſer See — es iſt mir, als ſehe ich ihn jetzt wirklich vor mir — ſo hell und rein, wie Kriſtall! War der Abend ruhig, dann ſpiegelte ſich alles im See. Kein Blatt rührte ſich in den Bäumen am Ufer, der See lag blank und regungslos wie ein großer Spiegel. Friſch und kühl! Im Graſe blinkt der Tau. In einer Hütte fern am Ufer brennt ſchon das Herdfeuer, die Herden werden heimgetrieben — da ſchleiche ich denn heimlich aus dem Hauſe zum See und ſchaue und ſchaue und vergeſſe ganz, daß ich bin. Ein Bündel Reiſig brennt bei den Fiſchern dicht am Ufer und der Feuerſchein fließt in einem langen Streifen auf dem Waſſerſpiegel zu mir hin. Der Himmel iſt blaßblau und kalt und im Weſten über dem Horizont ziehen ſich rote feurige Streifen, die nach und nach bleicher werden und ſchließlich ganz blaß vergehen. Der Mond geht auf. Die Luft iſt ſo klar, ſo regungslos ſtill — bald fliegt ein Vogel auf oder rauſcht das Schilf leiſe unter einem Windhauch — alles, ſelbſt das leiſeſte Geräuſch iſt deutlich zu hören. Ueber dem blauen Waſſer erhebt ſich langſam weißer Nebel, ſo leicht und durchſichtig. In der Ferne dunkelt es, es iſt, als verſinke dort alles im Nebel, in der Nähe aber iſt alles ſo ſcharf umriſſen — das Boot, das Ufer, die Inſel — eine alte Tonne, die im Schilf vergeſſen iſt, ſchaukelt kaum-kaum

merklich auf dem Waſſer, ein Weidenzweig mit vertrockneten Blättern liegt nicht weit von ihr im Schilf. Eine verſpätete Möve fliegt auf, taucht ins Waſſer, fliegt wieder auf und verſchwindet im Nebel, — und ich ſchaute und horchte, — wundervoll, ſo wundervoll war mir zumut! Und doch war ich noch ein Kind . . .!

Ich liebte den Herbſt, namentlich den Spätherbſt, wenn das Korn ſchon eingeerntet iſt, die Feldarbeiten beendet ſind, man des Abends in den Hütten zuſammenkommt und alle ſich auf den Winter vorbereiten. Dann werden die Tage dunkler, der Himmel bewölkt ſich, die Wälder werden gelb, das Laub fällt von den Bäumen und die Bäume ſtehen kahl und ſchwarz, — namentlich abends, wenn ſich noch feuchter Nebel erhebt, dann erſcheinen ſie wie dunkle, unförmige Rieſen, wie ſchreckliche Geſpenſter. Und wenn man ſich auf dem Spaziergang etwas verſpätet und hinter den anderen zurückbleibt — wie eilt man ihnen dann nach, und wie groß wird die Bangigkeit! Man zittert wie ein Eſpenblatt, auf einmal — hinter jenem Baumſtamm — hat ſich dort nicht etwas Schreckliches verſteckt, das gleich hervorlugen wird? Und da fährt der Wind durch den Wald und es brauſt und rauſcht und dazwiſchen ſcheinen Stimmen zu heulen und zu klagen, und Blätter fliegen durch die Luft und wirbeln im Winde, und plötzlich zieht rauſchend mit gellem Geſchrei eine ganze Wolke Zugvögel vorüber. Die Angſt wächſt ins Rieſenhafte, und da iſt es — als hörte man jemand, eine fremde Stimme raunen: „Laufe, laufe, Kind, verſpäte dich nicht, hier wird alles gleich voll Grauen ſein, laufe, Kind!“ — und Entſetzen erfaßt das Herz und

man läuft und läuft, bis man außer Atem zu Hauſe anlangt. Im Hauſe aber iſt Leben und Fröhlichkeit: uns Kindern wird eine Arbeit gegeben, Erbſen auszuhülſen oder Mohnkörnchen aus den Kapſeln zu ſchütteln. Im Ofen praſſelt das Feuer, Mama beaufſichtigt lächelnd unſere fröhliche Arbeit und die alte Kinderfrau Uljana erzählt uns ſchreckliche Märchen von Zauberern und Räubern. Und wir Kinder rücken ängſtlich einander näher, aber das Lächeln will doch nicht von den Lippen weichen. Und plötzlich iſt alles ſtill ... Hu! da, ein Surren und Klopfen — pocht jemand an der Tür? — Nein, es iſt nur das Spinnrad der alten Frolowna! Und wie wir lachen! Dann aber kommt die Nacht, und man kann vor Angſt nicht ſchlafen, Schreckbilder und Träume verſcheuchen die Müdigkeit. Und wacht man auf, ſo wagt man nicht ſich zu rühren und liegt zitternd bis zum Morgengrauen unter der Decke. Wenn aber dann die Sonne in das Zimmer ſcheint, ſteht man doch wieder friſch und munter auf und ſchaut neugierig durch das Fenſter: auf dem Stoppelfelde liegt ſilbriger Herbſtreif und alle Bäume und Büſche ſind bereift. Wie eine dünne Glasſcheibe hat ſich Eis auf dem See gebildet, und die Vögel zwitſchern luſtig. Und Sonne, überall Sonne, wie Glas bricht das dünne Eis unter den warmen Strahlen. So hell iſt es, ſo klar, ſo ... ſo wonnig!

Im Ofen praſſelt wieder das Feuer, wir ſetzen uns an den Tiſch, auf dem ſchon der Samowar ſummt, und durch das Fenſter ſieht unſer ſchwarzer Hofhund Polkan und wedelt ſchmeichelnd mit dem Schwanz. Ein Bäuerlein fährt am Hauſe vorüber, in den Wald,

nach Holz. Alle ſind ſo zufrieden, ſo frohgemut!... In den Scheunen ſind ganze Berge von Korn aufgehäuft, in der Sonne glänzt goldgelb die Strohdeckung der großen, großen Heuſchober — es iſt eine wahre Luſt, das alles anzuſehen! Und alle ſind ruhig, alle ſind froh: alle fühlen den Segen Gottes, der ihnen in der Ernte zuteil wurde, alle wiſſen, daß ſie im Winter nicht darben werden, und der Bauer weiß, daß er ſeinen Kindern Brot zu geben hat und ſie ſatt ſein werden. Deshalb hört man abends die Lieder der Mädchen, die fröhlich ihren Reigen tanzen, deshalb ſieht man ſie alle am Feiertage ihr Dankgebet im Gotteshauſe ſprechen... Ach wie wundervoll, wie wundervoll war meine Kindheit!...

Da habe ich jetzt wie ein Kind geweint. Daran ſind natürlich nur dieſe Erinnerungen ſchuld. Ich habe ſo lebhaft, ſo deutlich alles vor mir geſehen, die ganze Vergangenheit lebte auf, und die Gegenwart erſcheint mir jetzt doppelt trüb und dunkel!... Wie wird das enden, was wird aus uns werden? Wiſſen Sie, ich habe das ſeltſame Vorgefühl oder ſogar die Ueberzeugung, daß ich in dieſem Herbſt ſterben werde. Ich fühle mich ſehr, ſehr krank. Ich denke oft an meinen Tod, aber eigentlich möchte ich doch nicht ſo ſterben — würde nicht in dieſer Erde ruhen wollen... Vielleicht werde ich wieder krank, wie im Frühling, denn ich habe mich von jener Krankheit noch nicht erholt.

Fedora iſt heute für den ganzen Tag ausgegangen und ich bin allein. Seit einiger Zeit fürchte ich mich, wenn ich allein bin: es ſcheint mir dann immer, daß noch jemand mit mir im Zimmer iſt, daß jemand zu

mir ſpricht, und zwar beſonders dann, wenn ich aus meinen Träumereien, die mich mit ihren Erinnerungen ganz gefangen nehmen und die Wirklichkeit vergeſſen laſſen, plötzlich erwache und mich umſehe. Es iſt mir dann, als habe ſich etwas Unheimliches im Zimmer verſteckt. Sehen Sie, deshalb habe ich Ihnen auch einen ſo langen Brief geſchrieben: wenn ich ſchreibe, vergeht es wieder — Leben Sie wohl. Ich ſchließe meinen Brief, ich habe weder Papier noch Zeit, um weiterzuſchreiben. Von dem Gelde für meine verkauften Kleider und den Hut habe ich nur noch einen Rubel. Sie haben Ihrer Wirtin zwei Rubel gegeben, das iſt gut: jetzt wird ſie hoffentlich eine Weile ſchweigen. — Verſuchen Sie doch, Ihre Kleider irgendwie ein wenig auszubeſſern. Leben Sie wohl, ich bin ſo müde. Ich begreife nicht, wovon ich ſo ſchwach geworden bin. Die geringſte Beſchäftigung ermüdet mich. Wenn Fedora mir eine Arbeit verſchafft — wie ſoll ich dann arbeiten? Das iſt es, was mir den Mut raubt.

W. D.

5. September.

Mein Täubchen Warinka!

Heute, mein Engelchen, habe ich viele Eindrücke empfangen. Mein Kopf tat mir den ganzen Tag über weh. Um die Kopfſchmerzen zu vertreiben, ging ich ſchließlich hinaus: ich wollte längs der Fontanka wenigſtens etwas friſche Luft ſchöpfen. Der Abend war düſter und feucht. Jetzt dunkelt es doch ſchon um ſechs! Es regnete nicht, aber es war neblig, was noch unangenehmer zu ſein pflegt, als ein richtiger Regen. Am

Himmel zogen die Wolken in langen, breiten Streifen dahin. Viel Volk ging auf dem Kai. Es waren lauter ſchreckliche Geſichter, die ich ſah, Geſichter, wie ſie einen geradezu ſchwermütig machen können, betrunkene Kerle, ſtumpfnäſige finnländiſche Weiber in Männerſtiefeln und mit ſträhnigem Haar, Handwerker und Kutſcher, Herumtreiber jeden Alters, Bengel: irgendein Schloſſerlehrling in einem geſtreiften Arbeitskittel, ſo ein ausgemergelter, blutarmer Junge mit ſchwarzem, rußglänzendem Geſicht, ein Schloß in der Hand, oder irgendein ausgedienter Soldat von Rieſengröße, der Federmeſſerchen und billige unechte Ringe feilbietet — das war das Publikum. Es muß wohl gerade die Stunde geweſen ſein, in der ſich ein anderes dort gar nicht zeigt!

Die Fontanka iſt ein breiter und tiefer Kanal, ſogar Schiffe können ihn paſſieren. Frachtkähne lagen da, in einer ſolchen Menge, daß man gar nicht begriff, wie ihrer nur ſo viele Platz hatten — denn die Fontanka iſt doch immerhin nur ein Kanal und kein Fluß. Auf den Brücken ſaßen Hökerweiber mit naſſen Pfefferkuchen und verfaulten Aepfeln, ſo ſchmutzige, garſtige Weiber! Es iſt nichts, an der Fontanka ſpazieren zu gehen! Der feuchte Granit, die hohen, dunklen Häuſer: unten die Füße im Nebel, über dem Kopf gleichfalls Nebel . . . So ein trauriger, ſo ein dunkler, lichtloſer Abend war es heute.

Als ich in die nächſte Straße, in die Gorochowaja, einbog, war es ſchon ganz dunkel geworden. Man zündete gerade das Gas an. Ich war lange nicht mehr auf der Gorochowaja geweſen — es hatte ſich nicht ſo ge-

macht. Eine belebte, großartige Straße! Was für Läden, was für Schaufenſter! — alles glänzt nur ſo und leuchtet ... Stoffe und Seidenzeuge und Blumen unter Glas ... und was für Hüte mit Bändern und Schleifen! Man denkt, das ſei alles nur ſo zur Verſchönerung der Straße ausgeſtellt, aber nein: es gibt doch Menſchen, die dieſe Sachen kaufen und ihren Frauen ſchenken! Ja, eine reiche Straße! Viele deutſche Bäcker haben dort ihre Läden — das müſſen auch wohlhabende Leute ſein. Und wieviel Equipagen fahren alle Augenblicke vorüber — wie das Pflaſter das nur aushält! Und alles ſo feine Kutſchen, die Fenſter wie Spiegel, inwendig alles nur Samt und Seide, und die Kutſcher und Diener ſo ſtolz, mit Treſſen und Schnüren und Degen an der Seite! Ich blickte in alle Wagen hinein und ſah dort immer Damen ſitzen, alle ſo geputzt und großartig. Vielleicht waren es lauter Fürſtinnen und Gräfinnen? Es war wohl gerade die Zeit, in der ſie auf Bälle fahren, zu Diners oder Soupers. Es muß doch ſehr eigen ſein, eine Fürſtin oder überhaupt eine vornehme Dame einmal in der Nähe zu ſehen. Ja, das muß ſehr ſchön ſein. Ich habe noch niemals eine in der Nähe geſehen: höchſtens ſo in einer Kutſche und im Vorüberfahren. Da mußte ich denn heute immer an Sie denken. — Ach, mein Täubchen, meine Gute! Während ich jetzt wieder an Sie denke, da will mir mein Herz brechen! Warum müſſen Sie denn ſo unglücklich ſein, Warinka? Mein Engelchen! Sind Sie denn ſchlechter, als jene? Sie ſind gut, ſind ſchön, ſind gebildet, weshalb iſt Ihnen da ein ſolches Los beſchieden? Warum iſt es ſo eingerichtet, daß ein

guter Menſch in Armut und Elend leben muß, während einem anderen ſich das Glück von ſelbſt aufdrängt? Ich weiß, ich weiß, mein Kind, es iſt nicht gut, ſo zu denken: das iſt Freidenkerei! Aber offen und aufrichtig, wenn man ſo über die Gerechtigkeit der Dinge nachdenkt — weshalb, ja, weshalb wird nur dem einen Menſchen ſchon im Mutterſchoß das Glück fürs ganze Leben bereitet, während der andere aus dem Findelhaus in die Welt Gottes hinaustritt? Und es iſt doch wirklich ſo, daß das Glück öfter einem Närrchen Iwanuſchka zufällt.

„Du Närrchen Iwanuſchka, wühle nach Herzensluſt in den Goldſäcken deiner Väter, iß, trink, freue dich! Du aber, der und der, leck dir bloß die Lippen, mehr haſt du nicht verdient, da ſiehſt du, was du für einer biſt!“

Es iſt ſündhaft, mein Kind, ich weiß, es iſt ſündhaft, ſo zu denken, aber wenn man nachdenkt, dann drängt ſich einem nun einmal ganz unwillkürlich die Sünde in die Gedanken. Ja, dann könnten auch wir in ſo einer Kutſche fahren, mein Engelchen, mein Sternchen! Hohe Generäle und Staatsbeamte würden nach einem Blick des Wohlwollens von Ihnen haſchen — und nicht unſereiner. Sie würden dann nicht in einem alten Kattunkleidchen umhergehen, ſondern in Seide und mit funkelnden Edelſteinen geſchmückt. Sie würden auch nicht ſo mager und kränklich ſein, wie jetzt, ſondern wie ein Zuckerpüppchen, friſch und roſig und geſund ausſehen. Ich aber würde ſchon glücklich ſein, wenn ich wenigſtens von der Straße zu Ihren hellerleuchteten Fenſtern hinaufſchauen und vielleicht einmal

Ihren Schatten erblicken könnte. Allein ſchon der Gedanke, daß Sie dort glücklich und fröhlich ſind, mein Vögelchen, Sie, mein reizendes Vögelchen, würde mich gleichfalls fröhlich und glücklich machen. Aber jetzt! ... Nicht genug, daß böſe Menſchen Sie ins Unglück gebracht haben, nun muß auch noch ein Wüſtling Sie beleidigen! Doch bloß weil ſein Rock elegant iſt und er Sie durch eine goldgefaßte Lorgnette betrachten kann, der Schamloſe, bloß deshalb iſt ihm alles erlaubt, bloß deshalb muß man ſeine ſchamloſen Reden noch untertänig anhören! Iſt denn darin aber Gerechtigkeit? Und weshalb darf man das? Weil Sie eine Waiſe ſind, Warinka, weil Sie ſchutzlos ſind, weil ſie keinen ſtarken Freund haben, der für Sie eintreten und Ihnen Schutz und Schirm gewähren könnte!

Doch was iſt das für ein Menſch, was ſind das für Menſchen, denen es nichts ausmacht, eine ſchutzloſe Waiſe zu beleidigen? — Das ſind eben nicht Menſchen, das iſt Geſindel, einfach Geſindel, ein irgendetwas, das bloß als Summe zählt, als Begriff, ein trübes Etwas, das es in Wirklichkeit und als Einzelweſen überhaupt nicht gibt — davon bin ich überzeugt. Sehen Sie, d a s ſind ſie, dieſe Leute! Und meiner Anſicht nach, meine Liebe, verdient jener Leiermann, dem ich heute auf der Gorochowaja begegnet bin, viel eher die Achtung der Menſchen, als dieſe. Er ſchleppt ſich zwar nur kläglich umher und ſammelt die wenigen Kopeken, um ſeinen Unterhalt zu beſtreiten, dafür aber iſt er ſein eigener Herr und ernährt ſich ſelbſt. Er will nicht umſonſt um Almoſen bitten, er dreht zur Freude der Menſchen ſeine Orgel, dreht und dreht wie eine

aufgezogene Maſchine — alſo mit anderen Worten: womit er eben kann, damit bringt er Nutzen, auch er! Er iſt arm, iſt bettelarm, das iſt wahr, und er bleibt arm, dafür iſt er ein ehrenwerter Armer: er iſt müde und hinfällig, und es iſt kalt draußen, aber er müht ſich doch, und wenn ſeine Mühe auch nicht von der Art iſt, wie die der anderen, er müht ſich trotzdem. Und von der Art gibt es viele ehrliche Menſchen, mein Kind, ſolche, die im Verhältnis zu ihrer Arbeitsleiſtung nur wenig verdienen, doch dafür ſich vor niemandem zu beugen brauchen, die keinen untertänig grüßen müſſen und niemand um Gnadenbrot bitten. Und ſo einer, wie dieſer Leiermann, bin auch ich, das heißt, ich bin natürlich etwas ganz anderes. Aber im übertragenen Sinne, und zwar in einem ehrenwerten Sinne, bin ich ganz ſo wie er, denn auch ich leiſte das, was in meinen Kräften ſteht. Viel iſt es ja nicht, aber doch immer mehr als gar nichts.

Ich bin nur deshalb auf dieſen Leiermann zu ſprechen gekommen, mein Kind, weil ich durch die Begegnung mit ihm heute meine Armut doppelt empfand. Ich war nämlich ſtehen geblieben, um dem Leiermann zuzuſehen. Es waren mir gerade ſo beſondere Gedanken durch den Kopf gegangen — da blieb ich denn ſtehen und ſah ihm zu, um mich von dieſen Gedanken abzulenken. Und ſo ſtand ich denn da, auch einige Kutſcher ſtanden da, auch ein erwachſenes Mädchen blieb ſtehen, und noch ein anderes, ein ganz kleines Mädchen, das ſchrecklich ſchmutzig war. Der Leiermann hatte ſich dort vor jemandes Fenſter aufgeſtellt. Da bemerkte ich einen kleinen Knaben, ſo von etwa zehn Jahren: es

wäre ein netter Junge geweſen, wenn er nicht ſo kränklich, ſo mager und verhungert ausgeſehen hätte. Er hatte nur ſo etwas wie ein Hemdchen an, und ein dünnes Höschen. So ſtand er, barfuß wie er war, und hörte mit offenem Mäulchen der Muſik zu — Kinder ſind eben Kinder! — Augenſcheinlich vergaß er ſich ganz in kindlichem Entzücken über die Puppen, die auf dem Leierkaſten tanzten, ſeine Händchen und Füßchen aber waren ſchon blau vor Kälte und dabei zitterte er am ganzen Körper und kaute an einem Aermelzipfelchen, das er zwiſchen den Zähnen hielt — in der anderen Hand hatte er ein Papier. Ein Herr ging vorüber und warf dem Leiermann eine kleine Münze zu, die gerade auf das Brett fiel, auf dem die Puppen tanzten. Kaum hörte mein Jungchen die Münze klappern, da fuhr er plötzlich aus ſeiner Verſonnenheit auf, ſah ſich ſchüchtern um und glaubte wohl, daß ich das Geld geworfen habe. Und er kam zu mir gelaufen, das ganze Kerlchen zitterte, das Stimmchen zitterte, und er ſtreckte mir das Papier entgegen und ſagte: „Bitte, Herr!“

Ich nahm das Papier, entfaltete es und las — nun, man kennt das ja ſchon: Wohltäter ... und ſo weiter, drei Kinder hungern, die Mutter liegt im Sterben, habt Erbarmen mit uns! „Wenn ich vor dem Throne Gottes ſtehen werde, will ich in meiner Fürbitte diejenigen nicht vergeſſen, die hienieden meinen armen Kindern geholfen haben.“

Was ſoll man da viel reden, die Sache iſt doch klar und oft genug erlebt. Was aber — ja, was ſollte ich ihm wohl geben? Nun, ſo gab ich ihm denn nichts. Dabei tat er mir ſo leid! So ein armer kleiner Knabe,

ganz blau war er vor Kälte, und so hungrig sah er aus, und er log doch nicht, bei Gott, er log nicht! — ich weiß, wie das ist! Schlecht ist nur, daß diese Mütter ihre Kinder nicht schonen und sie halbnackt und bei dieser Kälte hinausschicken. Dessen Mutter ist vielleicht so ein dummes Weib, das nicht weiß, was zu tun seine Pflicht wäre, vielleicht kümmert sich niemand um sie und da sitzt sie denn müßig zu Hause und tut nichts! Vielleicht ist sie aber auch wirklich krank? Nun ja, immerhin könnte sie sich dann an einen Wohltätigkeitsverein wenden, oder sich bei der Polizei melden, wie es sich gehört. Aber vielleicht ist sie einfach eine Betrügerin, die ein hungriges, krankes Kind auf die Straße hinausschickt, um die Leute zu beschwindeln, bis das Kindchen schließlich an irgendeiner Krankheit stirbt? Und was lernt denn der Knabe bei diesem Betteln? Sein Herz wird hart und grausam. Er geht vom Morgen bis zum Abend umher und bettelt. Viele Menschen gehen an ihm vorüber, doch niemand hat Zeit für ihn. Ihre Herzen sind hart, ihre Worte grausam.

„Fort! Pack dich! Straßenjunge!" — das ist alles, was er an Worten zu hören bekommt, und das Herz des Kindes krampft sich zusammen, und vergeblich zittert der arme, verschüchterte Knabe in der Kälte. Seine Hände und Füße erstarren. Wie lange noch, und da — er hustet ja schon — kriecht ihm die Krankheit wie ein schmutziger, scheußlicher Wurm in die Brust, und ehe man sich dessen versieht, beugt sich schon der Tod über ihn, und der Knabe liegt sterbenskrank in irgendeinem feuchten, schmutzigen, stinkenden Winkel, ohne Pflege, ohne Hilfe — das aber ist dann sein

ganzes Leben geweſen! Ja, ſo iſt es oft — ein Menſchenleben! Ach, Warinka, es iſt qualvoll, ein „um Chriſti willen" zu hören und vorübergehen zu müſſen, ohne etwas geben zu können, und dem Hungrigen ſagen zu müſſen: „Gott wird dir geben."

Gewiß, manch ein „um Chriſti willen" braucht einen nicht zu berühren. (Es gibt ja doch verſchiedene „um Chriſti willen", mein Kind.) Manch eines iſt gewohnheitsmäßig bettlerhaft, ſo ein Ton, langgezogen, eingeleiert, gleichgültig. An einem ſolchen Bettler ohne Gabe vorüberzugehen, iſt noch nicht ſo ſchlimm, man denkt: der iſt Bettler von Beruf, der wird es verwinden, der weiß ſchon, wie man es verwindet. Aber manch ein „um Chriſti willen", das von einer ungeübten, gequälten, heiſeren Stimme hervorgeſtoßen wird, das geht einem wie etwas Unheimliches durch Mark und Bein, — ſo wie heute, gerade als ich von dem kleinen Jungen das Papier genommen hatte, da ſagte einer, der dort am Zaun ſtand — er wandte ſich nicht an jeden —: „Ein Almoſen, Herr, um Chriſti willen!" — ſagte es mit einer ſo ſtockenden, hohlen Stimme, daß ich unwillkürlich zuſammenfuhr . . . unter dem Eindruck einer ſchrecklichen Empfindung. Ich gab ihm aber kein Almoſen: denn ich hatte nichts. Und dabei gibt es reiche Leute, die es nicht lieben, daß die Armen über ihr ſchweres Los klagen — ſie ſeien „ein öffentliches Aergernis", ſagen ſie, „ſie ſeien läſtig"! nichts als „läſtig": — Das Geſtöhn der Hungrigen läßt dieſe Satten wohl nicht ſchlafen?!

Ich will Ihnen geſtehen, meine Liebe, ich habe alles dies zum Teil deshalb zu ſchreiben angefangen, um

mein Herz zu erleichtern, zum Teil aber auch deshalb, und zwar zum größten Teil, um Ihnen eine Probe meines guten Stils zu geben. Denn Sie werden es doch sicher schon bemerkt haben, mein Kind, daß mein Stil sich in letzter Zeit bedeutend gebessert hat? Doch jetzt habe ich mich, anstatt mein Herz zu erleichtern, nur in einen solchen Kummer hineingeredet, daß ich ordentlich anfange, selbst von Herzensgrund mit meinen Gedanken Mitgefühl zu empfinden, obschon ich sehr wohl weiß, mein Kind, daß man mit diesem Mitgefühl nichts erreicht . . . aber man läßt sich damit wenigstens in einer gewissen Weise Gerechtigkeit widerfahren!

Ja, in der Tat, meine Liebe, oft erniedrigt man sich selbst ganz grundlos, hält sich nicht einmal für eine Kopeke wert, schätzt sich für weniger als ein Holzspähnchen ein. Das aber kommt, bildlich gesprochen, vielleicht nur daher, daß man selbst verschüchtert und verängstigt ist, ganz so wie jener kleine Junge, der mich heute um ein Almosen bat.

Jetzt werde ich, mein Kind, einmal bildlich zu Ihnen reden, in einem Gleichnis, sozusagen. Also hören Sie mich an.

Es kommt vor, meine Liebe, daß ich, wenn ich früh am Morgen auf dem Wege zum Dienst bin, mich ganz vergesse beim Anblick der Stadt, wie sie da erwacht und mählich aufsteht, langsam zu rauchen, zu wogen, zu brodeln, zu rasseln und zu lärmen beginnt: so daß man sich vor diesem Schauspiel schließlich ganz klein und gering vorkommt, als hätte man auf seine neugierige Nase von irgend jemand einen Nasenstüber bekommen — und da schleppt man sich denn ganz klein und still

weiter, und wagt überhaupt nicht mehr, etwas zu denken! Aber nun betrachten Sie mal, was in dieſen ſchwarzen, verräucherten großen Häuſern vorgeht, verſuchen Sie, ſich das einmal vorzuſtellen, und dann urteilen Sie ſelbſt, ob es richtig war, ſich ſo ohne Sinn und Verſtand ſo gering einzuſchätzen und ſich ſo unwürdigerweiſe einſchüchtern zu laſſen. — Vergeſſen Sie nicht, Warinka, daß ich bloß bildlich ſpreche, nur ſo im Gleichnis.

Nun, laſſen Sie uns alſo mal nachſehen, was denn dort in dieſen Häuſern vorgeht.

Dort in dem muffigen Winkel eines feuchten Kellerraumes, den nur die Not zu einer Menſchenwohnung machen konnte, iſt gerade irgendein Handwerker aufgewacht. Im Schlaf hat ihm, ſagen wir, die ganze Zeit über nur von einem Paar Stiefel geträumt, das er geſtern verſehentlich falſch zugeſchnitten — ganz als müſſe einem Menſchen gerade nur von ſolchen Nichtigkeiten träumen! Nun, — er iſt ja Handwerker, iſt ein Schuſter: bei ihm iſt es alſo noch erklärlich. Er hat kleine Kinder und eine hungrige Frau. Uebrigens, nicht Schuſter allein ſtehen mitunter ſo auf, meine Liebe. Das wäre ja noch nichts und es verlohnte ſich auch nicht, ſich darüber zu verbreiten, doch nun ſehen Sie, mein Kind, was hierbei bemerkenswert iſt. In demſelben Hauſe, nur in einem anderen, höher gelegenen Stockwerk, und in einem allerprunkvollſten Schlafgemach hat in derſelben Nacht einem vornehmen Herrn vielleicht von ganz denſelben Stiefeln geträumt, das heißt, verſteht ſich, von Stiefeln etwas anderer Art, von einer anderen Faſſon, ſagen wir, aber doch immer-

hin Stiefeln . . . denn in dem Sinne meines Gleichniſſes ſind wir ſchließlich alle ein wenig und irgendwie Schuſter. Aber auch das hätte wohl noch nichts auf ſich, das Schlimme jedoch iſt, daß es keinen Menſchen neben jenem Reichen gibt, keinen einzigen, der ihm ins Ohr flüſtern könnte: „Laß das doch, denk nicht daran, denk nicht nur an dich allein, du biſt doch kein armer Schuſter, deine Kinder ſind geſund, deine Frau klagt nicht über Hunger, ſo ſieh dich doch um, ob du denn nicht etwas anderes, etwas Edleres und Höheres für deine Sorgen findeſt, als deine Stiefel!“

Sehen Sie, das iſt es, was ich Ihnen durch ein Gleichnis klar machen wollte, Warinka. Es iſt das vielleicht ein zu freier Gedanke, aber er kommt einem mitunter, und dann drängt er ſich unwillkürlich in einem heißen Wort aus dem Herzen hervor. Und deshalb ſage ich denn auch, daß man ſich ganz grundlos ſo gering eingeſchätzt, da einen doch nur das Geräuſch und Geraſſel erſchreckt hat! Ich ſchließe damit, daß Sie, mein Kind, nicht denken ſollen, daß es eine böswillige Verdrehung ſei, was ich Ihnen hier erzähle, oder daß ich Grillen fange, oder daß ich es aus einem Buch abgeſchrieben habe. Nein, mein Kind, das iſt es nicht, beruhigen Sie ſich: ich verſtehe gar nicht, etwas zu verdrehen und ſchlecht zu machen, auch Grillen fange ich nicht, und abgeſchrieben habe ich das erſt recht nicht — damit Sie's wiſſen!

Ich kam recht traurig geſtimmt nach Haus, ſetzte mich an meinen Tiſch, machte mir etwas heißes Waſſer und ſchickte mich dann an, ein Gläschen Tee zu

trinken. Plötzlich, was ſehe ich: Gorſchkoff tritt zu mir ins Zimmer, unſer armer Wohngenoſſe. Es war mir eigentlich ſchon am Morgen aufgefallen, daß er im Korridor immer an den anderen Zimmertüren vorüberſtrich und einmal ſich ſcheinbar an mich wenden wollte. Nebenbei bemerkt, mein Kind, iſt ſeine Lage noch viel, viel ſchlechter, als meine. Gar keinen Vergleich kann man machen! Er hat doch eine Frau und Kinder zu ernähren ... ſo daß ich, wenn ich Gorſchkoff wäre, — ja, ich weiß nicht, was ich an ſeiner Stelle tun würde! Alſo, mein Gorſchkoff kommt zu mir herein, grüßt — hat wie gewöhnlich ein Tränchen im Auge —,macht ſo etwas wie einen Kratzfuß, kann aber kein Wort hervorbringen. Ich bot ihm einen Stuhl an, allerdings einen zerbrochenen, denn einen anderen habe ich nicht. Ich bot ihm ferner Tee an. Er entſchuldigte ſich, entſchuldigte ſich ſehr lange, endlich nahm er doch das Glas. Dann wollte er es unbedingt ohne Zucker trinken, er entſchuldigte ſich wieder und wieder, als ich ihm verſicherte, daß er im Gegenteil unbedingt Zucker dazu nehmen müſſe — lange weigerte er ſich ſo, dankte, entſchuldigte ſich von neuem — ſchließlich legte er das kleinſte Stückchen in ſein Glas und verſicherte, der Tee ſei ungewöhnlich ſüß. Ja, Warinka, da ſehen Sie, wohin die Armut den Menſchen zu bringen vermag!

„Nun, was gibt es Gutes, Väterchen?“ fragte ich ihn.

Ja, ſo und ſo, und ſo weiter, — „ſeien Sie mein Wohltäter, Makar Alexejewitſch, ſtehen Sie mir bei, helfen Sie einer armen Familie! Meine Kinder und meine Frau — wir haben nichts zu eſſen ... ich aber,

als Vater — was ſtellen Sie ſich vor, was ich dabei empfinde . . .“

Ich wollte ihm etwas entgegnen, er aber unterbrach mich:

„Ich fürchte hier alle, Makar Alexejewitſch, das heißt, nicht gerade, daß ich ſie fürchte, aber ſo, wiſſen Sie, man ſchämt ſich, ſie ſind alle ſo ſtolz und hochmütig. Ich würde Sie, Väterchen, gewiß nicht beläſtigen,“ ſagte er, „ich weiß, Sie haben ſelbſt Unannehmlichkeiten gehabt, ich weiß auch, daß Sie mir nicht viel geben können, aber vielleicht werden Sie mir doch wenigſtens etwas — leihen? Ich wage es nur deshalb, Sie zu bitten, weil ich Ihr gutes Herz kenne, weil ich weiß, daß Sie ſelbſt Not gelitten haben, daß Sie ſelbſt arm ſind — da wird Ihr Herz eher mitfühlen.“ Und zum Schluß bat er mich noch ausdrücklich, ihm ſeine „Dreiſtigkeit und Unverſchämtheit“ zu verzeihen.

Ich antwortete ihm, daß ich ihm von Herzen gern helfen würde, daß ich aber ſelbſt nichts hätte, oder doch ſo gut wie nichts.

„Väterchen, Makar Alexejewitſch,“ ſagte er, „ich will Sie ja nicht um viel bitten,“ — dabei errötete er bis über die Stirn — „aber meine Frau . . . meine Kinder hungern . . . vielleicht nur zehn Kopeken, Makar Alexejewitſch!“

Was ſoll ich ſagen, Warinka? Mein Herz blutete, als ich ſeine Bitte um „nur zehn Kopeken“ hörte. Da war ich doch noch reich im Vergleich zu ihm! In Wirklichkeit beſaß ich allerdings nur zwanzig Kopeken, mit denen ich für die nächſten Tage rechnete, um mich noch irgendwie bis zum Zahltage durchzuſchlagen. Und

ſo ſagte ich ihm denn auch, ich könne wirklich nicht . . . und ich erklärte ihm die Sache.

„Nur . . . nur zehn Kopeken, Väterchen, wir hungern doch, Makar Alexejewitſch . . .“

Da nahm ich denn mein Geld aus dem Käſtchen und gab ihm meine letzten zwanzig Kopeken, mein Kind, — es war immerhin ein gutes Werk. Ja, die Armut, wer die kennt! Es kam noch zu einer kleinen Unterhaltung zwiſchen uns, und da fragte ich ihn denn ſo bei Gelegenheit, wie er eigentlich in ſolche Armut geraten und wie es komme, daß er dabei doch noch in einem Zimmer wohne, für das er im Monat ganze fünf Silberrubel zahlen müſſe.

Darauf erklärte er mir denn die Sachlage. Er habe das Zimmer vor einem halben Jahr gemietet und die Miete für drei Monate im voraus bezahlt. Dann aber hätten ſich ſeine Verhältniſſe ſo verſchlimmert, daß er die weitere Miete ſchuldig bleiben mußte und auch nicht die Mittel zu einem Umzuge hatte. Inzwiſchen erwartete er vergeblich das Ende ſeines Rechtsſtreites. Das aber iſt ſo eine verzwickte Sache, Warinka. Er iſt nämlich, müſſen Sie wiſſen, in einer gewiſſen Angelegenheit mit angeklagt, und zwar handelt es ſich da um die Schurkereien eines gewiſſen Kaufmanns, der bei Lieferungen an die Krone irgendwie betrogen hat. Der Betrug wurde aufgedeckt und der Kaufmann in Haft genommen, worauf dieſer letztere nun aber auch ihn, den Gorſchkoff, in dieſe Angelegenheit hineinzog. Zwar kann man den Gorſchkoff nur einer gewiſſen Fahrläſſigkeit beſchuldigen und ihm höchſtens den Vorwurf machen, daß er nicht umſichtig

genug geweſen ſei und den Vorteil der Krone außer Acht gelaſſen habe. Trotzdem zieht ſich die Sache ſchon ein paar Jahre ſo hin: es herrſcht immer noch nicht volle Klarheit in der Angelegenheit, ſo daß auch Gorſchkoff nicht freigeſprochen werden kann, — „der Ehrloſigkeit aber, die man mir vorwirft," ſagt Gorſchkoff, „des Betruges und der Hehlerei bin ich nicht ſchuldig, nicht im geringſten!" Das ändert jedoch nichts daran, daß er wegen dieſer Sache aus dem Dienſt entlaſſen worden iſt, obſchon man ihm, wie geſagt, ein eigentliches Verſchulden nicht hat nachweiſen können. Auch hat er eine nicht unbedeutende Geldſumme, die ihm gehört, und die ihm der Kaufmann nun vor Gericht ſtreitig macht, noch immer nicht durch den Prozeß herausbekommen können, was um ſo trauriger iſt, als damit gleichzeitig, wie er ſagte, noch ſeine Rechtfertigung zuſammenhängt.

Ich glaube ihm aufs Wort, Warinka, das Gericht aber denkt anders. Es iſt, wie geſagt, eine ſo verzwickte Sache, daß man ſie ſelbſt in hundert Jahren nicht entwirren könnte. Kaum hat man ſie ein wenig aufgeklärt, da bringt der Kaufmann wieder eine neue Unklarheit hinein und ändert die Lage der Sache abermals. Ich nehme herzlichen Anteil an Gorſchkoffs Mißgeſchick, meine Liebe, ich kann ihm alles ſo nachfühlen. Ein Menſch ohne Stellung, niemand will ihn annehmen, da er nun einmal in dem Ruf der Unzuverläſſigkeit ſteht. Was ſie erſpart hatten, haben ſie aufgezehrt. Die Sache kann ſich noch lange hinziehen — ſie aber müſſen doch leben. Und da kam dann noch plötzlich zu ſo ungelegener Zeit ein Kindchen zur Welt — das verur-

ſachte natürlich erſt recht Ausgaben. Dann erkrankte der Sohn — wieder Ausgaben. Und der Sohn ſtarb — und das hat neue Ausgaben verlangt. Auch die Frau iſt krank und auch er leidet an irgendeiner ſchleichenden Krankheit. Mit einem Wort, ſo ein Los iſt ſchwer, ſehr ſchwer! Uebrigens, ſagte er, die Sache werde ſich in einigen Tagen nun doch entſcheiden, und zwar ſicher günſtig für ihn, daran könne man jetzt nicht mehr zweifeln. Ja, er tut mir leid, ſehr leid, mein Kind! Ich habe ihn denn auch recht freundlich behandelt. Er iſt ja doch ein ganz eingeſchüchterter, ängſtlich gewordener Menſch, er hat Bedürfnis nach einem aufmunternden Wort, nach etwas Güte und Wohlwollen. Da habe ich ihn denn, wie geſagt, freundlich behandelt.

Nun, leben Sie wohl, mein Kind, Chriſtus ſei mit Ihnen, bleiben Sie geſund. Mein Täubchen Sie! Wenn ich an Sie denke, iſt es mir, als lege ſich Balſam auf meine kranke Seele, und wenn ich mich auch um Sie ſorge, ſo ſind mir doch auch dieſe Sorgen eine Luſt.

Ihr aufrichtiger Freund

Makar Djewuſchkin.

9. September.

Warwara Alexejewna, Sie mein liebes Kind!

Ich ſchreibe Ihnen, ganz außer mir, wie ich bin. Durch dieſen Vorfall bin ich ſo aufgeregt, bis zur Faſſungsloſigkeit aufgeregt! In meinem Kopf dreht ſich noch alles im Kreiſe. Ich fühle es förmlich, wie ſich ringsum alles dreht. Ach, meine Gute, meine Liebe, wie ſoll ich Ihnen das nun erzählen! Das haben

wir uns ja nicht mal träumen laſſen! Oder doch — ich glaube, ich habe alles vorausgeahnt, alles vorausgeahnt! Mein Herz hat das ſchon vorher gewußt, hat gefühlt, wie es kam . . . Und wirklich, ich habe neulich etwas Aehnliches im Traume geſehen!

Nun hören Sie, was geſchehen iſt! — Ich werde Ihnen alles erzählen, ohne diesmal auf den Stil Sorgfalt zu verwenden, ganz einfach, wie Gott es mir eingibt.

Ich ging heute, wie gewöhnlich, frühmorgens in den Dienſt. Komme hin, ſetze mich, ſchreibe weiter. Sie müſſen nämlich wiſſen, mein Kind, daß ich geſtern gleichfalls geſchrieben habe. Nämlich geſtern, da kam Timofei Iwanowitſch zu mir und ſagte: „Hier iſt ein wichtiges Dokument, das ſchnell abgeſchrieben werden muß. Alſo machen Sie ſich ſogleich daran — ſauber und ſorgfältig . . . Erzellenz müſſen es heute noch unterſchreiben.“ Ich muß vorausſchicken, mein Engelchen, daß ich geſtern gar nicht ſo war, wie man eigentlich ſein muß — will ſagen, daß ich eigentlich überhaupt nichts anſehen wollte. Kummer und Gram bedrückten mich. Im Herzen war es kalt, in der Seele dunkel. Meine Gedanken aber waren alle bei Ihnen, mein Sternchen. Nun, und da machte ich mich denn daran, abzuſchreiben . . . ſchrieb ſauber, gewiſſenhaft, nur — ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen das genauer erklären ſoll, ob mich der leibhaftige Gottſeibeiuns ſelber dazu verleitete oder ob da ſonſt welche geheimen Kräfte mit im Spiel waren, oder ob es einfach ſo und nicht anders kommen mußte: — nur ließ ich beim Abſchreiben eine ganze Zeile aus! So daß denn

Gott weiß was für ein Sinn herauskam, wahrſcheinlich überhaupt kein Sinn. Das Papier wurde aber geſtern zu ſpät fertig und erſt heute Seiner Exzellenz zur Unterſchrift vorgelegt.

Nun und heute morgen — ich komme wie gewöhnlich hin, und nehme meinen Platz neben Jemeljan Iwanowitſch ein. Ich muß Ihnen bemerken, meine Liebe, daß ich mich ſeit einiger Zeit noch viel mehr ſchämte und noch mehr zu verſtecken ſuchte, als früher. Ja, in der letzten Zeit hatte ich überhaupt niemanden mehr anzuſehen gewagt. Kaum höre ich irgendwo einen Stuhl rücken, da bin ich ſchon mehr tot als lebendig. Nun, und heute war alles ebenſo: ich duckte mich und ſaß ganz ſtill, wie ein Igel, ſo daß Jefim Akimowitſch (der ſpottluſtigſte Menſch, den es je auf Gottes Erdboden gegeben hat) plötzlich laut zu mir ſagte, ſo daß alle es hörten:

„Na, Makar Alexejewitſch, was ſitzen Sie denn da wie ſolch ein U—u—u?“ — und dabei ſchnitt er eine Grimaſſe, daß alle, die dort ringsum ſaßen, ſich die Seiten hielten vor Lachen, und natürlich über mich allein lachten, nicht über ihn. Nun, und da ging es denn los! — Ich klappte meine Ohren zu und kniff auch die Augen zu und rührte mich nicht. So tue ich immer, wenn ſie anfangen: dann laſſen ſie einen eher wieder in Ruhe. Plötzlich höre ich erregte Stimmen, haſtige Schritte, ein Laufen, Rufen. Ich höre—täuſchen mich nicht meine Ohren? Man ruft mich, ruft meinen Namen, ruft Djewuſchkin! Mein Herz erzitterte, ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß mir der Schreck ſo in die Glieder fuhr, wie noch nie zuvor in meinem

Leben. Ich ſaß wie angewachſen auf meinem Stuhl, — ich rührte mich nicht, ich war gleichſam gar nicht mehr ich. Aber da rief man ſchon wieder, immer näher kam es, ſchon in nächſter Nähe: „Djewuſchkin! Djewuſchkin! Wo iſt Djewuſchkin!“ — Ich ſchlage die Augen auf: vor mir ſteht Jewſtafij Iwanowitſch — und ich höre noch, wie er ſagt:

„Makar Alexejewitſch, zu Seiner Exzellenz, ſchnell! Sie haben mit Ihrer Abſchrift ein ſchönes Unheil angerichtet!“ Das war alles, was er ſagte, aber es war auch ſchon genug geſagt, nicht wahr, mein Kind, es war ſchon genug? Ich erſtarrte, ich ſtarb einfach, ich empfand überhaupt nichts mehr, ich ging — das heißt, meine Füße gingen, ich ſelbſt war weder tot noch lebendig. Ich wurde durch ein Zimmer geführt, durch noch eines und noch ein drittes — ins Kabinett — jedenfalls ſah ich dann, daß ich dort ſtand. Rechenſchaft darüber, was ich dabei dachte, vermag ich Ihnen nicht zu geben. Ich ſah nur, dort ſtanden Seine Exzellenz und um ſie herum alle die anderen. Ich glaube, ich habe nicht einmal eine Verbeugung gemacht: ich vergaß ſie! Ich war ja ſo beſtürzt, daß meine Lippen und meine Knie zitterten. Aber es war auch Grund dazu vorhanden, mein Kind! Erſtens ſchämte ich mich, und dann, als ich noch zufällig nach rechts in einen Spiegel ſah, hätte ich wohl alle Urſache gehabt, in die Erde zu verſinken. Hinzu kam: ich hatte mich doch immer ſo zu verhalten geſucht, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden, ſo daß es kaum anzunehmen war, daß Seine Exzellenz überhaupt etwas von mir wußten. Vielleicht hatten Exzellenz einmal flüchtig ge-

hört, daß dort im vierten Zimmer ein Beamter Djewuſchkin ſitzt, aber in nähere Beziehungen waren Exzellenz nie zu ihm getreten.

Zuerſt ſagten Exzellenz ganz aufgebracht:

„Was haben Sie hier für einen Unſinn geſchrieben, Herr! Wo haben Sie Ihre Augen gehabt! Ein ſo wichtiges Dokument, das dringend abgeſandt werden muß! Und da ſchreiben Sie etwas ſo Sinnloſes zuſammen! Was haben Sie ſich dabei eigentlich gedacht, —“ und zugleich wandten ſich ſeine Exzellenz an Jewſtafij Iwanowitſch. Ich hörte nur einzelne Worte wie aus dem Jenſeits: „Unachtſamkeit! Nachläſſigkeit! . . . nur Unannehmlichkeiten zu bereiten . . .“

Ich tat meinen Mund auf, ſagte aber nichts. Ich wollte mich entſchuldigen, wollte um Verzeihung bitten, ich konnte aber nicht. Fortlaufen — daran war nicht zu denken, nun aber . . . nun geſchah plötzlich noch etwas — geſchah ſo etwas, mein Kind, daß ich auch jetzt noch kaum die Feder halten kann vor Scham! — Mein Knopf nämlich — nun, hol' ihn der Teufel! — mein Knopf, der nur noch an einem Fädchen gebaumelt hatte, fiel plötzlich ab (ich muß ihn irgendwie berührt haben), fiel ab, fiel klingend zu Boden und rollte, rollte — und rollte ausgerechnet zu den Füßen Seiner Exzellenz, fiel und rollte mitten in dieſer Grabesſtille, die herrſchte! Das war alſo meine ganze Rechtfertigung, meine ganze Entſchuldigung, alles was ich Seiner Exzellenz zu ſagen hatte! Die Folgen waren auch danach! Seine Exzellenz wurde ſogleich auf mein Ausſehen und meine Kleider aufmerkſam. Ich dachte daran, was ich im Spiegel erblickt hatte — das ſagt wohl alles — und

plötzlich lief ich meinem Knopf nach und bückte mich, um den Ausreißer wieder einzufangen! Ich hatte eben ganz und gar den Verstand verloren! Ich hockte und haschte nach dem Knopf, der aber rollte und rollte wie ein Kreisel immer in die Runde, ich jedoch tapse umher und kriege und kriege ihn nicht — so daß ich mich also auch noch in bezug auf meine Gewandtheit recht auszeichnete! Da fühlte ich denn, wie mich die letzten Kräfte verließen und alles, alles verloren war! Das ganze Ansehen war hin, der Mensch in mir vernichtet! Obendrein begann es auch noch in meinen beiden Ohren zu summen und dazwischen war es mir, als hörte ich irgendwo hinter der Wand Theresa und Faldoni schimpfen, wie ich sie immer in der Küche schimpfen höre. Endlich hatte ich den Knopf, erhob mich, richtete mich auf — doch anstatt nun die Dummheit einigermaßen gutzumachen und stramm zu stehen, Hände an der Hosennaht — statt dessen drücke ich den Knopf immer wieder an die Stelle, wo er früher angenäht war und wo jetzt nur noch ein paar Fädchen hingen, ganz als müsse das den Knopf dort ankleben, dazu aber lächelte ich noch, ja, bei Gott, ich lächelte noch!

Exzellenz wandten sich zunächst ab, dann sahen sie mich wieder an — ich hörte sie nur noch zu Jewstafij Iwanowitsch sagen:

„Ich bitte Sie ... sehen Sie doch, wie er aussieht! ... In welchem Zustande! ... Was ist das mit ihm?"

Ach, meine Liebe, was war da noch zu wollen! Hatte mich ausgezeichnet, wie man's besser nicht machen kann! Ich höre, Jewstafij Iwanowitsch antwortet ihm:

„. . . nichts zuſchulden kommen laſſen, nichts, Exzellenz, hat ſich bisher muſterhaft aufgeführt . . . gut angeſchrieben . . . etatsmäßiges Gehalt . . .“

„Nun, dann helfen Sie ihm irgendwie,“ ſagte Seine Exzellenz, „geben Sie ihm Vorſchuß . . .“

„Ja, leider hat er ſchon ſoviel Vorſchuß genommen, ſchon für ſoundſoviele Monate. Offenbar ſind ſeine Verhältniſſe im Augenblick derart . . . ſeine Aufführung iſt ſonſt, wie geſagt, muſterhaft, tadellos . . .“

Ich war, mein Engelchen, ich war wie von einem hölliſchen Feuer umgeben, das mich bei lebendigem Leibe verſengte und verbrannte! Ich — ich gab einfach meinen Geiſt auf, ja, ich ſtarb und war tot.

„Nun,“ ſagte plötzlich Seine Exzellenz laut, „das muß alſo nochmals abgeſchrieben werden. Djewuſchkin, kommen Sie mal her: alſo ſchreiben Sie mir das nochmals fehlerlos ab, und Sie, meine Herren . . .“ hier wandten ſich Seine Exzellenz an die übrigen und erteilten verſchiedene Aufträge, ſo daß ſie alle einer nach dem anderen fortgingen. Kaum aber war der letzte gegangen, da zogen Exzellenz ſchnell die Brieftaſche hervor und entnahmen ihr einen Hundertrubelſchein. —

„Hier . . . ſoviel ich kann, nehmen Sie — laſſen Sie's gut ſein . . .“ und damit drückten ſie mir den Schein in die Hand.

Ich, mein Engelchen, ich zuckte zuſammen, meine ganze Seele erbebte: ich weiß nicht mehr, wie mir geſchah! Ich wollte ſeine Hand ergreifen, um ſie zu küſſen, er aber errötete, mein Täubchen, und — ich weiche hier nicht um Haaresbreite von der Wahrheit ab, mein

Kind — und er nahm dieſe meine unwürdige Hand und ſchüttelte ſie, nahm ſie ganz einfach und ſchüttelte ſie, ganz als wäre das die Hand eines ihm völlig Gleichſtehenden, etwa eines ebenſolchen hochgeſtellten Mannes, wie er ſelbſt einer iſt.

„Nun, gehen Sie," ſagte er, „womit ich helfen kann ... Schreiben Sie das nochmals ab, aber machen Sie keine Fehler. Und dies hier, das kann man zerreißen ..."

Jetzt, mein Kind, hören Sie an, was ich beſchloſſen habe: Sie und Fedora bitte ich, und wenn ich Kinder hätte, würde ich ihnen befehlen, daß ſie zu Gott beten ſollten, und zwar ſo: daß ſie für den eigenen leiblichen Vater nicht beten, für Seine Exzellenz aber tagtäglich und bis an ihr Lebensende beten ſollten! Und ich will Ihnen noch etwas ſagen, und das ſage ich feierlichſt — alſo paſſen Sie auf, mein Kind: ich ſchwöre es, daß ich — ſo groß auch meine Not war und wie ſehr ich auch unter unſerem Geldmangel gelitten habe, zumal, wenn ich an Ihre Not und Ihr Ungemach dachte und desgleichen an meine Erniedrigung und Unfähigkeit — alſo ungeachtet alles deſſen ſchwöre ich Ihnen, daß dieſe hundert Rubel mir nicht ſoviel wert ſind, wie dieſe eine Tatſache, daß Seine Exzellenz ſelbſt und leibhaftig mir, dem Trunkenbold, dem Geringſten unter den Geringen, die Hand, dieſe meine unwürdige Hand zu drücken geruhten! Damit haben ſie mich mir ſelbſt zurückgegeben. Damit haben ſie meinen Geiſt von den Toten auferweckt, mir das Leben für ewig verſüßt, und ich bin feſt überzeugt, daß — ſo ſündig ich auch vor dem Allerhöchſten ſein mag — mein Gebet

für das Glück und Wohlergehen Seiner Exzellenz doch bis zum Throne Gottes dringen und von ihm erhört werden wird! —

Mein Liebes, mein Kind! Ich bin jetzt in einer Gemütserregung, wie ich sie noch nie erlebt habe. Mein Herz klopft zum Zerspringen und ich fühle mich so erschöpft, als wäre mir alle Kraft abhanden gekommen.

Ich sende Ihnen hiermit 45 Rubel. 20 Rubel gebe ich der Wirtin und den Rest von 35 behalte ich für mich: davon will ich mir für 20 Kleidungsstücke anschaffen, und 15 bleiben dann zum Leben. Nur haben mich alle diese Eindrücke heute morgen so erschüttert, daß ich mich ganz schwach fühle. Ich werde mich etwas hinlegen. Ich bin jetzt übrigens ganz ruhig, vollständig ruhig. Es ist nur noch so wie ein Druck auf dem Herzen und irgendwo dort in der Tiefe spüre ich, wie meine Seele bebt und zittert.

Ich werde zu Ihnen kommen. Noch bin ich wie betäubt von all diesen Empfindungen ... Gott sieht alles, mein Kind, alles!

Ihr würdiger Freund
Makar Djewuschkin.

10. September.

Mein bester Makar Alexejewitsch!

Ich freue mich unendlich über Ihr Glück und weiß die Hilfe Ihres Vorgesetzten in ihrer ganzen Güte zu würdigen. So können Sie jetzt endlich aufatmen und sich von Ihren Sorgen erholen! Aber nur um eines bitte ich Sie: geben Sie das Geld um Gottes willen nicht wieder für unnütze Sachen aus! Leben Sie ruhig

und ſtill, leben Sie möglichſt ſparſam, und bitte, fangen Sie jetzt an, jeden Tag etwas Geld beiſeite zu legen, damit Sie nicht wieder ſo in Not geraten! Um uns brauchen Sie ſich wirklich nicht mehr zu ſorgen. Werden uns ſchon durchſchlagen. Wozu haben Sie uns ſoviel Geld geſchickt, Makar Alexejewitſch? Wir brauchen es doch gar nicht ... Wir ſind zufrieden mit dem, was wir uns verdienen. Es iſt wahr, wir werden bald zum Umzuge Geld nötig haben, aber Fedora hofft, daß man ihr jetzt endlich eine alte Schuld abtragen wird. Ich behalte alſo für alle Fälle zwanzig Rubel, den Reſt ſende ich Ihnen zurück. Geben Sie das Geld nur nicht für Unnötiges aus, Makar Alexejewitſch!

Leben Sie wohl! Leben Sie jetzt ganz ruhig, werden Sie geſund und fröhlich. Ich würde Ihnen mehr ſchreiben, fühle mich aber ſchrecklich müde. Geſtern lag ich den ganzen Tag im Bett. Das iſt gut, daß Sie mich beſuchen wollen. Tun Sie es doch, bitte, recht bald. Makar Alexejewitſch. Ich erwarte Sie.

Ihre

W. D.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ich flehe Sie an, meine Liebe, verlaſſen Sie mich jetzt nicht, jetzt, wo ich vollkommen glücklich und mit allem zufrieden bin! Mein Täubchen! Hören Sie nicht auf Fedora! Ich verſpreche Ihnen, alles zu tun, was Sie nur wollen. Ich werde mich gut aufführen, allein ſchon aus Hochachtung für Seine Exzellenz werde ich mich ehrenhaft und anſtändig aufführen. Wir werden einander wieder ſelige Briefe ſchreiben, werden uns

gegenſeitig unſere Gedanken mitteilen, und unſere Freuden und Sorgen — wenn es wieder einmal Sorgen geben ſollte — miteinander teilen: und ſo werden wir denn wieder einträchtig und glücklich miteinander leben. Wir werden uns mit der Literatur beſchäftigen ... Mein Engelchen! In meinem Leben hat ſich doch jetzt alles zum beſſeren gewendet. Meine Wirtin läßt wieder mit ſich reden. Thereſa iſt bedeutend klüger geworden und ſogar Faldoni wird dienſteifrig. Mit Rataſájeff habe ich mich ausgeſöhnt. Ich ging in meiner Freude ſelbſt zu ihm. Er iſt wirklich ein guter Kerl, mein Kind, und was man von ihm Schlechtes geſagt hat, beruht auf Unſinn und Irrtum: jetzt habe ich erfahren, daß alles nur eine häßliche Verleumdung geweſen iſt. Er hat gar nicht daran gedacht, eine Satire auf uns zu machen. Er hat es mir ſelbſt geſagt. Er las mir ſein neueſtes Werk vor. Und was das betrifft, daß er mich damals Lovelace benannt hat: nun — ſo iſt das ja gar nichts Schlechtes oder gar eine unanſtändige Bezeichnung. Er hat mir nämlich jetzt die Bedeutung erklärt. Lovelace iſt ein Fremdwort und bedeutet ungefähr „ein gewandter Burſche", oder wenn man es hübſcher, ſozuſagen literariſcher ausdrücken will: „ein ſchneidiger Kavalier". Sehen Sie, das bedeutet es, nicht aber irgend ſo etwas — anderes! Es war alſo ein ganz unſchuldiger Scherz von ihm, mein Engelchen. Ich ungebildeter Dummkopf habe es nur gleich für eine Beleidigung gehalten. Nun, und da habe ich mich denn auch deswegen heute bei ihm entſchuldigt ...

Das Wetter iſt heute ſo ſchön, Warinka. Am Morgen hatten wir zwar leichten Froſt, aber das tut nichts:

dafür ist die Luft jetzt etwas frischer. Ich ging und kaufte mir ein Paar Stiefel — es sind wirklich tadellos schöne Stiefel, die ich gekauft habe. Dann ging ich noch etwas auf dem Newskij spazieren. Habe dann die Zeitung gelesen. Ja, richtig! und das Wichtigste habe ich vergessen, Ihnen zu erzählen!

Also hören Sie jetzt, wie es war:

Heute morgen knüpfte ich mit Jemeljan Iwanowitsch und mit Akssentij Michailowitsch ein Gespräch an: wir sprachen von Seiner Exzellenz. Ja, Warinka, Seine Exzellenz sind nicht nur gegen mich so gütig gewesen. Sie haben schon vielen Gutes erwiesen und die Herzensgüte Seiner Exzellenz ist aller Welt bekannt. Viele, viele Menschen rühmen diese Güte und vergießen Tränen der Dankbarkeit, wenn sie der ihnen erwiesenen Hilfe gedenken. Exzellenz haben unter anderem eine arme Waise bei sich im Hause erzogen, und die ist dann verheiratet worden, an einen angesehenen Beamten, der zu den nächsten Untergebenen Seiner Exzellenz gehört, und Exzellenz haben ihr dann auch noch eine Aussteuer mitgegeben. Ferner haben Exzellenz auch noch den Sohn einer armen Witwe in einer Kanzlei untergebracht, und noch viel, viel Gutes haben Exzellenz den Menschen erwiesen. Ich hielt es für meine Pflicht, mein Kind, auch mein Scherflein beizusteuern und erzählte allen laut, was Exzellenz an mir getan: ich erzählte ihnen alles, ich verheimlichte nichts. Meine Verlegenheit steckte ich dabei in die Tasche. Was Verlegenheit, was Ansehen, wenn es sich um so etwas handelt! Ganz laut erzählte ich es, so daß alle es hören konnten, ja, ganz laut, um die edelmütigen Taten Seiner Ex-

zellenz allen kundzutun! Ich ſprach mit Eifer und Begeiſterung und errötete nicht: im Gegenteil, ich war ſtolz, daß ich ſo etwas erzählen konnte. Und ich erzählte alles (nur von Ihnen, mein Kind, erzählte ich zum Glück nichts, über Sie ging ich vernünftigerweiſe mit Stillſchweigen hinweg), aber von meiner Wirtin und Faldoni, und von Rataſájeff und Markoff und von meinen Stiefeln — alles das erzählte ich rückhaltlos. Manche ſpotteten wohl ein bißchen, oder eigentlich ſpotteten alle — alle lachten wenigſtens! Wahrſcheinlich haben ſie an meiner Erſcheinung etwas Lächerliches gefunden. Vielleicht haben ſie auch nur über meine Stiefel gelacht — ja, ganz ſicher nur über meine Stiefel! Aber in irgendeiner ſchlechten Abſicht haben ſie gewiß nicht gelacht, das hätten ſie nie und nimmer tun können. Es kam eben nur ſo, es war ihre Jugend — oder weil ſie wohlhabende Leute ſind. In einer ſchlechten, einer häßlichen Abſicht jedenfalls — da hätten ſie mich und meine Worte beſtimmt nicht verſpottet. Das heißt, ich meine: etwa über Seine Exzellenz lachen — das hätten ſie unter keinen Umſtänden getan. Hab' ich nicht recht, Warinka?

Ich kann eigentlich noch immer nicht ganz zur Beſinnung kommen, mein Kind. Alle dieſe Geſchehniſſe haben mich ſo verwirrt! Haben Sie auch Holz zum Heizen? Sehen Sie nur zu, daß Sie ſich nicht erkälten, Warinka, wie leicht iſt das geſchehen! Ich bete zu Gott, mein Kind, er möge Sie behüten und beſchützen. Haben Sie zum Beiſpiel wollene Strümpfchen oder was da ſonſt von warmen Kleidungsſtücken für den Winter nötig iſt? Seien Sie nur vorſichtig, mein Täubchen.

Wenn Ihnen von ſolchen Sachen etwas fehlen ſollte, dann kränken Sie mich Alten nicht, dann wenden Sie ſich ſogleich an mich. Jetzt ſind ja die ſchlechten Zeiten vorüber und vor uns liegt das Leben ſo hell und ſo ſchön!

Aber es war doch eine traurige Zeit, Warinka! Nun ja, was ſoll man da noch reden, jetzt, da ſie überſtanden iſt! Wenn erſt Jahre darüber vergangen ſein werden, dann werden wir auch an dieſe Zeit lächelnd zurückdenken. Nicht wahr, wie wenn man heute ſo an ſeine Jugendjahre zurückdenkt! Was man da nicht alles durchgemacht hat! Wie oft hatte man nicht einen einzigen Kopeken in der Taſche. Kalt war man, hungrig war man, aber dabei doch immer luſtig. Morgens ging man über den Newskij, begegnete einem netten Geſichtchen — und da wurde man denn für den ganzen Tag glücklich. Eine ſchöne, eine wunderſchöne Zeit war es doch, mein Kind! Es iſt ſchön, in der Welt zu leben, Warinka! Namentlich in Petersburg. Ich habe geſtern mit Tränen in den Augen vor Gott dem Herrn meine Sünden bereut, damit er mir alle meine Sünden, die ich in dieſer traurigen Zeit begangen habe, verzeihen möge, als da ſind: Freidenkerei, Leichtſinn und Spiel. Und Ihrer, mein Kind, habe ich in meinem Gebet mit Rührung gedacht. Sie allein, mein Engelchen, haben mich getröſtet und geſtärkt, haben mir guten Rat erteilt und mir mit Ihrem Beiſtand über alles Schwere hinweggeholfen. Das werde ich, mein Kind, Ihnen niemals vergeſſen. Ihre Briefchen habe ich heute alle einzeln abgeküßt, mein Täubchen, mein Engelchen! Nun, und jetzt — leben Sie wohl!

Ich habe gehört, daß hier in der Nähe jemand eine Uniform zu verkaufen hat. Nun werde ich mich auch äußerlich wieder etwas instand setzen. Leben Sie wohl, mein Engelchen, leben Sie wohl, auf Wiedersehen!

Ihr Ihnen innig zugetaner
Makar Djewuschkin.

15. September.

Mein lieber Makar Alexejewitsch!

Ich bin in schrecklicher Aufregung. Hören Sie, was geschehen ist. Ich ahne etwas Verhängnisvolles. Urteilen Sie selbst, mein bester Freund: Herr Bükoff ist in Petersburg!

Fedora ist ihm begegnet. Er ist in einem Wagen an ihr vorübergefahren, hat sie erkannt, hat sogleich befohlen, anzuhalten, ist dann selbst auf sie zugegangen und hat sie gefragt, wo ich wohne. Sie hat es natürlich nicht gesagt. Darauf hat er lachend die Bemerkung hingeworfen — na, er wisse ja schon, wer bei ihr sei. (Offenbar hat ihm Anna Fedorowna alles erzählt.) Da ist Fedora zornig geworden und hat ihm gleich dort auf der Straße Vorwürfe gemacht, ihm gesagt, daß er ein sittenloser Mensch sei und ganz allein die Schuld an meinem Unglück trage. Darauf hat er erwidert, wenn man keinen Kopeken habe, müsse man allerdings unglücklich sein!

Fedora sagt, sie habe ihm darauf erklärt, daß ich mich sehr wohl mit meiner Hände Arbeit ernähren, daß ich heiraten oder schlimmstenfalls eine Stelle hätte annehmen können, jetzt aber sei mein Glück für immer

vernichtet: ich ſei außerdem krank und werde wohl bald ſterben.

Darauf hat er erwidert, ich ſei noch gar zu jung, in meinem Kopfe gäre es noch, und er hat hinzugefügt, unſere Tugenden ſeien wohl ein bißchen trüb geworden (das ſind genau ſeine Worte).

Wir dachten ſchon, Fedora und ich, daß er nicht wiſſe, wo wir wohnen, doch plötzlich, geſtern — kaum war ich ausgegangen, um im Goſtinnyj Dworr einige Zutaten zu kaufen — da taucht er ganz unerwartet hier auf! Wahrſcheinlich hat er mich nicht zu Hauſe antreffen wollen. Zunächſt hat er Fedora lange über unſer Leben ausgefragt und alles bei uns genau betrachtet, auch meine Handarbeit. Und dann hat er plötzlich gefragt:

„Was iſt denn das für ein Beamter, der mit euch bekannt iſt?"

In dieſem Augenblick ſind Sie gerade über den Hof gegangen und da hat Fedora auf Sie hingewieſen: er hat lebhaft zum Fenſter hinausgeſehen und dann gelacht. Auf Fedoras Bitte, fortzugehen, da ich von all dem Kummer ohnehin ſchon krank ſei und es mir ſehr unangenehm wäre, ihn hier zu ſehen, hat er nichts geantwortet und eine Weile geſchwiegen: dann hat er geſagt, daß er „nur ſo" gekommen ſei, er habe gerade nichts zu tun gehabt, und ſchließlich hat er Fedora 25 Rubel geben wollen, die ſie natürlich nicht angenommen hat.

Was könnte das alles zu bedeuten haben? Weshalb, wozu iſt er zu uns gekommen? Ich begreife nicht, woher er alles über uns erfahren haben kann? Ich ver-

liere mich in allen möglichen Mutmaßungen. Fedora ſagt, Arinja, ihre Schwägerin, die bisweilen zu uns kommt, ſei gut bekannt mit der Wäſcherin Naſtaſſja, ein Vetter von dieſer Naſtaſſja aber ſei Amtsdiener in dem Bureau, in dem einer der beſten Freunde des Neffen von Anna Fedorowna angeſtellt iſt. Sollte der Klatſch nicht auf dieſem Umwege zu ihm gedrungen ſein? Wir wiſſen ſelbſt nicht, was wir denken ſollen. Könnte er wirklich noch einmal zu uns kommen? Der bloße Gedanke daran entſetzt mich! Als Fedora mir geſtern das alles erzählte, erſchrak ich ſo, daß ich faſt ohnmächtig wurde — vor Angſt. Was wollen dieſe Menſchen von mir? Ich will nichts mehr von ihnen wiſſen! Was gehe ich ſie an? Ach, wenn Sie wüßten, in welcher Angſt ich jetzt lebe: jeden Augenblick fürchte ich, Bükoff werde ſogleich ins Zimmer treten. Was wird aus mir werden! Was erwartet mich? Um Chriſti willen, kommen Sie ſogleich zu mir, Makar Alexejewitſch! Ich flehe Sie an, kommen Sie!

18. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Heute iſt in unſerem Hauſe etwas unendlich Trauriges, Unerklärliches und ganz Unerwartetes geſchehen. Doch ich will Ihnen alles der Reihenfolge nach erzählen.

Alſo das Erſte war, daß unſer armer Gorſchkoff freigeſprochen wurde. Das Urteil war wohl ſchon lange eine beſchloſſene Sache, aber erſt für heute hatte man die Verkündung des Endſpruches feſtgeſetzt. Die Sache endete für ihn ſehr günſtig. All der Dinge,

deren man ihn beſchuldigt hatte — der Unachtſamkeit, Nachläſſigkeit uſw. — wurde er freigeſprochen. Das Gericht ſtellte in vollem Umfange ſeine Ehre wieder her und verurteilte den Kaufmann zur Auszahlung jener bedeutenden Geldſumme an Gorſchkoff, ſo daß ſich jetzt auch ſeine äußere Lage mit einem Schlage gebeſſert hat, da das Geld ganz ſicher iſt und vom Kaufmann auf gerichtlichem Wege eingezogen werden wird. Das Wichtigſte aber war natürlich, daß der Schandfleck entfernt wurde, der mit dieſer Anklage auf ſeiner Ehre lag. Mit einem Wort, alle ſeine Wünſche gingen in Erfüllung.

Gegen drei Uhr kam er nach Hauſe. Er war kaum wiederzuerkennen. Sein Geſicht war bleich wie Kreide. Die Lippen zitterten, und dabei lächelte er in einem fort — ſo umarmte er ſeine Frau und die Kinder. Wir gingen alle, eine ganze Schar, zu ihm, um ihn zu beglückwünſchen. Ich glaube, unſere Handlungsweiſe rührte ihn ſehr, er dankte nach allen Seiten und drückte einem jeden mehrmals die Hand. Ja, es ſchien ſogar, als ob er ordentlich gewachſen ſei, wenigſtens hielt er ſich weit ſtrammer, als ſonſt, und auch die Augen tränten nicht mehr, ſondern glänzten förmlich. Er war ſo erregt, der Arme. Keine zwei Minuten hielt er es auf ein und derſelben Stelle aus: alles nahm er in die Hand, um es ſogleich wieder zurückzulegen, bald faßte er die Stuhllehnen an, lächelte, dankte, dann ſetzte er ſich ſtand jedoch gleich wieder auf, ſetzte ſich von neuem und ſprach Gott weiß was alles zuſammen. Einmal ſagte er: „Meine Ehre, ja, meine Ehre — ein guter Name, der bleibt jetzt meinen Kindern ...“ und Sie

hätten hören müſſen, wie er das ſagte! Die Augen ſtanden ihm voll Tränen, und auch wir waren den Tränen nahe. Rataſäjeff wollte wohl ablenken und ſagte deshalb:

„J, was, Väterchen, was macht man mit der Ehre, wenn man nichts zu eſſen hat! Geld, Väterchen, Geld iſt die Hauptſache. Für das Geld, ja dafür können Sie Gott danken!“ — und dabei klopfte er ihm auf die Schulter.

Mir ſchien es, als ob Gorſchkoff ſich dadurch irgendwie gekränkt fühlte. Nicht gerade, daß er den Beleidigten geſpielt hätte, aber er ſah doch den Rataſäjeff ſo eigentümlich an und nahm zur Antwort deſſen Hand von ſeiner Schulter. Früher jedenfalls wäre das nicht geſchehen, mein Kind. Uebrigens ſind die Charaktere verſchieden. Ich zum Beiſpiel hätte in der Freude ganz ſicher nicht gleich den Stolzen geſpielt. Macht man doch, meine Liebe, macht man doch oft genug einen ganz unnötigen Bückling, macht ihn aus keinem anderen Grunde, als einzig aus überflüſſiger Weichheit oder in einer Anwandlung gar zu großer Gutherzigkeit . . . Doch handelt es ſich hier nicht um mich —

„Ja,“ ſagte Gorſchkoff nach einer Weile, „auch das Geld iſt gut. Gott ſei Dank . . . Gott ſei Dank . . .“

Und dann wiederholte er noch mehrmals vor ſich hin: „Gott ſei Dank . . . Gott ſei Dank . . .“

Seine Frau beſtellte ein etwas reichlicheres und beſſeres Mittageſſen. Unſere Wirtin kochte es ſelbſt. Unſere Wirtin iſt nämlich im Grunde eine gute Frau.

Bis zum Eſſen konnte Gorſchkoff keinen Augenblick ſtillſitzen. Er ging zu allen in die Zimmer, gleichviel,

ob man ihn aufgefordert hatte oder nicht. Er trat ganz einfach ein, lächelte in seiner Weise, setzte sich auf einen Stuhl, sagte irgend etwas, oder sagte auch nichts — und dann ging er wieder. Bei unserem Seemann, bei dem man gerade spielte, nahm er sogar Karten in die Hand und man ließ ihn auch als vierten mitspielen. Er spielte, spielte, brachte aber nur Verwirrung ins Spiel und warf die Karten nach drei oder vier Runden wieder hin.

„Nein, ich habe ja nur so ...“ soll er gesagt haben, „ich habe ja nur so ...“ und damit ist er wieder aus dem Zimmer gegangen.

Mir begegnete er im Korridor, ergriff meine beiden Hände und sah mir lange in die Augen, aber mit einem ganz eigentümlichen Blick. Dann drückte er meine Hände und ging fort, immer mit einem Lächeln auf den Lippen. einem gleichfalls ganz eigentümlichen Lächeln, das so unbeweglich, so bedrückend war, wie das Lächeln eines Toten. Seine Frau weinte vor Freude. Es war bei ihnen heute wie ein rechter Feiertag. Das Mittagessen war bald beendet. Dann, nach dem Essen, hat er plötzlich zu seiner Frau gesagt:

„Ich will mich jetzt ein wenig hinlegen,“ — und damit hatte er sich auch schon auf dem Bett ausgestreckt.

Gleich darauf rief er sein Töchterchen zu sich, legte die Hand auf das Kinderköpfchen und streichelte es immer wieder. Dann wandte er sich von neuem an seine Frau:

„Wo ist denn Petinka? Unser Petjá,“ fragte er, „unser Petinka? ...“

Die Frau bekreuzte ſich und ſagte, daß Petinka doch tot ſei.

„Ja, ja, ich weiß, ich weiß ſchon, Petinka iſt jetzt im Himmelreich.“

Die Frau merkte, daß er gar nicht ſo wie ſonſt war, daß die Erlebniſſe an dieſem Tage ihn ganz erſchüttert hatten, und ſagte deshalb, er ſolle doch verſuchen, einzuſchlafen und auszuruhen.

„Ja, gut . . . ich werde gleich . . . ich will nur ein wenig . . .“ und damit drehte er ſich auf die Seite, lag ein Weilchen, dann wandte er ſich wieder zurück und wollte wohl noch etwas ſagen. Die Frau hat ihn noch gefragt: „Was iſt, mein Freund?“ — aber er antwortete ſchon nicht mehr. „Nun, er wird wohl eingeſchlafen ſein,“ ſagte ſie ſich und ging aus dem Zimmer, um mit der Wirtin Notwendiges zu beſprechen. Nach etwa einer Stunde kam ſie zurück — der Mann, ſah ſie, war noch nicht aufgewacht, er ſchlief noch ganz ruhig, ohne ſich zu rühren. Sie dachte: mag er nur ſchlafen und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit.

Sie erzählt, daß ſie wohl über eine halbe Stunde ſo geſeſſen habe, doch könne ſie nicht mehr ſagen, an was ſie eigentlich gedacht, obſchon ſie in Nachdenken verſunken geweſen ſei, nur habe ſie den Mann ganz vergeſſen. Plötzlich aber ſei ſie wieder zu ſich gekommen, und zwar habe ein gewiſſes beunruhigendes Gefühl ſie aus ihrer Traumverlorenheit aufgeſchreckt, und da ſei ihr zunächſt nur die Grabesſtille im Zimmer aufgefallen.

Sie blickte auf das Bett und ſah, daß ihr Mann immer noch ſo lag, wie vor anderthalb Stunden. Da

trat ſie denn zu ihm und berührte ihn — er aber war ſchon kalt: ja, er war tot, Kind, Gorſchkoff war tot, war ganz plötzlich geſtorben, wie vom Blitz getroffen. Woran er aber geſtorben iſt, das mag Gott wiſſen!

Das iſt's, was mich ſo erſchüttert hat, Warinka, daß ich noch immer nicht recht zur Beſinnung kommen kann. Ich kann es nicht glauben, daß ein Menſch ſo einfach — ſtirbt! Dieſer arme, unglückliche Menſch! Warum mußte er denn gerade jetzt an ſeinem erſten Freudentage ſterben! Ja, das Schickſal, das Schickſal! Die Frau iſt ganz aufgelöſt in Tränen, noch ganz verſtört von dem furchtbaren Schreck. Das kleine Mädchen aber hat ſich verſchüchtert in einen Winkel verkrochen. Bei ihnen iſt jetzt nur ein einziges Kommen und Gehen. Es ſoll noch eine ärztliche Unterſuchung ſtattfinden . . . ſo heißt es, genau weiß ich das nicht. Leid tut es mir, ach, ſo leid! Es iſt doch traurig, wenn man bedenkt, daß man wirklich weder Tag noch Stunde weiß . . . Man ſtirbt ſo einfach mir nichts dir nichts weg und aus iſt es . . .

Ihr

Makar Djewuſchkin.

19. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, mein Kind, daß Rataſäjeff mir Arbeit verſchafft hat, Arbeit für einen Schriftſteller. — Heute kam einer zu ihm und brachte ſo ein dickes Manuſkript — Gott ſei Dank, viel Arbeit. Nur iſt es alles ſo unleſerlich geſchrieben,

daß ich gar nicht weiß, wie ich das entziffern ſoll, dabei wird die Arbeit ſo ſchnell verlangt. Außerdem handelt es von ſo ſchweren Dingen, daß man es gar nicht mal recht verſtehen kann. Ueber den Preis ſind wir auch ſchon einig geworden: 40 Kopeken pro Bogen. Ich ſchreibe Ihnen das alles nur deshalb, meine Liebe, um Sie ſchneller wiſſen zu laſſen, daß ich jetzt noch obendrein einen Nebenverdienſt haben werde. Und nun leben Sie wohl, Kind. Ich will mich gleich an die Arbeit machen.

Ihr treuer

Makar Djewuſchkin.

23. September.

Mein teurer Freund, Makar Alexejewitſch!

Ich habe Ihnen drei Tage lang nicht geſchrieben, mein Freund, und doch war es eine Zeit großer Sorge und Aufregung für mich.

Vor drei Tagen war Bükoff bei mir. Ich war allein, Fedora war ausgegangen. Ich öffnete die Tür und erſchrak dermaßen, als ich ihn erblickte, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte. Ich fühlte, wie ich erbleichte. Er trat, wie das ſo ſeine Art iſt, mit lautem Lachen ins Zimmer, nahm ganz ungeniert einen Stuhl und ſetzte ſich. Es dauerte eine Weile, bis ich meine Faſſung wiedergewann. Endlich ſetzte ich mich wieder ans Fenſter, an meine Arbeit! Er hörte übrigens bald auf, zu lachen. Augenſcheinlich hat ihn mein Ausſehen doch überraſcht. Ich habe ja in der letzten Zeit ſo abgenommen, meine Wangen und Augen ſind eingefallen, und ich war ſo bleich wie eine Tote ... Ja, es

muß allerdings ſchwer ſein für die, die mich vor einem Jahre gekannt haben, mich jetzt wiederzuſehen.

Er betrachtete mich lange und aufmerkſam, endlich heiterte ſich ſeine Miene wieder auf. Er machte irgendeine Bemerkung — ich weiß nicht mehr, was ich antwortete — und lachte wieder. Eine ganze Stunde ſaß er ſo bei mir, fragte mich nach dieſem und jenem und unterhielt ſich mit mir ganz ungezwungen. Endlich, bevor er aufbrach, erfaßte er meine Hand und ſagte (ich ſchreibe es Ihnen wortwörtlich):

„Warwara Alexejewna! Unter uns geſagt: Anna Fedorowna, Ihre Verwandte und meine alte Bekannte und Freundin, iſt ein höchſt gemeines Weib.“ (Er benannte ſie außerdem noch mit einem ganz unanſtändigen Wort.) „Sie hat jetzt auch Ihre Kuſine vom rechten Wege abgelenkt, und auch Sie hat ſie dem Verderben zuführen wollen. Na, aber auch ich habe mich in dieſem Falle recht als Schuft gezeigt: doch ſchließlich, was ſoll man darüber viel Worte verlieren, das iſt ſo eine alltägliche Geſchichte, wie das Leben ſie eben mit ſich bringt.“ Wieder lachte er laut. Darauf bemerkte er, daß er kein glänzender Redner ſei, daß er das Wichtigſte, was er zu ſagen hatte, ja, was zu verſchweigen ihm ſeine Anſtändigkeit einfach verboten hätte, bereits geſagt habe, und daß er daher das Uebrige in kurzen Worten zu erklären gedenke. Und ſo tat er es auch: er erklärte mir, daß er um meine Hand anhalte, daß er es für ſeine Pflicht erachte, mir meine Ehre wiederzugeben, daß er reich ſei und mich nach der Hochzeit auf ſein Gut im Steppengebiet bringen werde. Dort gedenke er Haſen zu jagen, nach Petersburg

aber wolle er nie mehr zurückkehren, denn das Großstadtleben ſei ihm widerwärtig. Außerdem habe er hier einen Neffen, einen hoffnungsloſen Taugenichts, wie er ihn nannte, und er habe ſich geſchworen, dieſen um die erwartete Erbſchaft zu bringen. Hauptſächlich deshalb habe er ſich entſchloſſen, zu heiraten, das heißt, er wolle rechtmäßige Erben hinterlaſſen. Darauf äußerte er ſich noch über unſere Wohnung, meinte, es wäre ſchließlich kein Wunder, daß ich krank geworden ſei, wenn ich in einer ſo jämmerlichen Hintertreppenſtube wohne, und prophezeite mir meinen nahen Tod, wenn ich noch lange hierbliebe. In Petersburg ſeien die Wohnungen überhaupt elend, ſagte er, und dann fragte er, ob ich nicht irgendeinen Wunſch habe.

Ich war ſo erſchreckt durch ſeinen Antrag, daß ich plötzlich — ich weiß ſelbſt nicht, weshalb — in Tränen ausbrach. Er hielt ſie natürlich für Tränen der Dankbarkeit und ſagte, er ſei von jeher überzeugt geweſen, daß ich ein gutes, gefühlvolles und gebildetes Mädchen ſei, doch habe er ſich nicht früher zu ſeinem Antrag entſchloſſen, als nachdem er alles Nähere über mich und meine Lebensführung erfahren. Hierauf erkundigte er ſich nach Ihnen, ſagte, er wiſſe bereits alles, Sie ſeien ein anſtändiger Menſch, und er wolle nicht in Ihrer Schuld ſtehen — ob Ihnen 500 Rubel genug wären für alles, was Sie für mich getan haben? Als ich ihm darauf antwortete, daß Sie für mich das getan, was man mit Geld nicht zu bezahlen vermöge, ſagte er, das ſei Unſinn; ſo etwas käme wohl in Romanen vor, ich ſei noch jung und beurteile das Leben nach Büchern: Romane aber ſetzten jungen Mäd-

chen bloß verſchrobene Ideen in den Kopf, und überhaupt möchte er von Büchern ohne weiteres behaupten, daß ſie nur die Sitten verdürben, weshalb er Bücher nicht leiden könne. Er riet mir, erſt ſein Alter zu erreichen, dann könne ich von Menſchen reden, „dann erſt," ſagte er, „werden Sie die Menſchen kennen gelernt haben."

Darauf riet er mir, über ſeinen Antrag nachzudenken und mir alles reiflich zu überlegen, denn es wäre ihm ſehr unangenehm, wenn ich einen ſo wichtigen Schritt unüberlegt tun würde, und er fügte noch hinzu, daß Unbedachtſamkeit und ſtürmiſche Entſchlüſſe die unerfahrene Jugend ſtets ins Verderben zu führen pflegten, doch ſei es ſein größter Wunſch, eine zuſagende Antwort von mir zu erhalten: andernfalls werde er ſich gezwungen ſehen, in Moskau eine Kaufmannstochter zu heiraten, da er, wie geſagt, nun einmal geſchworen habe, ſeinen nichtsnutzigen Neffen um die Erbſchaft zu bringen. Darauf erhob er ſich und legte fünfhundert Rubel auf meinen Stickrahmen, für Naſchwerk, wie er ſagte, und er zwang mich faſt mit Gewalt, ſie dort liegen zu laſſen. Zum Schluß ſagte er noch, daß ich auf dem Gute wie ein Pfannkuchen aufgehen, dick, roſig und geſund werden würde, ich könne dort eſſen, ſoviel ich nur wolle. Augenblicklich habe er hier entſetzlich viel zu tun, die Geſchäfte hätten ihn ſchon den ganzen Tag in Anſpruch genommen und er ſei auch nur auf kurze Zeit zu mir gekommen. Damit ging er . . .

Ich habe lange nachgedacht, viel hin und her gegrübelt und mich recht gequält, mein Freund, und end-

lich habe ich mich entſchloſſen. Ja: ich werde ihn heiraten, ich muß ſeinen Antrag annehmen. Wenn mich jemand von meiner Schande erlöſen, mir meine Ehre wiedergeben und mich in Zukunft vor Armut und Entbehrungen und Unglück bewahren kann, ſo iſt er ganz allein derjenige, der es vermag. Was ſoll ich denn ſonſt von der Zukunft erwarten, was noch vom Schickſal verlangen? Fedora ſagt, daß man ſein Glück nicht verſcherzen dürfe, nur fragte ſie gleich darauf ſeufzend, was man denn in dieſem Falle Glück nennen ſolle. Ich jedenfalls finde keinen anderen Ausweg für mich, mein guter Freund. Was ſoll ich tun? Mit der Arbeit habe ich ohnehin ſchon meine ganze Geſundheit untergraben. Ununterbrochen arbeiten — das kann ich nicht. Bei fremden Menſchen dienen? — Ich käme um vor Leid, und überdies würde ich niemanden zufriedenſtellen. Ich bin von Natur kränklich, deshalb würde ich Fremden immer nur zur Laſt fallen. Natürlich gehe ich ja auch jetzt nicht in ein Paradies, aber was ſoll ich denn tun, mein Freund, was ſoll ich denn tun? Was ſoll ich denn vorziehen?

Ich habe Sie nicht um Ihren Rat gebeten. Ich wollte ganz allein alles überlegen. Mein Entſchluß, den ich Ihnen jetzt mitgeteilt habe, ſteht feſt und ich werde ihn ſogleich auch Bükoff mitteilen, da er ſchon ſowieſo und mit Ungeduld meine endgültige Entſcheidung erwartet. Er ſagte mir, daß ſeine Geſchäfte keinen Aufſchub dulden, er müſſe abreiſen, und „wegen dieſer Nichtigkeiten“ könne er die Abreiſe doch nicht aufſchieben. Nur Gott in ſeiner heiligen und unerforſchlichen Macht über mein Schickſal weiß, ob ich

glücklich ſein werde, aber mein Entſchluß iſt gefaßt. Man ſagt, Bükoff ſei ein guter Menſch: er wird mich achten, und vielleicht werde ich ihn gleichfalls achten. Was aber ſollte man wohl noch mehr von unſerer Ehe erwarten?

Ich teile Ihnen alles mit, Makar Alexejewitſch, denn ich weiß, daß Sie meinen ganzen Jammer verſtehen werden. Verſuchen Sie nicht, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ihre Bemühungen wären zwecklos. Erwägen Sie lieber in Ihrem eigenen Herzen alle Gründe, die mich zu dieſem Schritt veranlaßt haben. Anfangs regte es mich ſehr auf, doch jetzt bin ich ruhiger. Was mich erwartet — ich weiß es nicht. Was geſchehen wird, das wird geſchehen, wie Gott es ſchickt! ...

Bükoff iſt gekommen, ich kann den Brief nicht beenden. Ich wollte Ihnen noch vieles ſagen. Bükoff iſt ſchon hier.

23. September.

Kind, Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Kind, Ihnen zu antworten. Ich, Kind, ich beeile mich, Ihnen zu erklären, daß ich — daß ich erſtaunt bin. Alles das iſt doch ganz ſicher irgendwie nicht ſo ... Geſtern haben wir Gorſchkoff beerdigt. Ja, das iſt ſo, Warinka, das iſt ſo; Bükoff hat ehrenhaft gehandelt; nur eines, ſehen Sie, meine Liebe, Sie haben ihm alſo wirklich zugeſagt? Natürlich wirkt in allem Gottes Wille. Das iſt ſo, das muß unbedingt ſo ſein, das heißt, hier — auch hier muß unbedingt Gottes Wille wirken. Die Vorſehung des himmliſchen Schöpfers hat natürlich, obſchon uns uner-

forſchlich, immer nur das Wohl der Menſchen im Sinn, und das Schickſal ganz ebenſo, ganz ebenſo wie Gott.

Fedora nimmt auch Anteil an Ihnen. Natürlich, Sie werden jetzt glücklich ſein, Kind, Sie werden in Reichtum und Ueberfluß leben, mein Täubchen, mein Sternchen, ich kann mich ja nicht ſattſehen an Ihnen, mein Engelchen, — nur eins, ſehen Sie, Warinka, wie denn das, warum ſo ſchnell? . . . Ja, die Geſchäfte — Herr Bükoff hat Geſchäfte vor . . . natürlich — wer hat denn nicht Geſchäfte, auch er kann ſie haben. Ich habe ihn geſehen, als er von Ihnen fortging. Ein imponierender Mann, ſogar ein ſehr imponierender Mann, das heißt eine impoſante Erſcheinung, eine ſogar ſehr impoſante Erſcheinung. Nur iſt das alles . . . nein, es iſt ja gar nicht das, um was es ſich eigentlich handelt. Ich, ſehen Sie, ich bin ſchon jetzt gar nicht mehr ich ſelbſt. Wie werden wir denn künftig einander Briefe ſchreiben? Und ich, ja und ich — wie bleibe ich denn hier ſo allein zurück? Ich, ſehen Sie, mein Engelchen, ich erwäge, wie Sie mir das da geſchrieben haben, in meinem Herzen erwäge ich alles, alle dieſe Gründe, meine ich, und ſo weiter. Ich hatte ſchon faſt den zwanzigſten Bogen abgeſchrieben, da kam dann plötzlich dieſes Ereignis! Kind, Kind, wenn Sie jetzt wegreiſen wollen, ſo müſſen Sie doch noch verſchiedene Einkäufe machen, verſchiedene Stiefelchen und Kleidchen, und da, meine ich, kommt es denn ſehr gelegen, daß ich gerade ein gutes Magazin kenne, an der Gorochowaja — erinnern Sie ſich noch, wie ich es Ihnen einmal beſchrieb? — Aber

nein! Was rede ich, was fällt Ihnen ein, mein Kind, was denken Sie! Sie dürfen doch nicht, es ist ganz unmöglich: Sie können jetzt einfach nicht so ohne weiteres fortfahren! Sie müssen doch große Einkäufe machen, Sie müssen einen Wagen mieten. Ueberdies ist auch das Wetter jetzt so schlecht, sehen Sie doch nur, es regnet wie aus Eimern, unaufhörlich regnet es, und überdies . . . es wird doch noch kalt werden, mein Engelchen, Ihr Herzchen wird es kalt haben, Sie werden erfrieren! Und Sie fürchten doch jeden fremden Menschen: und nun wollen Sie mit diesem da fortfahren! Wie soll ich denn hier so allein zurückbleiben? Ja! Die Fedora sagt, daß ein großes Glück Sie erwarte . . . aber die Fedora ist doch eine harte Person und will mir mein Letztes nehmen. Werden Sie heute zur Abendmesse in die Kirche gehen, mein Kind? Ich würde dann auch hingehen, um Sie ein Weilchen zu sehen.

Es ist wahr, Kind, es ist richtig, daß Sie ein gebildetes, gutes, gefühlvolles Mädchen sind, nur wissen Sie, — mag er doch lieber eine Kaufmannstochter heiraten! Was meinen Sie, Kind? Mag er doch lieber eine Kaufmannstochter heiraten! — Ich werde zu Ihnen kommen, Warinka, sobald es dunkelt, werde ich auf ein Stündchen hinüberkommen. Jetzt wird es doch schon früh dunkel, also dann komme ich. Ganz bestimmt auf ein Stündchen! Jetzt erwarten Sie Bükoff, das weiß ich, aber wenn er fortgegangen ist, dann . . . Also warten Sie, Kindchen, ich komme unbedingt . . .

Ihr

Makar Djewuschkin.

27. September.

Mein Freund Makar Alexejewitſch!

Herr Bükoff ſagt, ich müſſe mindeſtens drei Dutzend Hemden von holländiſcher Leinewand haben. Daher müſſen wir ſo ſchnell wie möglich Weißnäherinnen für zwei Dutzend ſuchen, denn wir haben entſetzlich wenig Zeit. Herr Bükoff ärgert ſich, weil er nicht geahnt hat, wie er ſagt, daß dieſe Lappen ſoviel Schererei verurſachen können.

Unſere Hochzeit wird in fünf Tagen ſtattfinden, und am Tage darauf reiſen wir ab. Herr Bükoff hat Eile und ſagt, für dieſe Dummheiten brauche man nicht ſoviel Zeit zu vergeuden. Ich bin von all den Scherereien ſchon ſo müde, daß ich mich kaum noch auf den Füßen halten kann. Es gibt noch ganze Berge Arbeit, und doch, weiß Gott, wäre es beſſer, wenn nichts von all dieſen Sachen nötig wäre. Ja, und noch etwas: wir kommen mit den Spitzen nicht aus, wir müſſen noch welche zukaufen, denn Herr Bükoff ſagt, er wünſche nicht, daß ſeine Frau wie eine Küchenmagd gekleidet gehe, ich müſſe „alle Gutsbeſitzersfrauen in den Schatten ſtellen" — das ſind ſeine Worte.

Alſo bitte, lieber Makar Alexejewitſch, gehen Sie zu Madame Chiffon (Gorochowaja, Sie wiſſen ſchon) und bitten Sie ſie, uns ſchnell einige Nähterinnen zu ſchicken, dies erſtens, und zweitens, daß ſie ſich ſelbſt herbemühen möge: ſie ſoll eine Droſchke nehmen. Ich bin heute krank. Hier in unſerer neuen Wohnung iſt es ſo kalt und alles iſt in ſchrecklicher Unordnung. Herrn Bükoffs Tante kann kaum noch atmen vor Altersſchwä-

che. Ich fürchte, daß sie vielleicht noch vor unserer Abreise sterben könnte, doch Herr Bükoff sagt, das habe nichts auf sich, sie würde sich schon wieder erholen.

Im Hause bei uns steht so ziemlich alles auf dem Kopf. Da Herr Bükoff nicht hier wohnt, laufen die Leute nach allen Seiten fort und tun, was sie gerade wollen. Oft ist Fedora die einzige, die wir zu unserer Bedienung haben. Herrn Bükoffs Kammerdiener, der hier nach dem Rechten sehen soll, ist schon seit drei Tagen verschwunden. Herr Bükoff kommt jeden Morgen angefahren und ärgert sich, gestern aber hat er den Hausknecht geprügelt, weshalb er dann mit der Polizei Unannehmlichkeiten bekam ... Ich habe hier im Augenblick keinen Menschen, mit dem ich Ihnen den Brief zusenden könnte. Ich schreibe Ihnen durch die Stadtpost. Ach, natürlich, das Wichtigste hätte ich fast vergessen! Sagen Sie Madame Chiffon, daß sie die Spitzen umtauschen und neue, zu dem gestern gewählten Muster passende, aussuchen, und daß sie dann selbst zu mir kommen soll, um mir die neue Auswahl zu zeigen. Und dann sagen Sie ihr noch, daß ich mich in bezug auf die Garnitur anders bedacht habe: sie muß gleichfalls gestickt werden. Ja und noch etwas: Die Buchstaben in den Taschentüchern soll sie in Tamburinstickerei nähen, verstehen Sie? — in Tamburinstickerei und nicht blank. Also vergessen Sie es nicht: Tamburinstickerei! So, und da hätte ich doch noch etwas vergessen! Sagen Sie ihr, um Gottes willen, daß die Blättchen auf der Pelerine erhaben ausgenäht werden müssen, die Ranken in Kordonstich, oben aber, an den Kragen muß sie dann noch eine Spitze nähen,

oder eine breite Falbel. Bitte, ſagen Sie ihr das, Makar Alexejewitſch.

Ihre

W. D.

P. S. Ich ſchäme mich ſo, daß ich Sie wieder mit meinen Aufträgen beläſtige. Vorgeſtern ſind Sie ja ſchon den ganzen Nachmittag gelaufen. Doch was ſoll ich tun! Bei uns im Hauſe gibt es überhaupt keine Ordnung und ich ſelbſt bin krank. Alſo ärgern Sie ſich nicht gar zu ſehr über mich, Makar Alexejewitſch. Es iſt ja ſolch ein Jammer! Ach, was wird das noch werden, mein Freund, mein lieber, mein guter Makar Alexejewitſch! Ich fürchte mich, an die Zukunft auch nur zu denken. Es iſt mir, als hätte ich tauſend ſchlimme Vorahnungen und mein Kopf iſt wie eingenommen.

P. S. Um Gottes willen, mein Freund, vergeſſen Sie nur nichts von dem, was Sie Madame Chiffon zu ſagen haben. Ich fürchte, Sie verwechſeln mir alles. Alſo merken Sie es ſich nochmals: Tamburinſtickerei und n i ch t blank!

W. D.

27. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ihre Aufträge habe ich alle gewiſſenhaft ausgeführt. Madame Chiffon ſagte, daß ſie auch ſchon an Tamburinſtickerei gedacht habe: das ſei vornehmer, ſagte ſie, oder was ſie da ſagte — ich habe es nicht ganz begriffen, aber es war ſo etwas. Ja und dann, Sie hatten dort etwas von einer Falbel geſchrieben, da ſprach ſie denn auch von dieſer Falbel. Nur habe

ich, mein Kind, leider vergeſſen, was ſie mir von der Falbel ſagte. Ich weiß nur noch, daß ſie ſehr viel über dieſe Falbel zu ſagen hatte. Solch ein ſchändliches Weib! Was war es doch? Nun, ſie wird es Ihnen heute noch alles ſelbſt ſagen. Ich bin nämlich, mein Kind, ich bin nämlich ganz wirr im Kopfe. Heute bin ich auch nicht in den Dienſt gegangen. Nur ängſtigen Sie ſich, meine Liebe, ganz unnötigerweiſe. Für Ihre Ruhe und Zufriedenheit bin ich bereit, in alle Läden Petersburgs zu laufen. Sie ſchreiben, daß Sie ſich fürchten, in die Zukunft zu blicken, oder an ſie auch nur zu denken. Aber heute um ſieben werden Sie doch alles erfahren. Madame Chiffon wird ſelbſt zu Ihnen kommen. — Alſo verzweifeln Sie deshalb nicht. Hoffen Sie, Kind, vielleicht wird ſich doch noch alles zum beſten wenden. Nun ja, aber da iſt nun wieder dieſe verwünſchte Falbel, die kommt mir nicht aus dem Sinn, das geht nur ſo — Falbel, Falbel, Falbel! ...

Ich würde auf ein Augenblickchen zu Ihnen kommen, mein Engelchen, würde unbedingt auf ein Weilchen vorſprechen, ich habe mich auch ſchon zweimal Ihrer Tür genähert, aber Bükoff, das heißt, ich wollte ſagen, Herr Bükoff iſt immer ſo böſe, und da iſt es wohl nicht gerade angebracht ... Nicht wahr? ...

Ihr

Makar Djewuſchkin.

28. September.

Mein lieber Makar Alexejewitſch!

Um Gottes willen, eilen Sie ſogleich zum Juwelier! Sagen Sie ihm, daß er die Ohrgehänge mit Per-

len und Smaragden nicht arbeiten ſoll. Herr Bükoff ſagt, die ſeien zu teuer, das riſſe ein Loch in ſeinen Beutel. Er ärgert ſich. Er ſagt, daß es ihm ohnehin ſchon ein Heidengeld koſte und daß wir ihn plündern. Und geſtern ſagte er, wenn er dieſe Ausgaben vorausgeſehen hätte, würde er ſich die Sache noch ſehr überlegt haben. Er ſagt, daß wir ſogleich nach der Trauung abreiſen werden, ich ſolle mir alſo keine Illuſionen machen: es kämen weder Gäſte, noch werde nachher getanzt werden, die Feſte ſeien noch weit im Felde, ich ſolle mir nur nicht einbilden, gleich tanzen zu können. So ſpricht er jetzt! Und Gott weiß doch, ob ich das alles nötig habe, oder nicht! Herr Bükoff hat doch ſelbſt alles beſtellt. Ich wage nicht, ihm zu widerſprechen: er iſt ſo heftig. Was wird nur aus mir werden?!

W. D.

28. September.

Mein Täubchen, meine liebe Warwara Alexejewna!

Ich, das heißt der Juwelier ſagt — gut. Von mir aber wollte ich nur ſagen, daß ich erkrankt bin und nicht aufſtehen kann. Gerade jetzt, wo ſo viel zu beſorgen iſt, wo Sie meiner Hilfe bedürfen, jetzt müſſen die Erkältungen kommen, iſt das nicht ganz verkehrt! Auch habe ich Ihnen noch mitzuteilen, daß zur Vollendung meines Unglücks Seine Exzellenz heute geruht haben, ſehr böſe zu ſein: ſie haben ſich über Jemeljan Iwanowitſch geärgert, haben ſehr geſcholten und ſahen zu guter Letzt ganz erſchöpft aus, ſo daß ſie mir über alle Maßen leid getan haben. Sie ſehen, ich teile Ihnen alles mit.

Ich wollte Ihnen eigentlich noch einiges ſchreiben, aber ich fürchte, Ihnen damit nur unnütz Zeit zu rauben. Ich bin ja doch, mein Kind, ein dummer Menſch, bin ungebildet und unwiſſend, ſchreibe, wie es gerade kommt und was mir einfällt, ſo daß Sie vielleicht dort irgendwie ſo etwas ... ich kann ja nicht wiſſen was ... Ach, nun, was ſoll man da reden!

Ihr

Makar Djewuſchkin.

28. September.

Warwara Alexejewna, mein Herzchen!

Heute habe ich Fedora geſehen und geſprochen, mein Täubchen. Sie ſagt, Sie werden ſchon morgen getraut und übermorgen reiſen Sie ab! Herr Bükoff habe ſchon die Pferde beſtellt.

Ueber Seine Exzellenz habe ich Ihnen bereits geſchrieben, mein Kind. Ja und dann: die Rechnungen der Madame Chiffon habe ich durchgeſehen: es ſtimmt alles, nur daß es ſehr teuer iſt. Aber warum ärgert ſich denn Herr Bükoff über Sie? Nun, ſo ſeien Sie glücklich, Kind! Ich freue mich. Ja, ich werde mich immer freuen, wenn Sie glücklich ſind, Kind! Ich würde morgen in die Kirche kommen, Kind, aber ich kann nicht, mein Kreuz ſchmerzt.

Doch wie wird es denn nun mit den Briefen — ich komme wieder darauf zurück —, wie werden wir uns denn jetzt ſchreiben, wer wird ſie uns zuſtellen, Kind?

Ja, was ich noch ſagen wollte: Sie haben Fedora ſo ſehr beſchenkt, meine Gute! Damit haben Sie ein

gutes Werk getan, das war ſchön von Ihnen. Für jede gute Tat wird der Herr Sie ſegnen. Nichts bleibt unbelohnt und der Tugend iſt immer Gottes Lohn gewiß.

Kind, mein Kind! Ich würde Ihnen vieles ſchreiben, ich würde Ihnen jede Stunde, jede Minute ſchreiben, immer nur ſchreiben! Ich habe hier noch ein Büchlein von Ihnen, „Bjelkins Erzählungen", das iſt noch bei mir geblieben. Aber wiſſen Sie, Kind, laſſen Sie das bei mir, nehmen Sie mir das nicht fort, ſchenken Sie es mir ganz, mein Täubchen! Nicht deshalb, weil ich dieſe Geſchichten etwa gar ſo gern nochmals leſen möchte. Aber Sie wiſſen doch ſelbſt, Kind, der Winter kommt, die Abende werden lang: da wird man denn traurig — und da iſt es dann gut, wenn man etwas zum Leſen hat. Ich, mein Kind, ich werde aus meiner Wohnung in Ihre alte Wohnung ziehen und werde als Mieter bei Fedora leben. Von dieſer ehrenwerten alten Frau werde ich mich jetzt für keinen Preis mehr trennen. Zudem iſt ſie auch ſo arbeitſam. Geſtern habe ich mir in Ihrer verlaſſenen Wohnung alles genau angeſehen. Dort iſt noch Ihr kleiner Stickrahmen mit der angefangenen Arbeit: es iſt ja alles geblieben, unangerührt, wie es war. Ich habe auch Ihre Stickerei betrachtet. Dann ſind da noch verſchiedene kleine Flickchen geblieben. Auf ein Stückchen von einem meiner Briefe haben Sie angefangen, Garn aufzuwickeln. In Ihrem Tiſchchen fand ich noch einen Bogen Poſtpapier, auf dem Sie geſchrieben haben: „Mein lieber Makar Alexejewitſch! Ich beeile mich" — und nichts weiter. Offenbar hat Sie da jemand gleich zu Anfang unterbrochen. In der Ecke hinter dem

Schirm ſteht Ihr ſchmales Bettchen ... Mein Täubchen Sie!!!

Nun, ſchon gut, ſchon gut, leben Sie wohl. Antworten Sie mir nur um Gottes willen etwas auf meinen Brief, und recht bald!

Makar Djewuſchkin.

30. September.

Mein Freund, mein lieber Makar Alexejewitſch!

Nun iſt es geſchehen! Mein Los hat ſich entſchieden. Ich weiß nicht, was die Zukunft mir bringen wird, aber ich füge mich in den Willen des Herrn. Morgen reiſen wir.

Zum letztenmal nehme ich jetzt Abſchied von Ihnen, mein einziger, mein treuer, lieber, guter Freund! Sind Sie doch mein einziger Verwandter, der in der Not treu zu mir gehalten hat!

Grämen Sie ſich nicht um mich, leben Sie glücklich, denken Sie zuweilen an mich und möge Gott Sie ſegnen. Ich werde Ihrer oft gedenken und Sie in meinem Gebet nicht vergeſſen. So iſt denn jetzt auch dieſe Zeit vorüber! Es ſind wenig frohe Erinnerungen, die ich aus der Vergangenheit ins neue Leben mitnehme, um ſo wertvoller und lieber wird mir daher Ihr Andenken, um ſo teurer werden Sie ſelbſt meinem Herzen ſein. Sie ſind mein einziger Freund, nur Sie allein haben mich hier geliebt. Ich bin doch nicht blind geweſen, ich habe es doch geſehen und gewußt, wie Sie mich liebten! Mein Lächeln genügte, um Sie glücklich zu machen, eine Zeile von mir ſöhnte Sie mit allem aus. Jetzt müſſen Sie ſich daran gewöhnen, ohne mich

auszukommen. Wie werden Sie nur ſo allein hier weiterleben? Wer wird hier bei Ihnen ſein, mein guter, unſchätzbarer, einziger Freund!

Ich überlaſſe Ihnen das Buch, den Stickrahmen, den angefangenen Brief. Wenn Sie dieſe angefangenen Zeilen ſehen, ſo leſen Sie in Gedanken weiter: leſen Sie in Gedanken weiter, leſen Sie alles, was Sie von mir gern gehört oder geleſen hätten, alles, was ich Ihnen hätte ſchreiben können — was aber würde ich Ihnen jetzt nicht alles ſchreiben! Vergeſſen Sie nicht Ihre arme Warinka, die Sie aufrichtig und von ganzem Herzen geliebt hat. Ihre Briefe ſind alle bei Fedora in der Kommode geblieben, in der oberſten Schublade.

Sie ſchreiben, daß Sie krank ſeien. Ich würde Sie beſuchen, aber Herr Bükoff läßt mich heute nicht fort. Ich werde Ihnen ſchreiben, mein Freund, das verſpreche ich Ihnen, aber nur Gott allein weiß, was alles geſchehen kann. Deshalb laſſen Sie uns jetzt für immer Abſchied voneinander nehmen, mein Freund, mein Täubchen, wie Sie mich nennen, mein Liebſter! Auf immer! ... Ach, wie ich Sie jetzt umarmen würde, Sie! Leben Sie wohl, mein Freund, leben Sie recht, recht, recht wohl! Seien Sie glücklich! Bleiben Sie geſund. Nie werde ich vergeſſen, für Sie zu beten. O! wenn Sie wüßten, wie ſchwer mir zumut iſt, wie qualvoll bedrückt meine Seele iſt!

Herr Bükoff ruft mich.

Ihre Sie ewig liebende

W.

P. S. Meine Seele iſt ſo voll, ſo voll von Tränen ... Sie drohen, mich zu erſticken, zu zerreißen!

Leben Sie wohl, Makar Alexejewitſch! Gott! wie iſt es traurig!

Vergeſſen Sie mich nicht, vergeſſen Sie nicht Ihre arme Warinka.

W.

Kind, Warinka, mein Täubchen, mein Liebling! Man bringt Sie fort, Sie fahren. Ja, jetzt wäre es doch beſſer, man riſſe mir das Herz aus der Bruſt, als daß man Sie ſo von mir fortbringt! Wie iſt denn das nur möglich! Wie können Sie nur? Sie weinen, und doch fahren Sie?! Da habe ich ſoeben Ihren Brief erhalten, der ſtellenweiſe noch feucht iſt von Tränen. So wollen Sie im Herzen vielleicht gar nicht fortfahren? Vielleicht will man Sie mit Gewalt fortbringen? Es tut Ihnen leid um mich? Ja, aber — dann lieben Sie mich doch! Wie iſt denn das? Was ſoll jetzt geſchehen? Ihr Herzchen wird es dort nicht aushalten, es iſt dort öde, häßlich und kalt. Die Sehnſucht wird Ihr Herzchen krank machen, die Trauer wird es zerreißen. Sie werden dort ſterben, man wird Sie dort in die feuchte Erde betten, und es wird dort niemand ſein, der Sie beweint! Herr Bükoff wird immer Haſen jagen ... Ach, Kind, Kind, zu was haben Sie ſich da entſchloſſen? Wie konnten Sie denn nur ſo etwas tun? Was haben Sie getan, was haben Sie getan, was haben Sie ſich ſelbſt angetan! Man wird Sie doch dort ins Grab bringen, man wird Sie dort einfach umbringen, mein Engelchen! Sie ſind doch ein Kind, wie ein Federchen, ſo zart und ſchwach! Und wo war ich denn eigentlich? Habe ich Dummkopf denn hier mit

offenen Augen geſchlafen! Sah ich denn nicht, daß ein Kindskopf ſich etwas Unmögliches vornahm, wußte ich denn nicht, daß dem Kinde einfach nur das Köpfchen verſagte! Da hätte ich doch ganz einfach — aber nein! Ich ſtehe da wie ein richtiger Tölpel, denke weder, noch ſehe ich etwas, als ſei das gerade das Richtige, als ginge die ganze Sache mich gar nichts an, und laufe ſogar noch nach Falbeln!... Nein, Warinka, ich werde aufſtehen, bis morgen werde ich vielleicht ſchon ſoweit ſein, dann ſtehe ich einfach auf! Und dann, dann werde ich mich einfach unter die Räder werfen. Ich laſſe Sie nicht fortfahren! Ja was, was iſt denn das eigentlich, wie geht denn das zu? Mit welchem Recht geſchieht das denn alles? Ich werde mit Ihnen fahren! Ich werde Ihrem Wagen nachlaufen, wenn Sie mich nicht in den Wagen aufnehmen, und ich werde laufen, ſolange ich noch kann, bis mir der Atem ausgeht, bis ich meinen Geiſt aufgebe!

Wiſſen Sie denn überhaupt, was dort iſt, was Sie erwartet, dort, wohin Sie fahren, Kind? Wenn Sie das noch nicht wiſſen, dann fragen Sie mich, ich weiß es! Dort iſt nichts als die Steppe, meine Liebe, nichts als flache, kahle, endloſe Steppe: hier, wie meine Hand, ſo nackt! Dort leben nur ſtumpfe, gefühlloſe Bauernweiber und rohe, betrunkene Kerle. Jetzt iſt dort auch ſchon das Laub von den Bäumen gefallen, dort regnet es, dort iſt es kalt — und dorthin fahren Sie!

Nun, Herr Bükoff hat eine Beſchäftigung: er wird da ſeine Haſen jagen. Aber was werden Sie dort anfangen? Sie wollen Gutsherrin ſein, mein Kind?

Aber, mein Engelchen! — ſo ſehen Sie ſich doch nur an, ſehen Sie denn nach einer Gutsherrin aus?

Wie iſt das nur alles möglich, Warinka? An wen werde ich denn jetzt noch Briefe ſchreiben, Kind? Ja! ſo bedenken Sie und fragen Sie ſich doch bloß dies eine: an wen wird er denn jetzt noch Briefe ſchreiben können? Und wen kann ich denn jetzt noch mein Kind, mein liebes Kind nennen, wem gebe ich dieſen zärtlichen Namen, zu wem ſage ich dies liebe Wort? Wo ſoll ich Sie denn noch finden, mein Engelchen? Ich werde ſterben, Warinka, ich werde beſtimmt ſterben. Nein, ſolchem Unglück iſt mein Herz nicht gewachſen!

Ich habe Sie wie das Sonnenlicht geliebt, wie mein leibliches Töchterchen liebte ich Sie, ich liebte alles an Ihnen, mein Liebling! Nur für Sie allein lebte ich! Ich habe ja auch gearbeitet und geſchrieben, bin ſpazieren gegangen und habe meine Beobachtungen in meinen Briefen wiedergegeben, nur weil Sie, mein Kind, hier in meiner Nähe lebten. Sie haben das vielleicht nicht gewußt, aber es war wirklich ſo, es war wirklich ſo!

Doch hören Sie, Kind, ſo bedenken Sie und überlegen Sie doch, mein Täubchen, wie iſt denn das nur möglich, daß Sie uns verlaſſen? — Nein, meine Liebe, das geht ja nicht, geht ganz und gar nicht! Das iſt völlig ausgeſchloſſen! Es regnet doch, Sie aber ſind ſo kränklich — Sie werden ſich beſtimmt erkälten. Ihre Reiſekutſche wird durchnäßt werden, ein Wagen iſt kein Haus — ſie wird beſtimmt durchnäßt werden! Und kaum werden Sie aus der Stadt hinausgefahren ſein, da wird ein Rad brechen, oder der ganze Wagen

bricht. Hier in Petersburg werden doch die Wagen schrecklich schlecht gebaut! Ich kenne doch alle diese Wagenbauer: denen ist es nur um die Fasson zu tun, um irgend so ein Spielzeug herzustellen, aber von Dauerhaftigkeit kann dabei keine Rede sein. Ich schwöre es Ihnen, glauben Sie mir, diese Wagen taugen alle nichts!

Ich werde mich, Kind, vor Herrn Bükoff auf die Knie niederwerfen und ihm alles sagen, alles! Und auch Sie, Kind, werden ihn zu überzeugen suchen! Sie werden ihm alles vernünftig auseinandersetzen und ihn so überzeugen! Sagen Sie ihm einfach, daß Sie hierbleiben, daß Sie nicht mit ihm fahren können! . . . Ach, warum hat er nicht in Moskau eine Kaufmannstochter geheiratet? Hätte er sich doch dort eine Kaufmannstochter ausgesucht! Das wäre für alle besser gewesen, die würde viel besser zu ihm passen, ich weiß schon, warum! Ich aber würde Sie dann hier behalten. Was ist er Ihnen denn, Kind, dieser Bükoff? Wodurch ist er Ihnen denn plötzlich so lieb und wert geworden? Vielleicht ist er es Ihnen deshalb geworden, weil er Ihnen Falbeln kauft und alles dieses — deshalb etwa? Wozu sind denn diese Falbeln? Wozu hat man die nötig? Es ist doch, Kind, nur ein Stück Zeug, solch ein Falbel! Hier aber handelt es sich um ein Menschenleben, Falbeln aber sind doch, mein Kind, einfach nur Lappen, wirklich — nichts anderes, als nichtsnutzige Lappen! Ich aber, ich kann Ihnen doch gleichfalls solche Falbeln kaufen, ich muß nur auf mein nächstes Gehalt warten, dann kaufe auch ich Ihnen diese Falbeln, mein Kind, und ich weiß schon, wo, ich

kenne dort einen kleinen Laden, nur müſſen Sie noch etwas Geduld haben, wie geſagt, bis ich mein Gehalt bekomme, mein Engelchen, Warinka!

Gott, Gott! So fahren Sie denn wirklich mit Herrn Bükoff fort in die Steppe, auf immer fort! Ach, Kind!... Nein, Sie müſſen mir noch ſchreiben, noch ein Briefchen ſchreiben Sie mir über alles, und wenn Sie ſchon fort ſind, dann ſchreiben Sie mir auch von dort einen Brief. Denn ſonſt, mein Engelchen, wäre dies der letzte Brief, das aber kann doch nicht ſein, daß dies der letzte Brief ſein ſoll! Denn wie, wie ſollte das, ſo plötzlich — der letzte, wirklich der letzte Brief ſein? Aber nein, ich werde doch ſchreiben, und auch Sie müſſen mir ſchreiben... Fängt doch gerade jetzt mein Stil an, beſſer zu werden... Ach, Kind, aber was heißt Stil! Schreibe ich Ihnen doch jetzt ſo, ohne ſelbſt zu wiſſen, was ich ſchreibe, ich weiß nichts, gar nichts weiß ich und will auch nichts durchleſen, nichts verbeſſern, nichts, nichts. Ich ſchreibe nur, um zu ſchreiben, immer noch mehr zu ſchreiben... Mein Täubchen, mein Liebling, mein Kind Sie!

Digitized by Google

Der Doppelgänger

I.

Es war kurz vor acht Uhr morgens, als der Titularrat Jakoff Petrowitſch Goljádkin nach langem Schlaf erwachte.

Er blinzelte zunächſt nur ein wenig, gähnte verſchlafen, ſtreckte langſam die Glieder, und erſt nach und nach öffnete er die Augen vollſtändig. Doch blieb er noch eine gute Weile regungslos in ſeinem Bett liegen, wie eben ein Menſch, der ſich ſelbſt noch nicht ganz klar darüber zu werden vermag, ob er nun wirklich ſchon erwacht und rings von Wirklichkeit umgeben iſt, oder ob er noch ſchläft und nur ein Traumbild vor ſich ſieht. Bald jedoch klärten ſich ſeine Sinne ſo weit, daß er mit beſſerem Bewußtſein und regerer Vernunft die geſchauten Eindrücke in ſich aufnehmen und in der Tat als bereits längſt bekannte und ganz alltägliche Wirklichkeit erkennen konnte. Wohl vertraut blickten ihn die grünlichen, verräucherten und ewig beſtaubten Wände ſeines kleinen Zimmers an, wohl vertraut ſeine rotbraune Kommode und die Stühle von derſelben Farbe, wohlvertraut der rotbraune Tiſch und der türkiſche Diwan mit dem in der Grundfarbe rötlichen, doch grüngeblümten Wachsleinwandbezug, und wohlvertraut ſchließlich auch die geſtern abend in der Eile abgeworfenen Kleider, die in einem Haufen auf eben

dieſem Diwan lagen. Bei alledem ſah auch noch der unfreundliche Herbſttag mit ſeinem trüben, faſt ſchmutzig trüben Licht ſo griesgrämig und ſo mißvergnügt durch die grauen Fenſterſcheiben ins Zimmer, daß Herr Goljádkin unmöglich daran zweifeln konnte, daß er ſich in keinem Wolkenkuckucksheim befand, ſondern in Petersburg, in der Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches, und zwar in ſeiner eigenen Wohnung, in einem großen, vier Stockwerke hohen Hauſe, das an der Straße lag, die man die Scheſtilawotſchnaja nennt. Nachdem er zu dieſer wichtigen Erkenntnis gelangt war, ſchloß Herr Goljádkin, plötzlich vor Schreck zuſammenzuckend, zunächſt blitzſchnell wieder die Augen, um, wenn möglich, weiterzuſchlafen — ganz als wäre nichts geſchehen. Doch hielt er dieſen Zuſtand nicht lange aus, denn plötzlich — es war noch keine Minute vergangen — fuhr er von neuem auf und ſprang diesmal ſofort aus dem Bett, ganz als ſeien ſeine Gedanken endlich auf denjenigen Punkt geſtoßen, um den ſie bis dahin aus Mangel an jeglicher Ordnung in blinder Reihenfolge ergebnislos gekreiſt hatten.

Kaum war er nun aus dem Bett geſprungen, ſo war das erſte, was er tat, daß er zu dem runden Spiegelchen ſtürzte, das auf der Kommode ſtand. Und obwohl das verſchlafene Geſicht mit den kurzſichtigen Augen und dem ziemlich gelichteten Haupthaar, das ihm aus dem Spiegel entgegenſchaute, von ſo unbedeutender Art war, daß es ganz entſchieden ſonſt keines einzigen Menſchen Aufmerkſamkeit hätte feſſeln können, ſchien der Beſitzer desſelben doch mit dem Erblickten ſehr zufrieden zu ſein.

„Das wäre was Nettes," murmelte Herr Goljádkin halblaut vor ſich hin, „gerade was Nettes, wenn mir heute irgend etwas fehlen würde, wenn zum Beiſpiel irgend ſo etwas ... ſagen wir, ein Puſtelchen aufgekeimt wäre, oder eine ähnliche Unannehmlichkeit. Aber bis jetzt iſt noch alles gut gegangen ... jawohl: vorläufig iſt alles gut!"

Und damit ſetzte Herr Goljádkin, ſehr erfreut über dieſe Feſtſtellung, den Spiegel wieder auf die Kommode, worauf er ſelbſt, obſchon er noch barfuß und nur mit einem Hemde bekleidet war, zum Fenſter eilte, um mit großer Neugier in den Hof hinabzuſpähen. Offenbar wurde er durch das, was er dort unten erblickte, vollkommen zufriedengeſtellt, denn ein Lächeln erhellte ſein Antlitz.

Dann — nachdem er zuvor noch einen Blick hinter die Scheidewand in die Kammer Petruſchkas, ſeines „Kammerdieners", geworfen und ſich überzeugt hatte, daß Petruſchka nicht anweſend war — ſchlich er leiſe zum Tiſch, ſchloß das Schubfach auf, ſuchte im verborgenſten Winkel dieſes Schubfaches zwiſchen alten vergilbten Papieren und anderem Kram, bis er ſchließlich eine abgenutzte grüne Brieftaſche zutage förderte, die er vorſichtig aufklappte, um ebenſo vorſichtig und mit wonnevollem Entzücken und offenbarem Genuß in das geheimſte Täſchchen hineinzuſpähen. Wahrſcheinlich blickten auch die grünen und grauen und blauen und roten Papierchen, die ſich darin befanden, ebenſo freundlich und zuſtimmend Herrn Goljádkin an, wie er ſie: wenigſtens legte er die offene Taſche mit geradezu ſtrahlender Miene vor ſich auf den Tiſch, worauf er ſich

zum Ausdruck ſeines Vergnügens kräftig die Hände rieb.

Endlich beugte er ſich wieder über die Brieftaſche und entnahm dem letzten und verborgenſten Täſchchen das ganze, ihn ſo ungemein erfreuende bunte Paketchen Papier, um zum hundertſten Male — bloß vom letzten Abend gerechnet — die Geldſcheine nachzuzählen, wobei er jeden Schein gewiſſenhaft mit Daumen und Zeigefinger rieb, damit ihm nicht etwa zwei für einen durchgingen.

„Siebenhundertfünfzig Rubel in Papiergeld!“ murmelte er dann vor ſich hin. „Siebenhundertfünfzig Rubel ... eine große Summe! Eine ſehr annehmbare Summe,“ fuhr er mit bebender, vor Wonne ganz weich klingender Stimme in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, indem er das Paket mit den Geldſcheinen in der geſchloſſenen Hand wog und bedeutſam dazu lächelte: „Sogar eine überaus annehmbare Summe! Sogar für einen jeden eine überaus annehmbare Summe! Ich wollte den Menſchen ſehen, für den dieſe Summe eine geringe Summe wäre! Eine ſolche Summe kann einen Menſchen weit bringen . . .“

„Aber was iſt denn das?“ fuhr Herr Goljádkin aus ſeinem fröhlichen Gedankengang plötzlich auf, „wo iſt denn mein Petruſchka?“ Und er begab ſich, immer noch ohne weitere Bekleidung, zum zweiten Male zur Scheidewand — doch Petruſchka war auch diesmal in ſeiner Kammer nicht zu erblicken. Statt ſeiner ſtand dort nur der Samowar auf der Diele und brummte und ärgerte ſich und kochte vor Wut, unter der unausgeſetzten Drohung, jeden Augenblick überzulaufen, in-

dem er mit heißeſtem Eifer in den Gutturallauten ſeiner ſich überſtürzenden und unverſtändlichen Sprache brodelnd und ziſchend Herrn Godjádkin ſagen zu wollen ſchien: So nimm mich doch endlich, guter Mann, ich bin ja ſchon längſt und vollkommen fertig und mehr wie bereit!

„Das iſt doch des Teufels!“ dachte Herr Goljádkin, „dieſe faule Beſtie kann einen Menſchen ja um ſeine letzte Geduld bringen! Wo er ſich nur wieder herumtreibt?!“

Und in gerechtem Unwillen öffnete er die Tür zum Vorzimmer — einem kleinen Korridor, aus dem eine Tür auf den Treppenflur führte — und erblickte dort ſeinen Diener, den eine ſtattliche Anzahl dienſtbarer Geiſter, aus der Nachbarſchaft und von der verſchiedenſten Art, eifrig umringte. Petruſchka erzählte und die anderen hörten zu. Augenſcheinlich mißfiel jedoch ſowohl das Thema der Unterhaltung wie die Unterhaltung ſelbſt Herrn Goljádkin nicht wenig. Er rief ſogleich ſeinen Petruſchka und kehrte nicht nur unzufrieden, ſondern ordentlich aus dem Gleichgewicht gebracht in ſein Zimmer zurück.

„Dieſe Beſtie iſt ja wahrhaftig bereit, für weniger als eine Kopeke einen Menſchen zu verkaufen, um wieviel mehr noch ſeinen Brotherrn,“ dachte er bei ſich, „und das hat er, oh, das hat er auch ſchon getan, ich wette, daß er's getan hat! — Nun, was?“ wandte er ſich an den eingetretenen Petruſchka.

„Die Livree iſt gebracht worden, Herr.“

„Dann zieh ſie an und komm her.“

Petruſchka tat, wie ihm befohlen, und erſchien dar-

auf mit einem dummen Grinſen wieder im Zimmer ſeines Herrn, diesmal in einem unbeſchreiblich ſeltſamen Aufzuge.

Er trug einen grünen, bereits ſtark mitgenommenen Dienerfrack mit mehr als ſchadhaften goldenen Treſſen, eine Livree, die für einen Menſchen gemacht worden war, der mindeſtens um eine Elle länger ſein mußte, als Petruſchka.

In der Hand hielt er einen gleichfalls mit Goldtreſſen und mit grünen Federn garnierten Hut, und an der Seite hing ihm ein Dienerſchwert in einer ledernen Scheide.

Zur Vervollſtändigung des Bildes ſei noch erwähnt, daß Petruſchka, der ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe für alles Bequeme zufolge faſt nur im Negligee zu gehen pflegte, auch jetzt, trotz Hut und Schwert und Frack, barfuß erſchienen war. Herr Goljädkin betrachtete ſeinen Petruſchka von allen Seiten, ſchien aber zufriedengeſtellt zu ſein. Die Livree war offenbar zu irgendeinem feierlichen Vorhaben gemietet worden. Auffallend war an Petruſchka noch, daß er während der Muſterung, deren ihn ſein Herr unterzog, ſeltſam erwartungsvoll und mit größter Neugier jede Bewegung dieſes ſeines Herrn verfolgte, was Herrn Goljädkin, der es merkte, geradezu befangen machte.

„Nun, und die Equipage?“

„Auch die Equipage iſt gekommen.“

„Für den ganzen Tag?“

„Für den ganzen Tag. Fünfundzwanzig Rubel.“

„Und auch die Stiefel ſind gebracht worden?“

„Auch die Stiefel ſind gebracht worden.“

„Eſel! Kannſt du nicht einfach jawohl ſagen? Gib ſie her!“

Nachdem Herr Goljádkin dann ſeine Zufriedenheit mit der Leiſtung des Schuſters ausgedrückt hatte, wollte er Tee trinken, ſich waſchen und raſieren. Letzteres tat er ſehr gewiſſenhaft, auch beim Waſchen legte er viel Sorgfalt an den Tag, doch vom Tee trank er nur eilig im Vorübergehen, und dann machte er ſich ſofort an die weitere Bekleidung ſeiner Perſon. Zunächſt zog er ein Paar faſt nagelneuer Beinkleider an, dann ein Plätthemd mit Knöpfen, die ganz ſo ausſahen, als wären ſie von Gold, und eine Weſte mit ſehr grellen, aber netten Blümchen. Um den Hals band er ſich eine bunte, ſeidene Krawatte, und zu guter Letzt zog er noch ſeinen Uniformrock an, der gleichfalls faſt ganz neu und ſorgfältig gebürſtet war. Während des Ankleidens ſchaute er mehrmals mit liebevollen Blicken auf ſeine neuen Stiefel hinab, hob bald dieſen, bald jenen Fuß, betrachtete mit Wohlgefallen die Form, und murmelte etwas Unverſtändliches vor ſich hin, wobei ſein beredtes Mienenſpiel, das hier und da entfernt an ein Geſichterſchneiden gemahnte, ſeinen Gedanken beifällig zuſtimmte. Uebrigens war Herr Goljádkin an dieſem Morgen ſehr zerſtreut, weshalb ihm denn auch das ſonderbare Spiel der Mundwinkel und Augenbrauen Petruſchkas, während ihm dieſer beim Ankleiden behilflich war, völlig entging.

Als endlich alles getan, was zu tun war, und Herr Goljádkin vollſtändig angekleidet daſtand, ſteckte er als Letztes noch ſeine Brieftaſche in die Bruſttaſche, weidete ſich nochmals am Anblick Petruſchkas, der in-

zwiſchen Stiefel angezogen hatte und folglich gleichfalls vollſtändig angekleidet war —, und als er ſich dann ſagen mußte, daß „ſomit alles fertig“ ſei und folglich kein Grund vorhanden, noch länger zu warten, wandte er ſich eilig und geſchäftig und mit einer leiſen Herzensunruhe dem Ausgang zu und eilte die Treppe hinab. Eine hellblaue Mietsequipage mit eigentümlichem Wappen fuhr donnernd vom Hof unter den Torbogen und hielt vor der Treppe. Petruſchka, der noch mit dem Kutſcher und ein paar anderen Maulaffen ſchnell ein Augenzwinkern austauſchte, klappte den Wagenſchlag zu, rief mit einer ganz ungewohnten Stimme und kaum zurückgehaltenem Lachen „fahr zu!“ zum Kutſcher hinauf, ſprang ſelbſt auf den Dienerſitz hinten am Wagen — und dann rollte das Ganze donnernd und knatternd, wackelnd und klirrend über das holperige Steinpflaſter unter dem Torbogen auf die Straße hinaus und weiter zum Newskij Proſpekt.

Kaum hatte die hellblaue Equipage den Torbogen verlaſſen, als Herr Goljádkin ſich auch ſchon geſchwind die Hände rieb und ſichtbar, doch unhörbar vor ſich hinlachte, wie eben ein Menſch von heiterer Gemütsart, dem ein köſtlicher Streich gelungen iſt und der ſich darüber ſelbſt königlich freut, zu lachen pflegt. Uebrigens ſchlug dieſer Anfall von Luſtigkeit ſogleich in eine andere Stimmung um: das Lachen im Geſicht Herrn Goljádkins wich plötzlich einem eigentümlich beſorgten Ausdruck.

Obgleich das Wetter feucht und trübe war, ließ er beide Fenſter herab und begann vorſichtig nach den Vorübergehenden auszuſchauen, um dann blitzſchnell

wieder eine ſozuſagen vornehme Miene aufzuſetzen, ſobald er bemerkte, daß jemand ihn anſah. An einer Straßenkreuzung — der Wagen bog gerade von der Liteinaja auf den Newskij Proſpekt — zuckte er mit einem Male wie von einer höchſt unangenehmen Empfindung zuſammen, als wäre ihm jemand verſehentlich auf ein Hühnerauge getreten, und zog ſich ſchleunigſt in den dunkelſten Winkel ſeiner Equipage zurück, in den er ſich faſt mit einem Angſtgefühl hineindrückte. Die Urſache ſeines Schrecks war nichts anderes, als daß er plötzlich zwei junge Beamte erblickt hatte, die ſeine Kollegen waren. Zum Unglück hatten dieſe auch ihn erblickt und, wie es Herrn Goljádkin ſchien, in höchſter Verwunderung angeſtarrt: als trauten ſie ihren Augen nicht, ihren Kollegen in einem ſolchen Aufzuge zu ſehen. Der eine von ihnen hatte ſogar mit dem Finger nach ihm gewieſen. Ja, es ſchien Herrn Goljádkin, daß der andere ihn laut beim Namen angerufen habe, was doch auf der Straße entſchieden unzuläſſig war. Doch unſer Held verſteckte ſich und tat, als hätte er nichts gehört.

„Dieſe dummen Jungen!“ dachte er ſtatt deſſen bei ſich ſelbſt, „was iſt denn da für eine Veranlaſſung, ſich zu wundern? Ein Menſch in einer Equipage! Der Betreffende mußte eben einmal in einer Equipage fahren, und da hat er ſich eine gemietet! Weshalb ſich da aufregen? Aber ich kenne ſie ja! — grüne Jungen, die noch verſohlt werden müßten! Die haben nichts als Tingeltangel im Kopf! Wie ſie ſich amüſieren können, das iſt ihr ganzer Lebensinhalt. Ich würde ihnen mal etwas ſagen, etwas . . .“

Herr Goljádkin ſtockte und erſtarrte vor Schreck: rechts neben ſeiner Equipage war ein ihm merkwürdig bekanntes Paar feuriger Kaſaner Pferde aufgetaucht, in blitzendem Geſchirr vor einem eleganten offenen Wagen, der ſeine Equipage alsbald überholte. Der Herr aber, der im Wagen ſaß, und zufällig den gerade recht unvorſichtig zum Fenſter hinausſchauenden Kopf Herrn Goljádkins erblickte, war allem Anſcheine nach gleichfalls höchlichſt erſtaunt über dieſe Begegnung, und indem er ſich ſo weit als möglich vorbeugte, blickte er mit dem größten Intereſſe gerade nach jenem Winkel der Equipage, in den ſich unſer Held wieder ſchleunigſt zurückgezogen hatte.

Der Herr im offenen Wagen war Staatsrat Andrej Philippowitſch, der Chef derſelben Abteilung, der Herr Goljádkin angehörte. Herr Goljádkin ſah und begriff ſehr wohl, daß ſein hoher Vorgeſetzter ihn erkannt hatte, daß er ihm ſtarr in die Augen ſah, und ein Entrinnen oder Verſtecken vollkommen ausgeſchloſſen war, und er fühlte, wie er unter ſeinem Blick bis über die Ohren errötete, doch —

„Soll ich grüßen, oder ſoll ich nicht?“ fragte ſich unſer Held trotzdem unentſchloſſen und in unbeſchreiblich qualvoller Beklemmung, „ſoll ich ihn erkennen oder ſoll ich tun, als wäre ich gar nicht ich, ſondern irgendein anderer, der mir nur zum Verwechſeln ähnlich ſieht? — und ſoll ich ihn anſehen, genau ſo, als läge gar nichts vor? — Jawohl, ich bin einfach nicht ich — und damit baſta!“ beſchloß Herr Goljádkin mit ſtockendem Herzſchlag, ohne den Hut vor Andrej Philippowitſch zu ziehen und ohne ſeinen Blick von ihm wegzuwenden.

„Ich . . . ich, ich bin eben einfach gar nicht ich," dachte er unter Gefühlen, als müſſe er auf der Stelle vergehen, „gar nicht ich, ganz einfach, bin ein ganz anderer — und nichts weiter!"

Bald jedoch hatte der Wagen die Equipage überholt und damit war der Magnetismus, der in den Blicken des Geſtrengen gelegen hatte, gebrochen. Freilich, Herr Goljádkin war immer noch feuerrot und lächelte und murmelte Unverſtändliches vor ſich hin . . .

„. . . Es war doch eine Dummheit von mir, nicht zu grüßen," ſagte er ſich endlich in beſſerer Erkenntnis, „ich hätte ganz ruhig und dreiſt handeln ſollen. offen und anſtändig, — einfach: ſo und ſo, Andrej Philippowitſch, bin eben gleichfalls zu einem Diner geladen, ſehen Sie!"

Und da leuchtete es ihm erſt ſo recht ein, wie groß der Fehler war, den er begangen hatte: er wurde nochmals feuerrot, runzelte die Stirn und warf einen fürchterlichen und zugleich herausfordernden Blick nach dem Wagenwinkel ihm gegenüber, als wolle er mit dieſem einen Blick auf der Stelle ſeine ſämtlichen Feinde niederſchmettern. Plötzlich aber kam ihm ein Gedanke — wie eine höhere Eingebung war es: er zog an der Schnur, die an den linken Arm des Kutſchers gebunden war, ließ anhalten und befahl, nach der Liteinaja zurückzufahren. Herr Goljádkin empfand nämlich das dringende Bedürfnis, zu ſeiner eigenen Beruhigung etwas ſehr Wichtiges ſeinem Arzt Kreſtjan Iwanowitſch mitzuteilen. Er war freilich erſt ſeit kurzer Zeit mit ihm bekannt — er hatte ihn erſt in der vergangenen Woche zum erſtenmal beſucht, um in irgendeiner An-

gelegenheit ſeinen Rat einzuholen, aber . . . der Arzt ſoll doch, wie man ſagt, ſo etwas wie ein Beichtiger des Menſchen ſein, deſſen Pflicht es iſt, ſeinen Patienten zu kennen.

„Wird das nun auch das Richtige ſein?“ fragte ſich unſer Held, von gelinden Zweifeln erfaßt, indem er vor dem Portal eines fünf Stockwerke hohen Hauſes an der Liteinaja, vor dem er hatte halten laſſen, ausſtieg, „wird das nun auch das Richtige ſein? — und gut und wohl? und zur rechten Zeit?“ fuhr er auf der Treppe beim Hinaufſteigen fort, und er holte tief Atem, um das Herz, das die Angewohnheit hatte, auf fremden Treppen regelmäßig ſtärker zu pochen, ein wenig ausruhen zu laſſen. „Aber — was? — was iſt denn dabei? Ich komme doch nur in meiner eigenen Angelegenheit, dabei iſt nichts Anſtößiges, nichts, das zu tadeln wäre . . . Es würde dumm ſein, ſich zu verſtecken. Gerade auf dieſe Weiſe tue ich, als hätte ich nichts Beſonderes . . . als käme ich eben nur ſo im Vorüberfahren . . . Da wird er ſich doch ſagen müſſen, daß es nun einmal ſo iſt und daß etwas anderes überhaupt nicht möglich war.“

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ſtieg Herr Goljádkin zum zweiten Stockwerk empor und blieb vor einer Tür ſtehen, an der ein kleines Meſſingſchild befeſtigt war, das die Aufſchrift trug:

Kreſtjan Iwanowitſch Rutenſpitz,
Doktor der Medizin und Chirurgie.

Als unſer Held ſtehen geblieben war, bemühte er ſich zunächſt, ſeiner Phyſiognomie einen anſtändigen, harmlos freundlichen und in etwa ſogar liebenswürdi-

gen Ausdruck zu verleihen, worauf er ſich anſchickte, den Klingelzug zu ziehen. Kaum aber war er im Begriff, dies zu tun, da fiel ihm plötzlich noch rechtzeitig ein, daß es vielleicht doch beſſer wäre, erſt am nächſten Tage vorzuſprechen, und daß es ja heute gar nicht ſo notwendig ſei. Doch in dieſem Augenblick vernahm er Schritte auf der Treppe, und das bewirkte wiederum, daß er ſogleich ſeinen neuen Entſchluß aufgab und ſo, wie es kam und kommen ſollte, doch mit der entſchloſſenſten Miene, an der Tür Kreſtjan Iwanowitſchs die Klingel zog.

II.

Der Doktor der Medizin und Chirurgie, Kreſtjan Iwanowitſch Rutenſpitz, ein überaus geſunder, obſchon bejahrter Mann mit dichten, bereits ergrauenden Augenbrauen und ebenſolchem Backenbart, einem ausdrucksvollen, funkelnden Blick, mit dem allein er dem Anſcheine nach ſchon Krankheiten zu vertreiben vermochte, und, nicht zu vergeſſen, mit einem bedeutenden Orden, den er auch vormittags ſchon auf der Bruſt trug, ſaß an dieſem Morgen wie gewöhnlich in ſeinem Kabinett, bequem im Stuhl zurückgelehnt, trank den Kaffee, den ihm ſeine Frau perſönlich zu bringen pflegte, rauchte eine Zigarre und ſchrieb von Zeit zu Zeit Rezepte für ſeine Patienten. Nachdem er ſoeben ein ſolches für einen leidenden alten Herrn aufgeſchrieben und dieſen zur Tür geleitet hatte, ſetzte ſich Kreſtjan Iwanowitſch wieder in ſeinen Seſſel und erwartete den nächſten Leidenden. Herr Goljádkin trat ein.

Erſichtlich hatte Kreſtjan Iwanowitſch gerade dieſen Herrn nicht im geringſten erwartet — und wie es ſchien, wünſchte er auch gar nicht, ihn vor ſich zu ſehen, denn in ſeinem Geſicht machte ſich im erſten Augenblick eine gewiſſe Unruhe bemerkbar, die aber ſchon im nächſten Augenblick einem ſeltſamen, man kann wohl ſagen,

recht unzufriedenen Ausdruck wich. Da nun Herr Goljádkin seinerseits fast immer den Mut und gewissermaßen auch sich selbst verlor, sobald er jemanden in seinen eigenen kleinen Angelegenheiten anreden mußte, so geriet er auch diesmal beim ersten Satz, der bei ihm stets im wahren Sinn des Wortes der Stein des Anstoßes war, in nicht geringe Verwirrung, murmelte irgend etwas, das wohl so etwas wie eine Entschuldigung sein sollte, und da er nun entschieden nicht mehr wußte, was weiter tun, nahm er einen Stuhl und — setzte sich. Doch kaum war das geschehen, da fiel es ihm auch schon ein, daß er unaufgefordert Platz genommen hatte, errötete ob seiner Unhöflichkeit, und beeilte sich, um seinen Verstoß gegen den guten Ton möglichst ungeschehen zu machen, sogleich wieder aufzustehen. Leider kam er erst nach dieser „Tat" zur Besinnung und begriff trotz seiner etwas wirren Verfassung, daß er der ersten Dummheit nur eine zweite hatte folgen lassen, weshalb er sich schnell zur dritten entschloß, indem er irgend etwas wie zu seiner Rechtfertigung murmelte, dazu lächelte, verwirrt errötete, vielsagend verstummte und sich schließlich wieder hinsetzte, diesmal jedoch endgültig, worauf er sich auf alle Fälle mit einem gewissen herausfordernden Blick gleichsam sicherstellte, der die ungeheure Macht besaß, sämtliche Feinde Herrn Goljádkins im Geiste niederzuschmettern und zu vernichten. Ueberdies drückte besagter Blick die vollkommene Unabhängigkeit Herrn Goljádkins aus, d. h. er gab deutlich zu verstehen, daß Herr Goljádkin niemanden etwas anzugehen wünsche und daß er wie alle Menschen ein Mensch für sich sei.

Kreſtjan Iwanowitſch räuſperte ſich, huſtete — beides offenbar zum Zeichen ſeines Einverſtändniſſes und des Beifalls, den er dem gewählten Standpunkt zollte — und richtete ſeinen Inſpektorenblick fragend auf Herrn Goljádkin.

„Ich bin, wie Sie ſehen, Kreſtjan Iwanowitſch,“ begann Herr Goljádkin mit einem Lächeln, „bin gekommen, um Sie nochmals mit meinem Beſuch zu beläſtigen . . . wage es, Sie nochmals um Ihre Nachſicht zu bitten . . .“

Herrn Goljádkin fiel es offenbar ſchwer, ſich kurz und bündig auszudrücken.

„Hm . . . ja!“ äußerte ſich dazu Kreſtjan Iwanowitſch, indem er langſam den Rauch ausſtieß und die Zigarre auf den Tiſch legte, „aber Sie müſſen die Vorſchriften befolgen, anders geht es nicht! Ich habe Ihnen doch erklärt, daß Ihre Behandlung in einer Veränderung der Lebensweiſe beſtehen muß... Alſo etwa Zerſtreuungen, ſagen wir, etwa Beſuche bei Freunden . . . außerdem dürfen Sie auch der Flaſche nicht feind ſein . . . fröhliche Geſellſchaft ſollten Sie nicht meiden . . .“

Hier machte Herr Goljádkin, der immer noch lächelte, ſchnell die Bemerkung, daß er, wie er annehme, ganz ebenſo lebe, wie alle, daß er ſeine eigene Wohnung habe und dieſelben Zerſtreuungen, wie die anderen . . . daß er natürlich auch noch das Theater beſuchen könne, zumal er ja gleichfalls, ganz wie alle anderen, die Mittel dazu habe, daß er tagsüber im Amte ſei, abends aber bei ſich zu Hauſe... ja, er deutete flüchtig an, daß es ihm, wie ihm ſcheine, nicht ſchlechter

ginge als anderen, daß er, wie gesagt, seine eigene Wohnung habe, und auch noch den Petruschka. Hier stockte Herr Goljádkin plötzlich.

„Hm! nein, diese Lebensweise ist es nicht, aber ich wollte Sie etwas anderes fragen. Ich möchte ganz im allgemeinen nur wissen, ob Sie gern in munterer Gesellschaft sind, ob Sie die Zeit lustig verbringen . . . Nun, etwa, ob Sie jetzt ein melancholisches oder ein heiteres Leben führen?"

„Ich . . . Herr Doktor . . ."

„Hm! . . . ich sage Ihnen," unterbrach ihn der Doktor, „daß Sie ein von Grund aus verändertes Leben führen und in gewissem Sinne auch Ihren Charakter von Grund aus verändern müssen." — Krestjan Iwanowitsch betonte das „von Grund aus" ganz besonders, worauf er, um der größeren Wirkung willen, eine kleine Pause folgen ließ, nach der er eindringlich fortfuhr: „Sie dürfen der Geselligkeit nicht aus dem Wege gehen, Sie müssen das Theater und den Klub besuchen, und vor allem geistigen Getränken nicht abhold sein. Zu Hause zu sitzen, ist nicht ratsam . . . oder vielmehr — Sie dürfen überhaupt nicht zu Hause sitzen."

„Aber, Krestjan Iwanowitsch — ich liebe doch die Stille," wandte Herr Goljádkin ein, indem er den Doktor bedeutsam ansah und offenbar nach Worten suchte, die seine Gedanken am besten hätten ausdrücken können, „in meiner Wohnung sind nur ich und Petruschka . . . das heißt, mein Diener, Herr Doktor. Ich will damit sagen, Krestjan Iwanowitsch, daß ich meinen eigenen Weg gehe, und ganz für mich lebe, Herr

Doktor. Wirklich: ich lebe ganz für mich, und wie mir ſcheint, bin ich von niemandem abhängig. Gewiß: ich gehe zuweilen ſpazieren ..."

„Was? ... Ja, ſo! Nun, jetzt bereitet das Spazierengehen einem gerade kein Vergnügen: das Wetter iſt nicht danach."

„Ja, das allerdings nicht, Herr Doktor. Aber ſehen Sie, Kreſtjan Iwanowitſch, ich bin ein ſtiller Menſch, wie ich Ihnen bereits mitzuteilen, glaube ich, die Ehre hatte, und mein Weg führt mich nicht mit anderen zuſammen. Der allgemeine Lebensweg iſt breit, Kreſtjan Iwanowitſch ... Ich will ... ich will damit nur ſagen ... Entſchuldigen Sie, ich bin kein Meiſter in der Redekunſt, Kreſtjan Iwanowitſch ..."

„Hm! ... Sie ſagen ..."

„Ich ſage oder bitte vielmehr, mich zu entſchuldigen, Kreſtjan Iwanowitſch, da ich kein Meiſter in der Redekunſt bin," verſetzte Herr Godjádkin in halbwegs gekränktem Tone, doch merklich verwirrt und unſicher. „In dieſer Beziehung bin ich ... bin ich, wie geſagt, nicht ſo wie andere," fuhr er mit einem eigentümlichen Lächeln fort, „ich verſtehe nicht logiſch zu reden ... ebenſowenig wie der Rede Schönheit zu verleihen ... das habe ich nicht gelernt. Dafür aber, Kreſtjan Iwanowitſch, handle ich: ja, dafür handle ich, Kreſtjan Iwanowitſch."

„Hm! ... Wie denn ... wie handeln Sie denn?" forſchte Kreſtjan Iwanowitſch. Darauf folgte beiderſeitiges Schweigen. Der Arzt blickte etwas ſeltſam und mißtrauiſch Herrn Goljádkin an, der auch ſeinerſeits heimlich einen recht mißtrauiſchen Blick auf ihn warf.

„Ich ... ſehen Sie, Kreſtjan Iwanowitſch," fuhr Herr Goljádkin ſchließlich im ſelben Tone fort, ein wenig gereizt und zugleich verwundert über das Verhalten Kreſtjan Iwanowitſchs, „ich liebe, wie geſagt, die Ruhe und nicht die geſellſchaftliche Unruhe und den Lärm und alles das. Dort bei ihnen, ſage ich, in der großen Geſellſchaft, dort muß man verſtehen, das Parkett mit den Stiefeln zu polieren ..." — hierbei ſcharrte auch Herr Goljádkin leicht mit dem Fuß auf dem Fußboden —, „dort wird das verlangt, und auch Geiſt und Witz wird dort verlangt ... duftige Komplimente muß man dort zu ſagen verſtehen ... ſehen Sie, ſo etwas wird dort verlangt! Ich aber habe das alles nicht gelernt, ſehen Sie, alle dieſe Kniffe ſind mir fremd, ich habe keine Zeit gehabt, ſo etwas zu lernen. Ich bin ein einfacher Menſch, bin nicht erfinderiſch, es iſt auch nichts äußerlich Beſtechendes an mir. Damit ſtrecke ich die Waffen, Kreſtjan Iwanowitſch; ich ſtrecke ſie einfach, das heißt, ich lege ſie hin ... indem ich in dieſem Sinne rede."

Alles dies brachte unſer Held mit einer Miene vor, die deutlich zu erkennen gab, daß er es nicht im geringſten bedauere, daß er „in dieſem Sinne" die Waffen ſtrecke und „jene Kniffe" nicht gelernt habe, — vielmehr ganz im Gegenteil!

Kreſtjan Iwanowitſch ſah, während er zuhörte, mit einem ſehr unangenehmen Geſichtsausdruck zu Boden und ſchien ſchon einiges vorauszuſehen oder vielleicht auch nur zu ahnen.

Der langen Rede Herrn Goljádkins folgte ein ziemlich langes und bedeutſames Schweigen.

„Sie ſind, glaube ich, ein wenig vom Thema abgekommen," ſagte ſchließlich Kreſtjan Iwanowitſch halblaut, „ich habe Sie, offen geſagt, nicht ganz verſtanden."

„Ich bin, wie geſagt, kein Meiſter in der Redekunſt, Kreſtjan Iwanowitſch . . . ich hatte bereits die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich im Schönreden kein Meiſter bin," verſetzte Herr Goljádkin diesmal in ſcharfem und energiſchem Tone.

„Hm! . . ."

„Kreſtjan Iwanowitſch!" fuhr darauf unſer Held etwas ſtiller fort, doch mit einer vielſagenden Klangfarbe in ſeiner Stimme, die etwas feierlich anmutete, welchen Eindruck er dadurch noch verſtärkte, daß er nach jedem Satz eine kleine Kunſtpauſe machte. „Kreſtjan Iwanowitſch! als ich hier eintrat, begann ich mit Entſchuldigungen. Jetzt wiederhole ich es und bitte Sie nochmals um Nachſicht für eine kurze Zeit. Ich habe vor Ihnen, Kreſtjan Iwanowitſch, nichts zu verbergen. Ich bin ein kleiner Menſch, wie Sie wiſſen. Doch zu meinem Glück tut es mir nicht leid, daß ich ein kleiner Menſch bin. Sogar im Gegenteil, Kreſtjan Iwanowitſch: ich bin ſogar ſtolz darauf, daß ich kein großer, ſondern nur ein kleiner Menſch bin. Ich bin kein Ränkeſchmied, — und auch darauf bin ich ſtolz. Ich tue nichts heimlich und hinterrücks, ſondern offen und ohne alle Berechnung, und obſchon auch ich meinerſeits jemandem ſchaden könnte, und das ſogar ſehr, und obſchon ich ſogar weiß, wem und wie, das heißt, wem ich ſchaden könnte und wie das anzuſtellen wäre, ſo will ich mich mit ſolchen Sachen doch

nicht befaſſen und waſche lieber in dieſer Beziehung meine Hände in Unſchuld. Ja, in dieſer Beziehung waſche ich ſie, Kreſtjan Iwanowitſch — in dieſem Sinne!"

Herr Goljádkin verſtummte für einen Augenblick ſehr ausdrucksvoll. Er hatte mit beſcheidenem Stolz geſprochen.

„Ich pflege, wie ich Ihnen, Kreſtjan Iwanowitſch, bereits ſagte," fuhr er fort, „ich pflege offen, ohne Umſchweife und Umwege vorzugehen: ich verachte Umwege und überlaſſe ſie anderen. Ich bemühe mich nicht, jene zu erniedrigen, die vielleicht reiner ſind als wir beide . . . das heißt, ich wollte ſagen, als unſereiner, Kreſtjan Iwanowitſch, als unſereiner, und nicht, als wir beide. Ich liebe keine halben Worte, elende Heuchelei und Falſchheit mag ich nicht, Verleumdung und Klatſch verachte ich. Eine Maske trage ich nur, wenn ich mich maskiere, gehe aber nicht tagtäglich mit einer ſolchen unter die Menſchen. Jetzt frage ich Sie nur, Kreſtjan Iwanowitſch, wie Sie ſich an Ihrem Feinde rächen würden, an Ihrem ärgſten Feinde — an dem, den Sie für einen ſolchen hielten?" ſchloß Herr Goljádkin plötzlich mit einem herausfordernden Blick auf Kreſtjan Iwanowitſch.

Herr Goljádkin hatte zwar jedes Wort ſo deutlich ausgeſprochen, wie man es deutlicher nicht hätte ausſprechen können: ruhig, klar, verſtändlich und mit Ueberzeugung, indem er von vornherein des größten Eindrucks gewiß war — doch blickte er jetzt nichtsdeſtoweniger mit Unruhe, mit großer Unruhe, ſogar mit äußerſt großer Unruhe Kreſtjan Iwanowitſch an. Der

ganze Menſch war nur noch Blick und erwartete faſt ſchüchtern in peinigender Ungeduld die Antwort Kreſtjan Iwanowitſchs. Doch wer beſchreibt die Verwunderung und Ueberraſchung Herrn Goljádkins, als er ſehen mußte, daß Kreſtjan Iwanowitſch ſtatt deſſen nur etwas in den Bart murmelte, dann ſeinen Stuhl näher an den Tiſch rückte und endlich ziemlich trocken, doch noch ganz höflich erklärte, daß ſeine Zeit ſehr knapp bemeſſen ſei und er ihn nicht ganz verſtehe: übrigens ſei er ja gern bereit, zu tun, was in ſeinen Kräften ſtünde, doch alles übrige, was nicht zur Sache gehöre, gehe ihn nichts an. Damit griff er zur Feder, nahm ein Blatt Papier, ſchnitt einen Zettel für das Rezept zurecht und ſagte, daß er ſogleich aufſchreiben werde, was nottue.

„Nein, es tut nichts not, Kreſtjan Iwanowitſch! Nein, wirklich, glauben Sie mir, es tut hier gar nichts not!“ verſicherte Herr Goljádkin, der plötzlich vom Stuhl aufſtand und Kreſtjan Iwanowitſchs rechte Hand ergriff. „Nein, Kreſtjan Iwanowitſch, hier tut gar nichts not . . .“

Doch während er das noch ſprach, ging bereits eine ſeltſame Veränderung in ihm vor. Seine grauen Augen blitzten eigentümlich, ſeine Lippen bebten und alle Muskeln ſeines Geſichts begannen zu zucken und ſich zu bewegen. Er erzitterte am ganzen Körper. Nachdem er im erſten Augenblick Kreſtjan Iwanowitſchs Hand erfaßt und feſtgehalten hatte, ſtand er jetzt unbeweglich, als traue er ſich ſelbſt nicht und erwarte eine Eingebung, die ihm ſagte, was er nun weiter tun ſolle.

Doch da geſchah etwas ganz Unerwartetes.

Kreſtjan Iwanowitſch ſaß zunächſt etwas verdutzt

auf ſeinem Platz und ſah Herrn Goljádkin ſprachlos mit großen Augen an, ganz wie jener auch ihn anſah. Dann ſtand er langſam auf und faßte Herrn Goljádkin am Rockaufſchlag. So ſtanden ſie eine ganze Weile regungslos, ohne einen Blick voneinander abzuwenden. Goljádkins Lippen und Kinn begannen zu zittern, und plötzlich brach unſer Held in Tränen aus. Schluchzend, ſchluckend nickte er mit dem Kopf, ſchlug ſich mit der Hand vor die Bruſt und erfaßte mit der linken Hand gleichfalls den Rockaufſchlag Kreſtjan Iwanowitſchs: er wollte irgend etwas ſprechen, erklären, vermochte aber kein Wort hervorzubringen. Da beſann ſich Kreſtjan Iwanowitſch, ſchüttelte ſeine Verwunderung ab und nahm ſich zuſammen.

„Beruhigen Sie ſich, regen Sie ſich nicht auf, ſetzen Sie ſich!“ ſagte er, und verſuchte, ihn auf den Stuhl zu drücken.

„Ich habe Feinde, Kreſtjan Iwanowitſch, ich habe Feinde . . . ich habe gehäſſige Feinde, die ſich verſchworen haben, mich zugrunde zu richten . . .“ beteuerte Herr Goljádkin, ángſtlich flüſternd.

„Oh, das wird nicht ſo ſchlimm ſein mit Ihren Feinden! Denken Sie nicht an ſo etwas! Das iſt ganz überflüſſig. Setzen Sie ſich, ſetzen Sie ſich nur ruhig hin,“ fuhr Kreſtjan Iwanowitſch fort, und es gelang ihm auch, Herr Goljádkin zum Sitzen zu bringen: er ſetzte ſich endlich, verwandte aber keinen Blick von Kreſtjan Iwanowitſch. Dieſem ſchien das jedoch nicht zu behagen: er wandte ſich bald von ihm fort und begann, in ſeinem Kabinett auf und ab zu ſchreiten. Sie ſchwiegen beide eine lange Zeit.

„Ich danke Ihnen, Kreſtjan Iwanowitſch," brach endlich Herr Goljádkin das Schweigen, indem er ſich mit gekränkter Miene vom Stuhl erhob, „ich bin Ihnen ſehr dankbar und weiß es zu ſchätzen, was Sie für mich getan haben. Ich werde Ihre Freundlichkeit bis zum Tode nicht vergeſſen."

„Schon gut! Bleiben Sie nur ſitzen!" antwortete Kreſtjan Iwanowitſch in ziemlich ſtrengem Tone auf den Ausfall Herrn Goljádkins, den er hierdurch zum zweitenmal zum Sitzen brachte.

„Nun, was haben Sie denn? Erzählen Sie mir doch, was Sie dort Unangenehmes vorhaben," fuhr Kreſtjan Iwanowitſch fort, „und was ſind denn das für Feinde, von denen Sie ſprachen? Um was handelt es ſich denn, erzählen Sie mir doch!"

„Nein, Kreſtjan Iwanowitſch, davon wollen wir jetzt lieber nicht reden," lenkte Herr Goljádkin geſenkten Blickes ab, „das wollen wir vorläufig bleiben laſſen . . . bis zu einer gelegeneren Zeit . . . bis zu einer beſſeren Zeit, Kreſtjan Iwanowitſch, bis zu einer bequemeren Zeit, wenn alles bereits zutage getreten, die Maske von gewiſſen Geſichtern abgeriſſen und dann, wie geſagt, gar manches aufgedeckt ſein wird. Jetzt aber — das heißt vorläufig... und nach dem, was hier vorgefallen iſt . . . werden Sie doch ſelbſt zugeben, Kreſtjan Iwanowitſch . . . Geſtatten Sie, Ihnen einen Guten Morgen zu wünſchen." — Und damit griff Herr Goljádkin plötzlich entſchloſſen nach ſeinem Hut.

„Tja, nun . . . wie Sie wollen . . . hm . . ."

Es folgte ein kurzes Schweigen.

„Ich meinerſeits, das wiſſen Sie, würde ja gern tun, was in meinen Kräften ſteht ... und ich wünſche Ihnen von Herzen alles Gute ..."

„Ich verſtehe Sie, Kreſtjan Iwanowitſch, ich verſtehe Sie: ich verſtehe Sie jetzt vollkommen. Jedenfalls bitte ich um Entſchuldigung, daß ich Sie beläſtigt habe."

„Hm ... nein, ich wollte Ihnen nicht das ſagen. Uebrigens — wie Sie wollen. Was die Medikamente betrifft, ſo können Sie fortfahren, dieſelben zu nehmen ..."

„Das werde ich, wie Sie ſagen, Kreſtjan Iwanowitſch, das werde ich, — dieſelben Medikamente und aus derſelben Apotheke ... Heutzutage iſt Apotheker ſein ſchon eine große Sache, Kreſtjan Iwanowitſch ..."

„Was? In welch einem Sinne wollen Sie das geſagt haben?"

„In einem ganz gewöhnlichen Sinne, Kreſtjan Iwanowitſch. Ich will nur ſagen, daß die Welt heutzutage ſo iſt ..."

„Hm ..."

„Und daß jetzt ein jeder Bengel, nicht nur ein Apothekerbengel, vor einem anſtändigen Menſchen die Naſe hoch trägt."

„Hm! Wie meinen Sie denn das?"

„Ich rede von einem beſtimmten Menſchen, Kreſtjan Iwanowitſch ... von unſerem gemeinſamen Bekannten ... ſagen wir zum Beiſpiel — nun, meinetwegen von Wladimir Sſemjonowitſch ..."

„Ah! ..."

„Ja, Kreſtjan Iwanowitſch: auch ich kenne einige Menſchen, denen an der öffentlichen Meinung nicht gar ſo viel gelegen iſt, um nicht mitunter die Wahrheit zu ſagen.“

„Ah! . . . Und wie denn das?“

„Ja ſo. Doch das iſt nebenſächlich! Ich meine nur: ſie verſtehen zuweilen, ſo ein Bonbon mit Füllung zu verabreichen.“

„Was? . . . Was zu verabreichen?“

„Ein Bonbon mit Füllung, Kreſtjan Iwanowitſch: das iſt ſo eine ruſſiſche Redensart. Sie verſtehen zum Beiſpiel, zur rechten Zeit jemandem zu gratulieren, — es gibt ſolche Leute, Kreſtjan Iwanowitſch.“

„Zu gratulieren, ſagen Sie?“

„Zu gratulieren, Kreſtjan Iwanowitſch, wie es vor einigen Tagen einer meiner näheren Bekannten tat! . .“

„Einer Ihrer näheren Bekannten . . . hm! ja aber wie denn das?“ forſchte Kreſtjan Iwanowitſch, der Herrn Goljádkin jetzt aufmerkſam beobachtete.

„Ja, einer meiner näheren Bekannten gratulierte einem anderen gleichfalls ſehr nahen Bekannten und ſogar Freunde zum Aſſeſſor, zu dem er neuerdings ernannt worden war. Und da ſagte er denn wörtlich: ‚Freue mich aufrichtig, Wladimir Sſemjonowitſch, Ihnen zum Aſſeſſor gratulieren zu können, empfangen Sie meinen a u f r i c h t i g e n Glückwunſch. Ich freue mich um ſo mehr über dieſen Fall, als es heutzutage bekanntlich keine Klatſchbaſen mehr gibt‘.“ — Und Herr Goljádkin nickte liſtig mit dem Kopf und blickte blinzelnd zu Kreſtjan Iwanowitſch hinüber . . .

„Hm. Geſagt hat das alſo . . .“

„Geſagt, gewiß geſagt, Kreſtjan Iwanowitſch, und indem er es ſagte, blickte er noch zu Andrej Philippowitſch hinüber, der nämlich der Onkel unſeres Neſthäkchens Wladimir Sſemjonowitſch iſt. Aber was geht das mich an, daß er zum Aſſeſſor aufrückte? Was ſchert das mich? Nur — ſehen Sie, er will doch heiraten, er, dem die Lippen noch nicht trocken von der Kindermilch geworden ſind. Das ſagte ich ihm denn auch. Ganz einfach ſagte ich es ihm. Doch — jetzt habe ich Ihnen wirklich alles erzählt. Geſtatten Sie daher, daß ich aufbreche und mich entferne."

„Hm . . ."

„Ja, Kreſtjan Iwanowitſch, erlauben Sie mir jetzt, wiederhole ich, mich zu entfernen. Doch hier — um gleich zwei Sperlinge mit einem Stein zu treffen — nachdem ich den Jüngling mit den Klatſchbaſen ſo aufs Trockene geſetzt hatte, wandte ich mich an Klara Olſſuphjewna — die ganze Sache ſpielte ſich vorgeſtern bei Olſſuph Iwanowitſch ab —, ſie aber hatte gerade eine gefühlvolle Romanze geſungen, — da ſagte ich ihr ungefähr: ‚Ja, eine gefühlvolle Romanze haben Sie geſungen, nur hört man Ihnen nicht reinen Herzens zu.' Und damit ſpielte ich, verſtehen Sie, ſpielte ich deutlich darauf an, daß man eigentlich nicht — ſie im Auge hat, ſondern weiter blickt . . ."

„Ah! Nun und was tat er?"

„Er biß in die Zitrone, Kreſtjan Iwanowitſch, wie man zu ſagen pflegt, ſogar ohne die Miene zu verziehen."

„Hm . . ."

„Ja, Kreſtjan Iwanowitſch. Auch dem Alten ſagte

ich ungefähr: ‚Olſſuph Iwanowitſch, ich weiß, was ich Ihnen ſchuldig bin,‘ ſagte ich, ‚ich weiß die Wohltaten, die Sie mir faſt von Kindesbeinen an erwieſen haben, zu ſchätzen. Aber öffnen Sie jetzt die Augen, Olſſuph Iwanowitſch,‘ ſagte ich. ‚Schauen Sie mit offenen Augen um ſich. Ich ſelbſt gehe offen und ehrlich vor, Olſſuph Iwanowitſch.‘“

„Ah, alſo ſo!“

„Ja, Kreſtjan Iwanowitſch, ſo iſt es . . .“

„Nun, und er?“

„Ja, was ſollte er, Kreſtjan Iwanowitſch? Brummte da etwas: dies und jenes, ich kenne dich, Se. Exzellenz ſei ein guter Menſch — und ſo weiter, und ſo weiter — verbreitete ſich ausführlich darüber . . . Aber was hilft das! Er iſt eben, wie man ſagt, ſchon etwas altersſchwach geworden.“

„Hm! Alſo ſo ſteht es jetzt!“

„Ja, Kreſtjan Iwanowitſch. Und alle ſind wir doch ſo — was rede ich vom Alten! — Der iſt wohl ſchon mit einem Bein im Grabe, wie man zu ſagen pflegt. Es braucht da nur irgendeine Weiberklatſchgeſchichte in Umlauf gebracht zu werden, ſo iſt auch er gleich mit beiden Ohren dabei. Anders geht es nicht . . .“

„Klatſchgeſchichten, ſagen Sie?“

„Ja, Kreſtjan Iwanowitſch, ſie haben eine Klatſchgeſchichte in Umlauf gebracht. Beteiligt haben ſich daran außer anderen unſer Bär und deſſen Neffe, unſer Neſthäkchen: Erſt haben ſie ſich mit alten Weibern zuſammengetan und dann die Sache ausgeheckt. Was glauben Sie wohl, was ſie erſonnen haben — um einen Menſchen zu töten?“

„Zu töten?"

„Ja, Kreſtjan Iwanowitſch, um einen Menſchen zu töten, um ihn moraliſch zu töten. Sie haben das Gerücht verbreitet . . . ich rede immer von einem nahen Bekannten . . ."

Kreſtjan Iwanowitſch nickte mit dem Kopf.

„Sie haben über ihn das Gerücht verbreitet . . . Offen geſtanden, Kreſtjan Iwanowitſch, ich ſchäme mich faſt, ſo etwas nur auszuſprechen!"

„Hm . . ."

„Das Gerücht verbreitet, ſage ich, daß er ſich bereits ſchriftlich verpflichtet habe, zu heiraten: daß er bereits der Bräutigam einer anderen ſei . . . Und was glauben Sie wohl, Kreſtjan Iwanowitſch, der Bräutigam weſſen?"

„Nun?"

„Der Bräutigam einer Köchin, einer Deutſchen, die ihn beköſtigt: und anſtatt ſeine Schuld für das Eſſen zu bezahlen, habe er um ihre Hand angehalten!"

„Das haben ſie alſo verbreitet?"

„Können Sie es glauben, Kreſtjan Iwanowitſch? Eine Deutſche, eine gemeine, ſchamloſe, unverſchämte Perſon, die Karolina Iwanowna heißt, wenn Sie es wiſſen wollen . . ."

„Ich geſtehe, daß ich meinerſeits . . ."

„Ich verſtehe, Kreſtjan Iwanowitſch, ich verſtehe Sie, und fühle auch meinerſeits . . ."

„Sagen Sie, bitte, wo wohnen Sie jetzt?"

„Wo ich jetzt wohne, fragen Sie?"

„Ja . . . ich will . . . Sie lebten doch früher, glaube ich . . ."

„Gewiß, Kreſtjan Iwanowitſch, gewiß lebte ich, gewiß lebte ich auch früher, wie ſollte ich nicht!“ unterbrach ihn ſchnell Herr Goljádkin mit einem leiſen Lachen, nachdem er mit ſeiner Antwort Kreſtjan Iwanowitſch ein wenig ſtutzig gemacht hatte.

„Nein, Sie haben mich falſch verſtanden; ich wollte meinerſeits . . .“

„Ich wollte gleichfalls, Kreſtjan Iwanowitſch, ich wollte gleichfalls meinerſeits!“ fuhr Herr Goljádkin lachend fort. „Aber ich, verzeihen Sie, Kreſtjan Iwanowitſch, ich halte Sie ja ſchon unverantwortlich lange auf. Sie werden mir, hoffe ich, jetzt geſtatten . . . Ihnen einen Guten Morgen zu wünſchen . . .“

„Hm . . .“

„Ja, Kreſtjan Iwanowitſch, ich verſtehe Sie, ich verſtehe Sie jetzt vollkommen,“ verſetzte unſer Held ein wenig geziert. „Alſo, wie geſagt, geſtatten Sie, Ihnen einen Guten Morgen zu wünſchen . . .“

Damit verbeugte ſich unſer Held und verließ das Zimmer, begleitet von den Blicken Kreſtjan Iwanowitſchs, der ihm in höchſter Verwunderung nachſah.

Während Herr Goljádkin die Treppe hinabſtieg, ſchmunzelte er und rieb ſich froh die Hände. Draußen angelangt, atmete er tief die friſche Luft ein, und da er ſich jetzt wieder frei fühlte, war er faſt bereit, ſich für den glücklichſten Sterblichen zu halten, mit welchen Gefühlen er ſchon den Weg zu ſeinem Departement einſchlagen wollte, — als plötzlich eine Equipage ratternd vorfuhr und vor dem Portal hielt: er ſtarrte ſie zunächſt unverſtändlich an, doch plötzlich fiel ihm alles

wieder ein. Petruſchka riß bereits den Wagenſchlag auf.

Ein ſeltſames und höchſt unangenehmes Gefühl erfaßte den ganzen Herrn Goljádkin. Für einen Augenblick ſchien er wieder zu erröten. Wie ein Stich traf es ihn.

Im Begriff, den Fuß auf den Wagentritt zu ſetzen, wandte er ſich plötzlich um und ſah hinauf zu den Fenſtern Kreſtjan Iwanowitſchs. Richtig! Dort ſtand Kreſtjan Iwanowitſch am Fenſter, ſtrich ſich mit der Rechten ſeinen Backenbart und blickte neugierig und aufmerkſam unſerem Helden nach.

„Dieſer Doktor iſt dumm," dachte Herr Goljádkin, indem er einſtieg, „äußerſt dumm. Es iſt ja möglich, daß er ſeine Kranken ganz gut kuriert, aber immerhin . . . er ſelbſt iſt unglaublich dumm."

Herr Goljádkin ſetzte ſich, Petruſchka rief: „Fahr zu!" und die Equipage rollte davon, wieder geradeaus zum Newskij Proſpekt.

III.

Als ſie wieder auf dem Newskij Proſpekt angelangt waren, ließ Herr Goljádkin vor dem Goſtinnyj Dworr*) halten, ſtieg aus, trat in Begleitung Petruſchkas ſchnell unter die Arkaden und begab ſich unverzüglich zum Juwelierladen. Schon an der Miene Herrn Goljádkins konnte man erkennen, daß er an dieſem Morgen unendlich viele Gänge vorhatte. Nachdem er bei dem Juwelier ein ganzes Teebeſteck zum Preiſe von tauſendfünfhundert Rubeln, ein Zigarettenetui von ſehr origineller Form und ein vollſtändiges Raſierzeug in Silber, ferner noch dies und jenes, kleine, nette und auch nützliche Sächelchen ausgeſucht und von allen dieſen Dingen im Preiſe mehr oder weniger abgehandelt hatte, ſchloß er ſeinen Kauf damit, daß er ſich an den Juwelier wandte und verſprach, am nächſten Tage wiederzukommen oder vielleicht auch noch an dieſem ſelben Tage die Sachen abholen zu laſſen. Er notierte ſich die Nummer des Juwelierladens, hörte höflich den Juwelier an, dem es ſehr um eine „kleine Anzahlung" zu tun war, verſprach auch eine ſolche, verabſchiedete ſich von dem etwas betreten dreinſchauenden

*) Große Kaufhalle in Petersburg. E. K. R.

Manne, als wäre nichts geſchehen, worauf er unter den Arkaden weiterging, begleitet von einem ganzen Schwarm von Straßenhändlern, die alle etwas feilboten, und begab ſich, immer gefolgt von Petruſchka, nach dem er ſich übrigens fortwährend umſah, in einen anderen Laden. Unterwegs trat er auch noch in eine Wechſelbude und wechſelte ſeine ſämtlichen größeren Geldſcheine gegen kleinere ein, obgleich er dabei verlor — doch wurde ſeine Brieftaſche dadurch bedeutend dicker, was Herrn Goljádkin augenſcheinlich ſehr angenehm war. Dann ſuchte er einen anderen Laden auf, in dem er, wieder für eine anſehnliche Summe, Damenſtoffe auswählte. Auch hier verſprach er dem Kaufmann, am nächſten Tage wiederzukommen, notierte ſich die Nummer des Geſchäfts, und auf die Frage nach der Anzahlung verſprach er, ſie ſchon rechtzeitig zu leiſten. Darauf trat er noch in verſchiedene andere Läden ein, wählte aus, handelte, ſtritt oft lange mit den Verkäufern, ging ſogar zwei- bis dreimal fort, um dann doch zurückzukehren, — kurz, er entfaltete eine ungeheure Tätigkeit. Vom Goſtinnyj Dworr begab ſich unſer Held nach einem bekannten Möbelmagazin, wo er Möbel für ſechs Zimmer beſtellte. Er begutachtete auch noch verſchiedene Modeartikel, verſicherte dem betreffenden Kaufmann, daß er unbedingt noch an dieſem Tage nach den Sachen ſchicken werde, und verließ das Geſchäft wieder mit dem Verſprechen, einen Teil anzuzahlen. Und ſo beſuchte er noch ein paar andere Handlungen, in denen ſich dasſelbe wiederholte. Mit einem Wort, das Ende ſeiner Beſorgungen war gar nicht abzuſehen. Endlich aber ſchien dieſe Art von Be-

ſchäftigung Herrn Goljádkin ſelbſt langweilig zu werden. Ja, plötzlich ſtellten ſich bei ihm, Gott weiß weshalb, Gewiſſensbiſſe ein. Um keinen Preis würde er eingewilligt haben, wenn ihm jemand den Vorſchlag gemacht hätte, ihm jetzt z. B. Andrej Philippowitſch in den Weg zu führen, oder auch nur Kreſtjan Iwanowitſch. Endlich ſchlug die Uhr vom Rathausturm drei und nun ſetzte ſich Herr Goljádkin endgültig in ſeine Equipage, d. h. er gab alle weiteren Einkäufe auf. Aus denen, die er bereits gemacht, befanden ſich wirklich in ſeinem Beſitz nur ein Paar Handſchuhe und ein Fläſchchen Parfüm, das er für einen Rubel fünfundfünfzig Kopeken erſtanden hatte. Da drei Uhr nachmittags immerhin noch ziemlich früh für ihn war, ſo ließ er ſich zu einem bekannten Reſtaurant am Newskij fahren, das er ſelbſt freilich nur vom Hörenſagen kannte, ſtieg aus und trat ein, um einen kleinen Imbiß zu nehmen, ſich etwas zu erholen und ſo die Zeit bis zur beſtimmten Stunde zu verbringen.

Er aß nur ein belegtes Brötchen, alſo wie einer, dem ein reiches Diner bevorſteht, d. h. er aß nur, um ſich, wie man zu ſagen pflegt, gegen Magenknurren zu ſichern, kippte auch nur ein einziges Gläschen dazu, ſetzte ſich dann in einen der bequemen Seſſel und nahm nach einem etwas unſicheren Blick auf ſeine Umgebung ein Zeitungsblatt zur Hand. Er las zwei Zeilen, ſtand dann wieder auf, blickte in den Spiegel, rückte an ſeinen Kleidern, ſtrich ſich über das Haar; trat darauf zum Fenſter und ſah, daß ſeine Equipage noch dort ſtand ... kehrte dann wieder zu ſeinem Seſſel zurück, griff wieder nach der Zeitung ... Kurz, man ſah es

ihm an, daß er aufgeregt und ungeduldig zugleich war. Er ſah nach der Uhr, ſah, daß es erſt ein Viertel nach drei war und daß er folglich noch ziemlich lange zu warten habe, ſagte ſich gleichzeitig, daß es nicht angehe, ſo lange hier zu ſitzen, ohne etwas zu genießen, und beſtellte eine Taſſe Schokolade, nach der er im Augenblick gar kein Verlangen verſpürte. Als er dann die Schokolade ausgetrunken und zugleich feſtgeſtellt hatte, daß die Zeit ein wenig vorgerückt war, brach er auf, ging zur Kaſſe und wollte bezahlen. Plötzlich ſchlug ihn jemand auf die Schulter.

Er ſah ſich um und erblickte zwei ſeiner Kollegen — dieſelben, denen er am Morgen an der Straßenecke begegnet war, — zwei junge Leute, die ihm ſowohl an Jahren wie an Rang bedeutend nachſtanden, und mit denen unſer Held weder beſonders befreundet, noch offen verfeindet war. Selbſtverſtändlich wurde von beiden Seiten eine gewiſſe Stellung und Haltung gewahrt, doch an ein Sichnähertreten hatte noch niemals jemand von ihnen gedacht. Jedenfalls war dieſe überraſchende Begegnung hier im Reſtaurant Herrn Goljádkin äußerſt unangenehm.

„Jakoff Petrowitſch, Jakoff Petrowitſch!“ riefen beide wie aus einem Munde, „Sie hier? — aber was in aller Welt ...“

„Ah, Sie ſind es, meine Herren!“ unterbrach ſie Herr Goljádkin etwas verwirrt und verletzt durch die Verwunderung der jungen, dem Range nach unter ihm ſtehenden Beamten. Innerlich war er faſt empört über ihren ungenierten Ton, ſpielte aber äußerlich — übrigens notgedrungen — den Harmloſen und bemühte

ſich tapfer, ſeinen Mann zu ſtellen. „Alſo deſertiert, meine Herren, hehehe! ...“ Und um ſeine Ueberlegenheit dieſer Kanzleijugend gegenüber zu bewahren, mit der er ſich ſonſt nie eingelaſſen hatte, wollte er einem von ihnen gönnerhaft auf die Schulter klopfen; zum Unglück aber mißriet ſeine Herablaſſung gänzlich und aus der jovial herablaſſend gedachten Geſte wurde etwas ganz anderes.

„Nun, und was macht denn unſer Bär, — der ſitzt wohl noch? ...“

„Wer das? Wen meinen Sie?

„Mit dem Bären? Als ob Sie nicht wüßten, wen wir den Bären nennen? ...“ Herr Goljádkin wandte ſich lachend wieder zur Kaſſe, um das zurückgegebene Geld in Empfang zu nehmen. „Ich rede von Andrej Philippowitſch, meine Herren,“ fuhr er fort, ſich wieder ihnen zuwendend, doch jetzt mit ſehr ernſtem Geſicht. Die beiden jungen Beamten tauſchten untereinander einen Blick aus.

„Der ſitzt natürlich noch, hat ſich aber nach Ihnen erkundigt, Jakoff Petrowitſch,“ antwortete einer von ihnen.

„Alſo er ſitzt noch, ah! In dem Fall — laſſen wir ihn ſitzen, meine Herren. Und er hat ſich nach mir erkundigt, ſagen Sie?“

„Ja, ausdrücklich, Jakoff Petrowitſch. Aber was iſt denn heute mit Ihnen los?! Parfümiert, geſchniegelt und geſtriegelt, — Sie ſind ja ein ganzer Stutzer geworden?! ...“

„Ja, meine Herren, wie Sie ſehen.“ — Herr Goljádkin blickte zur Seite und lächelte gezwungen. Als

die anderen ſein Lächeln bemerkten, brachen ſie in lautes Lachen aus. Herr Goljádkin fühlte ſich gekränkt und ſetzte eine hochmütige Miene auf.

„Ich will Ihnen etwas ſagen, meine Herren," begann unſer Held nach kurzem Schweigen, als habe er ſich entſchloſſen — „mochte es denn ſo ſein!" — ſie über etwas Wichtiges aufzuklären. „Sie, meine Herren, kennen mich alle, doch bisher haben Sie mich nur von der einen Seite gekannt. Einen Vorwurf kann man deshalb niemandem machen, zum Teil, das gebe ich ſelbſt zu, war es meine eigene Schuld."

Herr Goljádkin preßte die Lippen zuſammen und ſah die beiden bedeutſam an. Jene tauſchten wieder einen Blick aus.

„Bisher, meine Herren, haben Sie mich nicht gekannt. Es iſt hier weder der richtige Ort noch die richtige Zeit zu ausführlichen Erklärungen. Deshalb will ich Ihnen nur ein paar kurze Worte ſagen. Es gibt Menſchen, meine Herren, die Umwege und Schliche nicht lieben, und die ſich wirklich nur zum Maskenball maskieren. Es gibt Menſchen, die in der Geſchicklichkeit, das Parkett mit den Stiefeln zu polieren, nicht den einzigen Lebenszweck und die Beſtimmung der Menſchheit ſehen. Es gibt auch ſolche Menſchen, meine Herren, die ſich nicht für reſtlos glücklich und ihr Leben ſchon für ausgefüllt halten, wenn zum Beiſpiel das Beinkleid ihnen gut ſitzt. Und es gibt ſchließlich auch Menſchen, die ſich nicht gern ohne jeden Grund ducken und müßigerweiſe ſcharwenzeln, ſich einſchmeicheln und den Leuten um den Mund reden, und die, was die Hauptſache iſt, meine Herren, ihre Naſe nicht dorthin

ſtecken, wohin man Sie die Naſe zu ſtecken nicht gebeten hat . . . So, meine Herren, jetzt habe ich alles geſagt — erlauben Sie mir daher, mich Ihnen zu empfehlen . . ."

Herr Goljádkin ſtockte. Da die beiden jungen Beamten in ihrer Wißbegier jetzt vollkommen befriedigt waren, brachen ſie höchſt unhöflich in ſchallendes Gelächter aus.

Herr Goljádkin wurde feuerrot vor Empörung.

„Lachen Sie nur, meine Herren, lachen Sie nur — vorläufig! Leben Sie erſt etwas länger in der Welt, dann werden Sie ſchon ſehen!" ſagte er mit gekränkter Würde, nahm ſeinen Hut und ging bereits zur Tür.

„Doch eins will ich Ihnen noch ſagen, meine Herren," fuhr er fort, ſich zum letztenmal zu den beiden Herren zurückwendend, „wir ſind jetzt hier gewiſſermaßen unter vier Augen. Alſo vernehmen Sie meine Grundſätze, meine Herren: mißlingt es, ſo werde ich mich trotzdem zuſammennehmen — gelingt es aber, ſo habe ich geſiegt, doch in keinem Fall will ich die Stellung eines anderen untergraben. Ich bin kein Ränkeſchmied, und bin ſtolz darauf, daß ich es nicht bin. Zum Diplomaten würde ich nicht taugen. Man ſagt, meine Herren, daß der Vogel von ſelbſt auf den Jäger fliege. Das iſt wahr, ich geb es zu: doch wer iſt hier der Jäger, und wer der Vogel? Das iſt die Frage, meine Herren!"

Herr Goljádkin verſtummte beredt und mit dem vielſagendſten Geſichtsausdruck, d. h. indem er die Brauen hochzog und die Lippen zuſammenpreßte, bei-

des bis zur äußerſten Möglichkeit — verbeugte ſich und trat hinaus, die anderen in höchſter Verwunderung zurücklaſſend.

„Wohin jetzt?“ fragte Petruſchka ziemlich unwirſch, da es ihn offenbar ſchon langweilte, in der Kälte zu warten und ſich von Ort zu Ort ſchleppen zu laſſen. „Wohin befehlen?“ fragte er kleinlauter, als er den fürchterlichen, alles vernichtenden Blick auffing, mit dem unſer Held ſich an dieſem Morgen ſchon zweimal verſehen hatte und mit dem er ſich jetzt beim Verlaſſen des Reſtaurants zum drittenmal waffnete.

„Zur Ismailoffbrücke.“

„Zur Ismailoffbrücke!“ rief Petruſchka dem Kutſcher zu.

„Das Diner iſt bei ihnen erſt nach vier angeſagt, oder ſogar erſt um fünf,“ dachte Herr Goljádkin, „wird es jetzt nicht noch zu früh ſein? Uebrigens kann ich ja ganz gut auch etwas früher erſcheinen. Außerdem iſt es nur ein Familiendiner. Da kann man alſo ganz sans façon . . . wie feine Leute zu ſagen pflegen. — Weshalb ſollte ich denn nicht sans façon erſcheinen können? Unſer Bär ſagte ja auch, daß alles ganz sans façon ſein werde, da kann doch auch ich . . .“

So dachte Herr Goljádkin, doch deſſen ungeachtet wuchs ſeine Aufregung und wurde mit jedem Augenblick größer. Man merkte es ihm an, daß er ſich zu etwas äußerſt Mühevollem — um nicht mehr zu ſagen — vorbereitete: er flüſterte leiſe vor ſich hin, geſtikulierte mit der rechten Hand, blickte in einem fort zu den Fenſtern hinaus, kurz, man hätte wahrlich alles eher vermuten können, als daß er ſich zu einer guten Mahl-

zeit begab, die noch dazu „im Familienkreiſe“ eingenommen werden ſollte, ganz sans façon, wie feine Leute zu ſagen pflegen. Kurz vor der Ismailoffbrücke wies Herr Goljádkin dem Kutſcher das Haus, zu dem er ihn fahren ſollte. Die Equipage rollte wieder mit ohrenbetäubendem Getöſe unter den Torbogen und weiter auf den Hof, wo ſie vor dem Portal des rechten Flügels hielt. Im ſelben Augenblick bemerkte Herr Goljádkin an einem Fenſter des zweiten Stockwerkes eine junge Dame, der er, kaum daß er ſie erblickt, eine Kußhand zuwarf. Uebrigens wußte er ſelbſt nicht, was er tat, zumal er in dieſer Minute entſchieden mehr tot als lebendig war. Beim Ausſteigen war er bleich und unſicher. Er trat ein, nahm den Hut ab, rückte mechaniſch an ſeinen Kleidern und begann — mit einem ſonderbaren Schwächegefühl in den Knien: es war, als zitterten ſie — die Treppe hinaufzuſteigen.

„Olſſuph Iwanowitſch?“ fragte er den Bedienten, der ihm die Tür öffnete.

„Zu Haus . . . das heißt nein, der Herr ſind nicht zu Haus.“

„Wie? Was ſagſt du, mein Lieber? Ich — ich bin eingeladen, mein Beſter. Du kennſt mich doch?“

„Wie denn nicht! Aber ich habe Befehl, den Herrn nicht zu empfangen.“

„Wie . . . mein Beſter . . . du irrſt dich gewiß. Ich bin es. Und ich bin doch eingeladen, ich . . . ich komme zum Diner, mein Beſter,“ ſagte Herr Goljádkin und warf ſchnell ſeinen Paletot ab, in der deutlichen Abſicht, ſogleich die Zimmer zu betreten.

„Verzeihen der Herr, das geht nicht. Ich habe Be-

fehl, den Herrn nicht eintreten zu laſſen, man will den Hern nicht empfangen. Ich habe Befehl!"

Herr Goljádkin erbleichte. Da ging eine Tür auf und Geraſſimowitſch, der alte Diener Oliſſuph Iwanowitſchs, erſchien.

„Da ſehen Sie, Jemeljan Geraſſimowitſch, der Herr will eintreten, ich aber . . ."

„Sie aber ſind ein Dummkopf, Alexejewitſch. Gehen Sie und ſchicken Sie den Schuft Sſemjonytſch her. — Entſchuldigen Sie," wandte er ſich darauf höflich, doch in ſehr beſtimmtem Tone an Herrn Goljádkin, „es geht nicht. Es iſt ganz unmöglich. Man läßt ſich entſchuldigen, man kann nicht empfangen."

„Iſt Ihnen das geſagt worden, daß man nicht empfangen kann?" fragte Herr Goljádkin unentſchloſſen. „Verzeihen Sie, Geraſſimowitſch, aber weshalb kann man denn nicht?"

„Es geht nicht. Ich habe angemeldet; darauf wurde mir geſagt: bitte, zu entſchuldigen. Es iſt unmöglich."

„Aber weshalb denn? Wie iſt denn das? Wie . . ."

„Erlauben Sie, erlauben Sie . . ."

„Aber weshalb, warum denn nicht? Das geht doch nicht ſo! Melden Sie . . . Was ſoll denn das heißen! Ich bin zum Diner . . ."

„Erlauben Sie, erlauben Sie! . . ."

„Nun ja, freilich, das iſt eine andere Sache — wenn man zu entſchuldigen bittet. Aber wie iſt denn das, Geraſſimowitſch, das . . . ſo erklären Sie mir doch! . . ."

„Erlauben Sie, erlauben Sie!" unterbrach ihn

wieder Geraſſimowitſch, indem er ihn recht nachdrücklich mit dem Arm zur Seite ſchob, um zwei Herren eintreten zu laſſen. Die Eintretenden waren: Andrej Philippowitſch und ſein Neffe Wladimir Sſemjonowitſch. Beide blickten ſehr verwundert Herrn Goljádkin an.

Andrej Philippowitſch machte bereits Miene, ihn anzureden, doch Herr Goljádkin hatte ſeinen Entſchluß ſchon gefaßt: er trat ſchnell aus dem Vorzimmer und ſagte geſenkten Blicks, rot und mit einem Lächeln in dem verwirrten Geſicht:

„Ich komme ſpäter, Geraſſimowitſch, ich werde ... ich hoffe, daß alles ſich bald aufklären wird," ſagte er vom Treppenflur aus ...

„Jakoff Petrowitſch, Jakoff Petrowitſch ..." ertönte die Stimme Andrej Philippowitſchs.

Herr Goljádkin hatte ſchon den erſten Treppenabſatz erreicht. Er wandte ſich ſchnell zurück und ſah hinauf zu Andrej Philippowitſch.

„Was wünſchen Sie, Andrej Philippowitſch?" fragte er ziemlich ſcharf.

„Was iſt das mit Ihnen, Jakoff Petrowitſch? Was iſt hier ..."

„Nichts, Andrej Philippowitſch. Ich gehe hier niemanden etwas an. Das iſt meine Privatangelegenheit, Andrej Philippowitſch."

„Wa—as?"

„Ich ſage Ihnen, Andrej Philippowitſch, daß das mein Privatleben iſt, und daß man, wie mir ſcheint, hinſichtlich meiner offiziellen Beziehungen hier, nichts Tadelnswertes finden kann."

„Was! Was reden Sie da ... hinſichtlich Ihrer

offiziellen . . . Was ist mit Ihnen geschehen, mein Herr?"

„Nichts, Andrej Philippowitsch, ganz und gar nichts . . . ein verzogenes Mädchen, nichts weiter . . ."

„Was . . . Was?" Andrej Philippowitsch wußte nicht, was er vor lauter Verwunderung denken sollte.

Herr Goljádkin, der, während er mit Andrej Philippowitsch sprach, auf dem Treppenabsatz von unten nach oben blickte und so aussah, als wolle er seinem Abteilungschef jeden Augenblick ins Gesicht springen, trat, als er dessen Verwirrung gewahrte, eine Stufe höher. Andrej Philippowitsch wich etwas zurück. Her Goljádkin stieg wieder eine und dann noch eine Stufe höher — Andrej Philippowitsch blickte sich unruhig um. Da sprang Herr Goljádkin plötzlich schnell noch über die anderen Stufen hinauf — doch noch schneller sprang Andrej Philippowitsch zurück ins Vorzimmer und schlug die Tür hinter sich zu. Herr Goljádkin sah sich allein im Treppenhaus. Es wurde ihm dunkel vor den Augen. Ohne einen Gedanken im Kopf, stand er, scheinbar in Nachdenken versunken, regungslos auf einem Fleck. Oder vielleicht dachte er doch an eine ähnliche Situation, in der er sich vor kurzer Zeit befunden hatte?

Er flüsterte dann etwas vor sich hin, das halbwegs wie ein Seufzer klang, und zwang sich zu einem schmerzlichen Lächeln. Da vernahm er plötzlich Stimmen und Schritte, unten auf der Treppe — Gäste, die Olssuph Iwanowitsch eingeladen hatte. Herr Goljádkin kam wieder zu sich, klappte schnell den Waschbärkragen an seinem Herbstpaletot auf, um nicht er-

kannt zu werden, und begann, ſtolpernd, unſicher, zitternd und bebend die Treppe hinabzuſteigen. Er fühlte eine große Schwäche in ſich, eine gewiſſe Abgetaubtheit in allen Gliedern. Er wäre nicht imſtande geweſen, ein lautes Wort zu ſprechen. Als er hinaustrat, war er noch ſo verwirrt, daß er nicht wartete, bis ſeine Equipage vorfuhr, ſondern ſelbſt über den ſchmutzigen Hof zu ihr hin ging. Im Begriff, einzuſteigen, empfand Herr Goljädkin plötzlich den größten Wunſch, in die Erde zu verſinken oder mitſamt der Equipage in ein Mauſeloch zu verſchwinden, denn es ſchien ihm, oder richtiger, er fühlte und wußte plötzlich mit tödlicher Sicherheit, daß jetzt alles, was es an Lebeweſen in der Wohnung Olſſuph Iwanowitſchs gab, an den Fenſtern ſtand und ihn mit den Blicken verfolgte. Und er wußte auch, daß er auf der Stelle tot hinfallen würde, wenn er ſich jetzt nach dieſen Fenſtern umſehen würde.

„Was lachſt du, Tölpel?“ fuhr er Petruſchka an, der ihm beim Einſteigen helfen wollte.

„Worüber ſoll ich denn lachen? Wohin jetzt?“

„Nach Hauſe, ſofort ...“

„Zurück nach Hauſe!“ rief Petruſchka dem Kutſcher zu und kletterte auf ſeinen Dienerſitz.

„Wie der Kerl krähen kann!“ dachte Herr Goljädkin wütend.

Die Equipage hatte inzwiſchen ſchon die Ismailoffbrücke erreicht. Plötzlich griff unſer Held nach der Schnur, riß an ihr wie ein Verzweifelter und ſchrie ſeinem Kutſcher zu, daß er wieder umkehren ſolle. Der Kutſcher wendete die Pferde und nach kaum zwei Mi-

nuten fuhr die Equipage wieder auf den Hof zu Olſſuph Iwanowitſch.

„Nicht, nicht, zurück, Eſel, zurück!“ ſchrie plötzlich Herr Goljádkin, der Kutſcher aber ſchien dieſen Gegenbefehl ſchon vorausgeſehen zu haben: denn ohne ein Wort des Widerſpruchs und ohne vor dem Portal anzuhalten, fuhr er rund um den Hof und wieder hinaus auf die Straße.

Herr Goljádkin aber fuhr nicht nach Hauſe, ſondern befahl, nicht weit von der Sſemjonoffbrücke, in eine kleine Querſtraße einzubiegen und vor einem Reſtaurant von recht unanſehnlichem Ausſehen zu halten. Dort ſtieg er aus, bezahlte den Kutſcher und wurde auf dieſe Weiſe ſeine Equipage los. Petruſchka ſchickte er nach Hauſe, wo er ihn erwarten ſollte. Dann trat er ins Reſtaurant, wünſchte ein Zimmer für ſich und beſtellte ein Mittageſſen. Er fühlte ſich ſehr ſchlecht. In ſeinem Kopf war ein einziges Chaos. Lange ging er im Zimmer erregt auf und ab: endlich ſetzte er ſich auf einen Stuhl, ſtützte den Kopf in die Hände und nahm ſich mit aller Gewalt zuſammen, um über ſeine gegenwärtige Situation nachzudenken und irgendeinen Entſchluß zu faſſen.

IV.

Das Feſt, das feierliche Feſt, das zu Ehren des Geburtstages Klara Olſſuphjewnas, der einzigen Tochter des Staatsrats Berendejeff, der ſeinerzeit Herrn Goljádkins Gönner geweſen war, ſtattfand und durch ein glänzendes Diner eröffnet wurde, — ein Diner, wie es die Wände der Beamtenwohnungen an der Ismailoffbrücke und im näheren Umkreiſe daſelbſt noch nicht geſehen hatten, das eher an ein Krönungsmahl Belſazars als an ein Diner zu Ehren eines einzelnen Geburtstagskindes erinnerte — zumal ihm hinſichtlich des Glanzes, der Pracht und der Delikateſſen, unter denen ſich Champagner, Auſtern und Früchte von Jekiſſejeff und Miljutin*) befanden, entſchieden etwas Babyloniſches anhaftete, — dieſes feierliche Feſt, das durch ein ſo feierliches Diner eröffnet wurde, ſollte ſeinen Abſchluß finden in einem glänzenden Ball, der nach Zahl und Rang der Tanzenden zwar nur ein kleiner Familienball war, zu dem man noch die nächſten Bekannten hinzugezogen hatte, der aber nach dem Geſchmack, der bei ihm entwickelt wurde, immerhin als glänzend bezeichnet werden mußte.

---

*) Berühmte Kolonialwarenhandlungen in St. Petersburg.
E. K. R.

Ich gebe natürlich ohne weiteres zu, daß ſolche Bälle auch anderweitig gegeben werden, jedoch — ſelten. Solche Bälle, die eher einem Familienfreudenfeſte gleichen, als dem, was man ſo Bälle nennt, können nur in ſolchen Häuſern gegeben werden, wie es das Haus des Staatsrats Berendejeff iſt. Ja, ich bezweifle ſogar ſehr, daß alle Staatsräte ſich ſolche Bälle leiſten können. O, wäre ich doch ein Dichter! — doch, verſteht ſich, mindeſtens einer wie Homer oder Puſchkin, denn mit einer geringeren Begabung dürfte man ſich an dieſe Aufgabe gar nicht heranwagen — alſo: wäre ich ein Dichter, dann, meine verehrten Leſer! dann würde ich Ihnen in leuchtenden Farben mit kühnem Pinſel dieſen ganzen hochfeierlichen Tag zu ſchildern verſuchen. Oder nein, ich würde meine Schilderung mit dem Diner beginnen, und zwar gerade mit jenem weihevollen Augenblick, in dem das erſte Glas auf das Wohl der Königin des Feſtes geleert wurde. Ich würde Ihnen dieſe Gäſte ſchildern, die in andächtigem Schweigen erwartungsvoll verharrten, in einem Schweigen, das mehr der Beredſamkeit eines Demoſthenes glich, als — nun, als einem Schweigen. Ich würde Ihnen dieſen Andrej Philippowitſch ſchildern, der als älteſter unter den Gäſten ein gewiſſes Recht auf den Vorrang hatte, wie er ſich im Schmuck ſeines Silberhaares und der entſprechenden Orden auf der Bruſt von ſeinem Platze erhob und zum Kelch mit dem funkelnden Weine griff — mit dem Weine, der aus einem fernen Königreich herbeigeſchafft war, um ſo erhabenen Augenblicken erſt die rechte Weihe zu verleihen, — mit dem Weine, der eher dem Nektar der

Götter gleicht, als irdiſchem Rebenſaft. Ich würde Ihnen die glücklichen Eltern der Königin des Feſtes und die Schar ihrer Gäſte ſchildern, die, dem Beiſpiel Andrej Philippowitſchs folgend, gleichfalls zu ihren Gläſern griffen und die erwartungsvollen Blicke auf den Redner hefteten. Ich würde Ihnen ſchildern, wie dieſer oft genannte Andrej Philippowitſch mit geradezu tränenfeuchten Augen toaſtete und auf das Wohl des Geburtstagskindes trank... Doch, wäre ich auch der größte Dichter, nie würde meine Kunſt ausreichen, um die ganze Weihe dieſes Augenblicks zu geben, als die Königin des Feſtes, Klara Olſſuphjewna ſelbſt, mit dem Roſenhauch der Seligkeit und jungfräulichen Verſchämtheit auf dem lieblichen Antlitz, der Mutter im Ueberſchwang der Gefühle in die Arme ſank, wie die zärtliche Mutter vor Rührung leiſe zu weinen begann und wie bei der Gelegenheit dem Vater und Herrn des Hauſes, dem ehrwürdigen Greiſe und Staatsrat Olſſuph Iwanowitſch, den der langjährige Dienſt der Sehfähigkeit beraubt und den dafür das Schickſal mit einem Vermögen, einem großen Hauſe, mehreren Gütern und einer ſo ſchönen Tochter belohnt hatte — wie dieſem ehrwürdigen Greiſe, ſage ich, vor lauter Ergriffenheit die Tränen über die Wangen rollten, und wie er mit zitternder Stimme ſtammelte, Seine Exzellenz ſei ein guter Menſch. Ich brächte es nicht fertig, Ihnen die dieſem Anblick unverzüglich folgende allgemeine Herzerhebung wahrheitsgetreu zu ſchildern, — dieſe eigenartige Stimmung, die ſich ſogar in dem Benehmen eines jungen Regiſtrators äußerte, der — obſchon er in dieſem Augenblick mehr wie ein Staats-

rat als wie ein Regiſtrator ausſah — gleichfalls ſeine Rührung nicht zu unterdrücken vermochte und ſeine Augen feucht werden fühlte. Andrej Philippowitſch dagegen ſah in ſeiner Ergriffenheit keineswegs nach einem Staatsrat und Abteilungschef aus, ſondern nach ganz etwas anderem ... nur vermag ich nicht zu ſagen, wonach eigentlich — aber jedenfalls nicht nach einem Staatsrat. Er war etwas Höheres! Und dann... O! Mir fehlen all die großen, feierlichen Worte, deren man in erſter Linie bedarf, um jene wundervollen erhebenden Augenblicke wiederzugeben, die gleichſam zum Beweiſe deſſen geſchaffen ſind, daß und wie mitunter die Tugend über jede Art von Schlechtigkeit, Freidenkerei, Laſter und Neid den Sieg davonträgt! Ich will nichts weiter darüber ſagen, und nur ſchweigend — das ſagt mehr, als es Worte vermöchten — auf jenen glücklichen Jüngling hinweiſen, der ſechsundzwanzig Lenze zählt, auf jenen Neffen Andrej Philippowitſchs, den jungen Wladimir Sſemjonowitſch, der ſich nun gleichfalls erhob und gleichfalls toaſtete, während auf ihm die tränenfeuchten Blicke der Eltern des Geburtstagskindes ruhten, die ſtolzen Blicke Andrej Philippowitſchs, die verſchämten der Königin des Feſtes, die begeiſterten der Gäſte und die noch in beſcheidenen Grenzen zurückgehalten neidiſchen Blicke einiger jungen Kollegen dieſes ausgezeichneten Jünglings. Ich will nichts weiter ſagen, obwohl ich nicht umhin kann, zu bemerken, daß in beſagtem Jüngling, — der übrigens eher an einen Greis erinnerte, als an einen Jüngling, wenn auch in einem für ihn vorteilhaften Sinne des Wortes — in dieſer feierlichen Minute alles, von

ſeinen blühenden Wangen bis zu ſeinem jüngſt erworbenen Aſſeſſortitel, förmlich vernehmbar ſprach: ſeht, bis zu welch einer Höhe Tüchtigkeit, Ordentlichkeit, Sittſamkeit einen Menſchen emporheben können! Ich will nicht weiter beſchreiben, wie zu guter Letzt Anton Antonowitſch Sſetotſchkin, ein Kollege Andrej Philippowitſchs und einſt auch Olſſuph Iwanowitſchs, der außerdem ein alter Hausfreund und Taufvater Klara Olſſuphjewnas war, — ein Greis mit weichem Silberhaar — nun auch ſeinerſeits eine Rede halten wollte und mit einer Stimme wie ein krähender Hahn fröhliche Knüttelverſe vorbrachte; wie er dadurch, daß er, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, anſtändiger Weiſe jeden Anſtand vergaß, die ganze Geſellſchaft bis zu Tränen erheiterte, und wie Klara Olſſuphjewna ihn zum Dank für dieſen liebenswürdigen Beitrag auf Wunſch der Eltern einen Kuß gab. Ich begnüge mich damit, nur anzudeuten, daß die Gäſte, die ſich nach einem ſolchen Mahle naturgemäß einander naheſtehend und verbrüdert fühlen mußten, zum Schluß doch vom Tiſch aufſtanden, daß die älteren Jahrgänge und ſolideren Leute ſich nach kurzem Herumſtehen in plaudernden Gruppen in ein anderes Zimmer zurückzogen, wo ſie, um die koſtbare Zeit nicht zu verlieren, ſogleich an den Spieltiſchen Platz nahmen und würdevoll die Karten zu miſchen begannen; daß die Damen, die ſich im Saal verſammelt hatten, alle ungeheuer liebenswürdig waren und ſich alsbald lebhaft über die verſchiedenſten Dinge unterhielten; daß endlich der hochverehrte Gaſtgeber unter Zuhilfenahme von Krücken und auf Wladimir Sſemjonowitſch und Klara Olſſuphjewna geſtützt, im Saal un-

ter den Damen erſchien, und, da Liebenswürdigkeit anſteckend iſt, gleichfalls ſehr liebenswürdig wurde und ſich entſchloß, einen beſcheidenen, kleinen Ball zu improviſieren, trotz der Unkoſten, die ein ſolcher verurſacht; daß zu dieſem Zweck ein gewandter Jüngling, nämlich derſelbe Wladimir Sſemjonowitſch, perſönlich nach Muſikanten geſchickt wurde, und wie dann, als dieſe — ganze elf an der Zahl — erſchienen waren, um halb neun Uhr abends die erſte Aufforderung zum Tanz in den lockenden Tönen einer franzöſiſchen Quadrille erklang, der die weiteren Tänze folgten ... Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß meine Feder zu ſchwach und zu ſtumpf iſt, um, wie es ſich gehört, dieſen durch die Liebenswürdigkeit des greiſen Gaſtgebers veranſtalteten Ball zu ſchildern. Ja, und wie könnte ich, frage ich, wie könnte ich, der beſcheidene Erzähler der in ihrer Art gewiß ſehr beachtenswerten Erlebniſſe Herrn Goljädkins, — wie könnte ich dieſe außergewöhnliche Miſchung von Schönheit, Vornehmheit und Heiterkeit, von liebenswürdiger Solidität und ſolider Liebenswürdigkeit, von Schelmerei und Freude, alle die Reize dieſer Beamtendamen, die eher Feen als Damen gliechen — mit ihren roſa angehauchten Lilienſchultern und Geſichtchen, mit ihren himmliſchen Geſtalten und reizend hervorlugenden Füßchen —: ja, wie könnte ich alles das ſchildern? Wie könnte ich dieſe glänzenden Kavaliere ſchildern, wie ſie heiter und wohlerzogen, geſetzt, gutmütig, aufgeräumt und anſtandsvoll, ein wenig benebelt daſtanden, in den Tanzpauſen rauchten, oder auch nicht rauchten, und ſich in ein fernes grünes Zimmerchen zurückzogen, — wie dieſe Herren Beamten,

die alle, ausnahmslos, einen Rang und zumeiſt auch eine Familie beſaßen, — wie dieſe jungen Offiziere, die von den Begriffen der Eleganz und den Gefühlen des Selbſtbewußtſeins tief durchdrungen waren, die mit ihren Damen größtenteils nur Franzöſiſch ſprachen, oder, falls es Ruſſiſch war, dann doch nur in den höchſten Ausdrücken, ſo wie ſich das bei Komplimenten und tiefſinnigen geſellſchaftlichen Phraſen von ſelbſt verſteht, — wie dieſe Dandys, die ſich nur im Rauchzimmer einige liebenswürdige Abweichungen von beſagtem hohen Tone erlaubten und ſich in freundſchaftlicher Kürze ausdrückten, in Redewendungen, wie z. B.: „Eh, du Petjka, haſt ja den Walzer wie geſchmiert getanzt!“ oder: „Na, du, Waſſjá, ſcheinſt ja bei deiner Dame großartig abgeſchnitten zu haben!“ Alles das zu ſchildern, meine verehrten Leſer, dazu reicht, wie geſagt, meine Begabung nicht aus, und deshalb ſchweige ich lieber. Wenden wir uns daher wieder Herrn Goljádkin zu, dem wirklichen und einzigen Helden unſerer durchaus wahrheitsgetreuen Erzählung.

Herr Goljádkin befand ſich währenddeſſen in einer, ſagen wir kurz, ſehr ſeltſamen Lage. Er hielt ſich nämlich gleichfalls dort auf, d. h. er war nicht gerade auf dem Ball, aber genau genommen doch ſo gut wie auf dem Ball. Er war wie immer ein freier Menſch, ein Menſch für ſich, und ging niemanden etwas an. Nur ſtand er, während man dort oben tanzte, nicht — wie ſoll ich ſagen — nicht ganz gerade. Er ſtand nämlich — es iſt etwas peinlich, das zu ſagen — er ſtand nämlich währenddeſſen im Flur der Küchentreppe des Hauſes. Es hatte das nichts weiter auf ſich, daß er dort

ſtand: er war auch dort ein freier Menſch, ein Menſch für ſich, wie immer. Er ſtand, meine verehrten Leſer, er ſtand in einem Winkel, in dem es zwar nicht gerade wärmer, doch dafür etwas dunkler war, ſtand halbwegs verborgen hinter einem großen Schrank und einem alten Wandſchirm, ſtand zwiſchen verſchiedenem Gerümpel, Hausgerät und anderem Kram, und wartete vorläufig nur die Zeit ab, gewiſſermaßen wie ein müßiger Zuſchauer, dem das Schauſpiel ſelbſt nicht ſichtbar iſt. Er wartete und beobachtete — ja, meine verehrten Leſer — er wartete und beobachtete vorläufig nur. Uebrigens konnte er jeden Augenblick gleichfalls eintreten ... warum auch nicht? Er brauchte nur aus ſeinem Verſteck hervorzukommen und weiterzugehen: und er kam wie jeder andere in den Saal, mit der größten Leichtigkeit. Indeſſen aber — während er dort ſchon die dritte Stunde in der Kälte ſtand, eingekeilt zwiſchen der Wand, dem Schrank und dem Schirm und neben verſchiedenem Gerümpel, Hausgerät und anderen Sachen — zitierte er in einem fort, wenn auch bloß in Gedanken, ſich zum Troſt und zur Rechtfertigung ſeiner Handlungsweiſe, einen Ausſpruch des franzöſiſchen Miniſters Villèle ſeligen Angedenkens, daß nämlich „alles zu ſeiner Zeit an die Reihe komme, wenn man nur die Geduld zum Abwarten habe". Dieſen Ausſpruch hatte Herr Goljádkin einſt in einem übrigens ganz belangloſen Buch geleſen und ſich gemerkt, weshalb er ihn ſich denn jetzt, und zwar ſehr zur rechten Zeit, wieder ins Gedächtnis rufen konnte. Erſtens paßte dieſer Ausſpruch ganz vortrefflich zu ſeiner augenblicklichen Lage, und zweitens, was kommt einem Menſchen

ſchließlich nicht in den Sinn, wenn er in einem Treppenflur, in Dunkelheit und Kälte, drei Stunden lang auf den glücklichen Ausgang ſeines Vorhabens wartet?

Während Herr Goljádkin, wie geſagt, ſehr zur rechten Zeit den paſſenden Ausſpruch zitierte, fiel ihm gleichzeitig aus einem unbekannten Grunde die Lebensgeſchichte des einſtigen türkiſchen Weſirs Marzimiris ein, und gleich darauf diejenige der ſchönen Markgräfin Louiſe, deren Biographie er gleichfalls einmal geleſen hatte. Dann fiel ihm auch noch ein, daß die Jeſuiten nach dem Grundſatz zu handeln pflegten, daß jedes Mittel durch den Zweck geheiligt werde, daß man alſo jedes Mittel anwenden könne, wenn man damit nur das Ziel erreiche. Dieſe hiſtoriſche Tatſache flößte Herrn Goljádkin eine gewiſſe Hoffnung ein, doch ſchon im nächſten Augenblick meinte er — „Ach was, Jeſuiten!“ — die Jeſuiten, die könne er alleſamt ins Bockshorn jagen, die ſeien dümmer als dumm. Wenn ſich nur das Büfettzimmer auf einen Augenblick leeren wollte (das Zimmer, von dem aus eine kleine Tür unmittelbar nach dem Flur führte, in dem Herr Goljádkin ſich aufhielt), dann würde er ganz ohne alle Jeſuiten, nämlich ohne weiteres — dort eintreten und ſchnurſtracks durch das Büfettzimmer ins Teezimmer gehen und von dort durch das Zimmer, in dem man Karten ſpielte, und von dort weiter in den Saal, in dem getanzt wurde. Und er würde hindurch gehen, würde tatſächlich und ohne jede Rückſicht oder irgendwelche Bedenken, ungeachtet aller Hinderniſſe, hindurchgehen — würde einfach ſo durchſchlüpfen, im Handumdrehen, und, noch eh' ihn jemand bemerkte, mitten im Saal ſte-

hen! Dort aber — o! was er dann dort zu machen hatte, das wußte er ſelbſt ſchon ganz genau.

Alſo in einem ſolchen Zuſtande befand ſich unſer Held, obſchon es übrigens ſchwer zu erklären wäre, was alles während des Wartens in ihm vorging. Die Sache war nämlich die, daß er bis zum Hauſe und bis in den Treppenflur den Weg glücklich gefunden hatte: weshalb, fragte er ſich, ſollte er ihn auch nicht finden? — weshalb ſollte er nicht eintreten, wenn doch alle anderen eintraten? So kam er bis in den Flur, doch weiter wagte er nicht vorzudringen, wagte es wenigſtens nicht offen und allen ſichtbar . . . aber das nicht etwa deshalb, weil er es nicht wagte, ſondern ſo, weil er es eben ſelbſt nicht wollte, weil er lieber kein Aufſehen erregte — nur das war der Grund. Und da wartete er eben, wartete ganz mäuschenſtill geſchlagene drei Stunden. Weshalb ſollte er auch nicht warten? Hat doch auch Villèle gewartet!

„Ach was, Villèle!" dachte Herr Goljádkin, „was hat Villèle damit zu ſchaffen! Aber wie könnte ich jetzt... einfach dort eintreten?... Ach du Eckenſteher, du vermaledeiter!" verwünſchte er ſich ſelbſt, ſamt ſeinem Kleinmut, und kniff ſich vor Wut mit der ſteifgefrorenen Hand in die ſteifgefrorene Wange, „du Narr, der du biſt, du elender Goljádka*), da hat dich das Schickſal grad' richtig benannt, indem es dir einen ſolchen Namen gab! . . ."

Uebrigens waren dieſe Schmeicheleien, mit denen er ſich plötzlich ſelbſt bedachte, nur ſo eine zeitweilige

*) Armer Schlucker. E. K. R.

kleine Gedankenverirrung, ohne jeden ſichtbaren Zweck oder beſonderen Grund.

Dann wagte er ſich ein wenig aus ſeinem Verſteck hervor und ſchlich zur Tür: der Augenblick war günſtig — im Büfettzimmer war kein Menſch. Herr Goljádkin ſah das alles durch das kleine Fenſter der Tür. Schon legte er die Hand auf die Klinke, um zu öffnen und ſchnell hineinzuſchlüpfen — doch plötzlich fragte er ſich:

„Soll ich?“ ... Soll ich eintreten oder lieber nicht? ... Ach was, ich trete ein! ... weshalb ſollte ich denn nicht? Dem Mutigen gehört die Welt!“

Doch als er ſich damit ſchon angefeuert und ermuntert hatte — flüchtete er plötzlich, für ihn ſelbſt ganz unerwartet, wieder hinter den Schirm zurück.

„Nein,“ dachte er, „wenn nun jemand in das Zimmer kommt? Da haben wir's! — da ſind richtig welche eingetreten. Worauf wartete ich denn, als niemand dort war? Warum trat ich nicht ein? Wenn man doch ſo ... ganz einfach ſich ein Herz faſſen und ohne weiteres und geradezu hineindringen könnte! ... Ja, ſchön geſagt, wenn der Menſch nun einmal ſolch einen Charakter hat! Daß es doch ſolch eine Veranlagung geben muß! Da iſt dir das Herz wieder gleich in die Hühnerbeine gefallen! Ja, den Mut verlieren, das iſt eben alles, was unſereiner kann. Nichts ausrichten oder alles verpfuſchen — das einzig Mögliche! Das können wir! Jetzt ſteh' hier wie ein Tölpel und ſieh zu, was aus dir wird! Zu Haus könnte man jetzt ein Täßchen Tee trinken ... Das wäre eigentlich ganz angenehm. So aber — ſpät zurückkehren? ...

Petruſchka würde brummen . . . Soll ich nicht einfach jetzt gleich nach Haus gehen? Der Teufel hole die ganze Geſchichte! Ich gehe nach Haus und damit baſta!“

Doch kaum hatte Herr Goljádkin dieſen Entſchluß gefaßt, als er plötzlich ſchon an der Tür ſtand, mit zwei Schritten in das Büfettzimmer ſchlüpfte, Paletot und Hut abwarf und beides ſchnell irgendwohin in einen Winkel ſtopfte, ſchnell an ſeinen Kleidern rückte und ſich umſah: dann . . . dann ſchlich er leiſe in das Teezimmer, von dort ſchlüpfte er faſt unbemerkt durch das Spielzimmer — es gingen gerade ein paar andere Herren an den Tiſchen vorüber, — und dann . . . dann . . . ja dann vergaß Herr Goljádkin alles, was ringsum war oder geſchah, und befand ſich im Saal.

Zum Unglück wurde in dem Augenblick gerade nicht getanzt. Die Damen ſaßen oder gingen umher in maleriſchen Gruppen. Die Herren ſtanden hier und dort in leiſer Unterhaltung beiſammen oder forderten Damen zum nächſten Tanz auf. Herr Goljádkin bemerkte jedoch nichts davon. Er ſah nur Klara Olſſuphjewna, neben ihr Andrej Philippowitſch und Wladimir Sſemjonowitſch, dann noch zwei oder drei Offiziere — und vielleicht ein paar junge Beamte, die alle, wie man auf den erſten Blick erkennen konnte, hinſichtlich ihrer Laufbahn zu den verſchiedenſten Hoffnungen berechtigten . . . Vielleicht ſah er auch noch ein paar andere Geſtalten. Oder nein: er ſah eigentlich nichts, oder doch ſo gut wie nichts, wenigſtens ſah er niemanden an, und bewegte ſich nicht aus eigener Kraft, ſondern gleichſam einer fremden folgend, die ihn, ohne nach

seinem Willen zu fragen, obschon er ganz entschieden keinen eigenen mehr besaß, immer weiter schob, immer weiter, und durch die er, indem er ihr folgte, auf diese Weise unaufgefordert in einem fremden Ballsaal erschien. Da ihm aber alle Sinne zu vergehen drohten, oder vielleicht auch schon mehr oder weniger vergangen waren, trat er versehentlich einem Geheimrat auf den Fuß, trat auf die Schleppe einer ehrwürdigen Matrone, verwickelte sich mit den Füßen in einer Spitzengarnitur, der er etliche Risse beibrachte, stieß stolpernd an einen Diener, der mit einem Präsentierteller an ihm vorüberging, stieß vielleicht noch jemanden, ohne es selbst zu gewahren, oder richtiger, ohne alle die einzelnen Unglücksfälle noch auseinanderhalten zu können, — bis er plötzlich nur eines begriff: daß er vor Klara Olssuphjewna stand. Zweifellos wäre er in diesem Augenblick mit der größten Bereitwilligkeit in den Boden versunken: doch was nicht geht, das geht nun einmal nicht, ebensowenig wie Geschehenes sich ungeschehen machen läßt. Was sollte er tun? Mißlingt es, dann ... — Wo waren seine Grundsätze? Wie waren sie? Jedenfalls war Herr Goljádkin — darin hatte er vollkommen recht — kein Meister in der Kunst, das Parkett mit den Stiefelsohlen zu polieren ... Möglich, daß er daran dachte ... vielleicht kamen ihm auch die Jesuiten in den Sinn ...

Alles, was dort ringsum ging und stand und plauderte und lachte — verstummte plötzlich wie durch einen Zauberschlag. Man sah sich um, man fragte sich mit den Blicken, aller Augen richteten sich auf ihn, und allmählich drängte man sich näher. Herr Goljádkin sah

und hörte ſelbſt nichts davon — er ſtand und ſah zu Boden und gab ſich ſein Ehrenwort, daß er ſich noch in dieſer Nacht erſchießen werde. Und nachdem er ſich ſein Ehrenwort gegeben, dachte er: „Nun komme, was wolle!“ Doch plötzlich vernahm er zu ſeiner eigenen größten Verwunderung, daß er zu ſprechen begann.

Er begann mit der üblichen Gratulation und dann folgten einige ſogar ſehr geſchickte und vernünftige Worte, mit denen er ihr Glück und alles Gute wünſchte. Die Gratulation ging tadellos vonſtatten, doch bei den Wünſchen wurde er unſicher — wurde er unſicher und fühlte, daß er, ſobald er nur einmal ſtockte, dann überhaupt nicht weiter können würde, und ... und ſo ſtockte er denn auch und konnte — konnte in der Tat nicht mehr weiter ... und alles ging zum Teufel. Er ſtand ... und errötete! Hochrot ſtand er da und wußte ſich nicht zu helfen ... und in ſeiner Hilfloſigkeit ſah er plötzlich auf und ſah und — erſtarrte... Alles ſtand, alles ſchwieg, alles wartete: unter den Fernerſtehenden erhob ſich ein Geflüſter, unter den Näherſtehenden leiſes Gelächter. Herr Goljádkin warf einen verlorenen Blick auf Andrej Philippowitſch, doch der Blick, der ihn aus deſſen Augen traf, war derart, daß er unſeren Helden, wenn er nicht ohnehin ſchon tot, vollkommen tot geweſen wäre, auf der Stelle getötet hätte. Alles ſchwieg.

„Das ... das gehört zu meinen perſönlichen Angelegenheiten und fällt in mein Privatleben, Andrej Philippowitſch,“ brachte Herr Goljádkin kaum hörbar hervor, „das iſt kein dienſtliches Erlebnis, Andrej Philippowitſch ...“

„Schämen Sie ſich, mein Herr, ſchämen Sie ſich!“ ſagte Andrej Philippowitſch halblaut mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck des Unwillens, — ſagte es, reichte Klara Olſſuphjewna den Arm und führte ſie fort von Herrn Goljádkin.

„Ich brauche mich nicht zu ſchämen, Andrej Philippowitſch,“ erwiderte Herr Goljádkin leiſe, ſah auf und ließ ſeinen unglücklichen Blick über die Umgebung irren, als wolle er ſich zunächſt über ſeine eigentliche Stellung inmitten dieſer verwunderten Geſellſchaft klar werden.

„Das ... das hat doch nichts zu ſagen, meine Herren! Was iſt denn dabei? Nun was, das kann doch einem jeden zuſtoßen,“ murmelte Herr Goljádkin kaum verſtändlich, ſchüchtern ein wenig zur Seite tretend, um ſich der ihn umringenden Schar zu entziehen.

Man trat vor ihm zurück und gab ihm den Weg frei. So ſchob ſich unſer Held denn zwiſchen zwei Reihen neugieriger und verwunderter Beobachter weiter. Das Verhängnis leitete ihn. Herr Goljádkin fühlte es ſelbſt, daß er dem Verhängnis preisgegeben war. Natürlich hätte er viel darum gegeben, wenn er jetzt wieder im Flur hinter dem Schrank hätte ſtehen, wenn er ſich „ohne Verletzung des geſellſchaftlichen Anſtandes“ unbemerkt wieder dorthin hätte zurückziehen können! Doch da das leider ausgeſchloſſen war, ſo ſah er ſich nach einer Möglichkeit um, ſich wenigſtens im Saal irgendwo zu verſtecken oder in einem möglichſt unbeachteten Winkel zu verbergen, um dann dort meinetwegen bis zum Morgen auszuharren, beſcheiden, anſtändig, ganz für ſich, ohne die geringſte Aufmerkſamkeit auf ſich

zu lenken, ohne jemanden anzurühren, um auf dieſe Weiſe gleichzeitig das Wohlwollen der Gäſte wie die Verzeihung des Hausherrn zu erwerben.

Er hatte übrigens die Empfindung, als untergrübe irgend etwas den Boden, auf dem er ſtand, als wanke dieſer Boden bereits, als müſſe er ſelbſt ſogleich fallen. Endlich erreichte er einen ſtillen Winkel, in den er ſich zurückzog, worauf er ſich bemühte, wie ein fremder Zuſchauer auszuſehen, der niemanden etwas anging und der ſelbſt mit ziemlichem Gleichmut dem Treiben zuſah, indem er ſich auf die Lehnen zweier Stühle ſtützte, die er gewiſſermaßen wie eine ſchützende Barrikade feſthielt, während er ſich ehrlich bemühte, mit möglichſt heiterem Blick die ihn immer noch anſchauenden Gäſte Olſſuph Iwanowitſchs zu betrachten. Von allen am nächſten ſtand ihm ein junger, ſchlanker Offizier, vor dem Herr Goljádkin ſich wie ein richtiger Käfer vorkam.

„Dieſe beiden Stühle, Herr Leutnant, dieſe beiden Stühle ſind für zwei Damen beſtimmt: der eine für Klara Olſſuphjewna, der andere für die Prinzeſſin Tſchewtſchechanowa, — ich ſtehe hier nur, damit ſie nicht von anderen fortgenommen werden," ſtammelte Herr Goljádkin unter Herzklopfen, indem er ſeinen flehenden Blick auf den jungen Leutnant richtete. Statt einer Antwort wandte ſich dieſer ſchweigend mit einem wahrhaft vernichtenden Lächeln von ihm ab.

Nach dieſer verletzenden Zurückweiſung auf der einen Seite wollte Herr Goljádkin auf der anderen Seite ſein Glück verſuchen, und wandte ſich mit irgendeiner Bemerkung an einen überaus würdevollen Rat,

deſſen Bruſt einer unſerer höchſten Orden ſchmückte. Doch der Herr Rat maß ihn mit einem Blick, daß Herr Goljádkin glaubte, ihm ſei eiskaltes Waſſer über den Rücken gegoſſen worden. Er verſtummte und beſchloß, lieber zu ſchweigen, um kein weiteres Aergernis hervorzurufen und mit ſeinem Schweigen zu ſagen, daß er ein Menſch für ſich ſei, ein Menſch wie alle anderen, und daß er ſich ſeiner Meinung nach nichts zuſchulden kommen laſſe. Zu dieſem Zweck, das heißt um dieſe Gedanken wortlos auszudrücken, heftete er ſeine Blicke auf den Aufſchlag ſeines Uniformrockes, doch nach einiger Zeit ſah er wieder auf und heftete ſie auf einen Herrn von überaus ehrwürdigem Aeußeren.

„Dieſer Herr trägt eine Perücke," dachte Herr Goljádkin, „und wenn man ihm dieſe Perücke abnähme, würde man einen vollſtändig kahlen Kopf ſehen."

Bei dieſer Beobachtung erinnerte ſich Herr Goljádkin alles deſſen, was er über die arabiſchen Emire geleſen hatte: daß ſie zum Zeichen ihrer Verwandtſchaft mit Mohammed gleichfalls einen grünen Turban trügen, unter dem auch nur ein nackter, das heißt haarloſer Kopf ſichtbar wurde. Von den Köpfen der Emire ſprangen ſeine Gedanken auf türkiſche Pantoffeln über, und bei der Gelegenheit erinnerte er ſich noch, daß Andrej Philippowitſch gewöhnlich Stiefel trug, die mehr bequemen Pantoffeln glichen, als Stiefeln. Doch allmählich wurde er mit ſeiner Umgebung vertrauter und begann, weniger ängſtlich, hierhin und dorthin zu ſchauen.

„Wenn zum Beiſpiel dieſer Kandelaber plötzlich herabfiele, gerade auf die verſammelte Geſellſchaft, ſo

würde ich sogleich zu Klara Olssuphjewna stürzen und sie retten. Und wenn sie dann in Sicherheit wäre, würde ich zu ihr sagen: ‚Beunruhigen Sie sich nicht, gnädiges Fräulein, das hatte nichts auf sich, ich aber bin Ihr Retter.‘ Und dann ..."

Hier blickte Herr Goljádkin nach jener Richtung, in der er Klara Olssuphjewna zuletzt gesehen hatte, und da erblickte er plötzlich Gerassímowitsch, den alten Diener Olssuph Iwanowitschs. Gerassímowitsch kam mit einer besorgten und gewissermaßen offiziell-feierlichen Miene gerade auf ihn zu. Herr Goljádkin zuckte zusammen und runzelte die Stirn unter dem jähen Eindruck einer unbestimmten und gleichzeitig sehr unangenehmen Empfindung. Ganz mechanisch blickte er sich nach beiden Seiten um: ihm kam nämlich plötzlich der Gedanke, daß es vielleicht sehr gut und ratsam wäre, sich jetzt schnell und geschickt irgendwie — so ... zu drücken, daß niemand es bemerkte, — ganz einfach zu verschwinden, als hätte er nie hier gestanden. Doch noch bevor unser Held sich zu irgend etwas entschließen oder gar etwas tun konnte, stand dieser Gerassímowitsch schon vor ihm.

„Sehen Sie dort, Gerassímowitsch," wandte sich unser Held mit einem Lächeln an den alten Diener, „sagen Sie einem von den Dienstboten — sehen Sie dort die Kerze im Kandelaber? Sie wird sogleich fallen, sie steht schon ganz schief. Sagen Sie nur schnell, daß man sie wieder gerade einsetzt — sie wird wirklich sogleich fallen, Gerassímowitsch ..."

„Die Kerze? Nein, die Kerze steht ganz gerade, aber es ist dort jemand, der Sie sprechen will."

„Wer iſt denn das, Geraſſimowitſch?“

„Ja, das weiß ich nicht zu ſagen, wer er iſt. Ein Menſch, den irgend jemand geſchickt hat. Er fragte, ob Jakoff Petrowitſch Goljádkin hier ſei. So rufen Sie ihn, bat er mich, er müſſe Sie in einer ſehr wichtigen und unaufſchiebbaren Angelegenheit ſprechen ... ſo ſagte er ...“

„Nein, Geraſſimowitſch, Sie täuſchen ſich. Sie werden ſich verhört haben, Geraſſimowitſch.“

„Schwerlich ...“

„Nein, Geraſſimowitſch, nicht ‚ſchwerlich‘, in dieſem Falle kann es nicht ‚ſchwerlich‘ der Fall ſein, Geraſſimowitſch. Niemand kann hier nach mir fragen, Geraſſimowitſch, niemand kann mich hier ſprechen wollen, ich bin hier ganz allein und für mich, das heißt, ich gehe hier keinen Menſchen etwas an, Geraſſimowitſch.“

Herr Goljádkin holte tief Atem und ſah ſich um. Natürlich! Alles, was im Saale war, alles hatte ſich mit Augen und Ohren ihm zugewandt und ſchwieg in nahezu feierlicher Erwartung. Die Herren ſtanden etwas näher und horchten geſpannt, die Damen im Hintergrunde ſchienen erregt zu tuſcheln. Sogar der Hausherr erſchien in Herrn Goljádkins nächſter Nähe, und obſchon er äußerlich durch nichts verriet, daß er an den Erlebniſſen Herrn Goljádkins lebhaften und unmittelbaren Anteil nahm, zumal in dieſer Angelegenheit die äußerſte Haltung gewahrt werden mußte, ſo fühlte und ſagte ſich unſer Held doch unverzüglich, daß der entſcheidende Augenblick für ihn herangekommen war. Herr Goljádkin ſah es deutlich, daß ſich ihm jetzt oder

nie die Gelegenheit zu einem kühnen Handſtreich bot, die Gelegenheit zur Beſchämung und Vernichtung ſeiner Feinde. Herr Goljádkin war erregt. Herr Goljádkin empfand plötzlich eine gewiſſe Begeiſterung und wandte ſich wieder an den wartenden Geraſſimowitſch und begann mit zitternder, doch feierlicher Stimme:

„Nein, mein Freund, mich will niemand ſprechen. Du irrſt dich. Ja, ich ſage noch mehr: du haſt dich auch heute vormittag geirrt, als du mir zu verſichern ſuchteſt ... als du es wagteſt, mir zu verſichern, ſage ich" — Herr Goljádkin erhob die Stimme — „daß Olſſuph Iwanowitſch, mein Wohltäter ſeit undenklichen Zeiten, der mir in gewiſſem Sinne den Vater erſetzt hat, mir in der Stunde der feierlichſten Freude ſeines Vaterherzens die Tür habe weiſen laſſen." Herr Goljádkin ſah ſich ſelbſtzufrieden, doch mit tiefem Gefühl im Kreiſe um. In ſeinen Augen erglänzten Tränen. „Ich wiederhole es, mein Freund, du haſt dich geirrt, haſt dich grauſam und unverzeihlich geirrt ..."

Der Augenblick war in der Tat feierlich. Herr Goljádkin fühlte es, daß ſeine Rede einen Eindruck, einen großen Eindruck gemacht hatte. Herr Goljádkin ſtand, beſcheiden den Blick zu Boden geſenkt, und erwartete die Umarmung Olſſuph Iwanowitſchs. Unter den Gäſten machte ſich eine gewiſſe Aufregung und Verwunderung bemerkbar, und ſelbſt der unerſchütterliche Geraſſimowitſch, der im Begriff war, wieder „ſchwerlich" zu ſagen, ſtockte, noch bevor er es ausſprach, und blieb ſtumm ... Da ſetzte plötzlich das Orcheſter ein und ſpielte eine rauſchende Polka. Alles zerſtob! Herr Goljádkin zuckte zuſammen, Geraſſimo-

witſch zog ſich ſchleunigſt zurück, und alles, was im Saal war, geriet wie ein Meer ins Wogen: da ſchwebte bereits das erſte Paar, Wladimir Sſemjonowitſch mit Klara Olſſuphjewna im Arm, und als zweites der Leutnant mit Prinzeß Tſchewtſchechanowa. Die Zuſchauer drängten ſich entzückt und begeiſtert herbei und lächelten vor Luſt beim Anblick des neuen Tanzes — der rauſchenden und alle Köpfe verdrehenden Polka.

Herr Goljádkin war vollſtändig vergeſſen. Doch nach einiger Zeit geriet wieder alles durcheinander, der Rhythmus der allgemeinen Bewegung ſetzte aus, die Muſik verſtummte... Klara Olſſuphjewna war atemlos, mit geröteten Wangen und ganz erſchöpft auf einen Stuhl geſunken. Alle Herzen flogen der bezaubernden Königin des Feſtes zu, alle eilten zu ihr, um ihr Komplimente zu ſagen und für das Vergnügen, das man beim Anblick ihres Tanzes empfunden, zu danken, und — da ſtand auch ſchon Herr Goljádkin vor ihr. Er war bleich und ſah aus, als wiſſe er ſelbſt nicht, was er tat. Er lächelte aus irgendeinem Grunde und ſchob bittend den Arm vor, ſie zum Tanze auffordernd. Klara Olſſuphjewna ſah zwar ſehr verwundert zu ihm auf, erhob ſich aber ganz mechaniſch und legte ebenſo mechaniſch die Hand auf ſeinen Arm. Herr Goljádkin beugte ſich nach vorn, zuerſt einmal, dann zum zweiten Male, erhob gleichzeitig einen Fuß, mit dem er irgendwie nach hinten ausſchlug, dann ſtampfte er plötzlich auf, und dann... ja, dann ſtolperte er über ſeine eigenen Beine... Er hatte gleichfalls mit ihr tanzen wollen! Klara Olſſuphjewna kam plötzlich zu ſich und ſchrie leiſe auf: im Nu ſtürzten alle herbei, um ſie von Herrn

Goljádkin zu befreien, und im Augenblick ſah ſich unſer Held mindeſtens ſchon zehn Schritte weit von ihr fortgedrängt, ſah ſich von einem empörten Kreiſe umgeben, vernahm das Gekreiſch und die Klagen von zwei alten Damen, die er während ſeines Rückzuges geſtoßen oder getreten hatte — er wußte es ſelbſt nicht. Die Aufregung war unbeſchreiblich: alles rief, ſchrie, ſprach durcheinander. Das Orcheſter verſtummte. Unſer Held drehte ſich im Kreiſe und lächelte und murmelte halb bewußtlos allerlei vor ſich hin: daß er doch gleichfalls ... weshalb denn nicht ... die Polka ſei ein neuer Tanz und er könne nichts dafür ... ein Tanz, erfunden zur Unterhaltung und zur Zerſtreuung der Damen ... doch wenn es mit dem Tanzen nun einmal nicht ginge, ſo ſei er ja bereit, zurückzutreten ... Leider ſchien ſich aber niemand um ſeine Bereitwilligkeit zu kümmern. Unſer Held fühlte nur, daß eine Hand ſich um ſeinen Oberarm legte und eine andere kräftig gegen ſeinen Rücken drückte und daß man ihn in irgendeiner Richtung weiterſchob. Und dieſe Richtung war — das ſah er plötzlich — die Tür. Herr Goljádkin wollte irgend etwas ſagen, irgend etwas tun ... oder nein, er wollte gar nichts mehr. Er lächelte nur, lächelte unbewußt. Seine nächſte Empfindung war dann, daß man ihm den Mantel anzog und den Hut auf den Kopf drückte, irgendwie ſchief auf die Stirn und in die Augen. Dann befand er ſich, wie ihm ſchien, einen Moment im Treppenflur, in der Dunkelheit und Kälte, dann auf der Treppe. Plötzlich ſtolperte er und glaubte, in einen Abgrund zu fallen: er wollte gerade aufſchreien — doch da ſtand er ſchon auf

dem Hof. Die frische Nachtluft wehte ihn an, er stand und fühlte nur ein Drehen im Kopf. Da vernahm er mit einem Male die gedämpften Klänge der Musik, die wieder einsetzte. Er zuckte zusammen und plötzlich erinnerte er sich an alles! Seine Kräfte, die ihn völlig verlassen hatten, waren wie mit einem Schlage wieder da. Er fuhr auf, griff sich an den Kopf und stürzte fort, gleichviel wohin, in die Luft, in die Freiheit, geradeaus — wohin ihn nur die Füße trugen.

V.

Von den Türmen der Stadt ſchlug es gerade Mitternacht, als Herr Goljádkin auf den Kai des Fontankakanals in der Nähe der Ismailoffbrücke hinauslief, um ſich vor ſeinen Feinden zu retten, vor ſeinen Feinden und Verfolgern, dem Gekreiſch der empörten alten und dem Ach und Weh der jungen Damen, und vor den tötenden Blicken Andrej Philippowitſchs.

Herr Goljádkin fühlte ſich nicht bloß vernichtet, wie man das ſo zu ſagen pflegt, ſondern vollſtändig und buchſtäblich erſchlagen — erſchlagen und tot, und wenn er im Augenblick doch noch die Fähigkeit des Laufens behielt, ſo war das entſchieden nur mit einem Wunder zu erklären, einem Wunder, an das zu glauben er ſich ſchließlich ſelber weigerte. Das Wetter war grauenvoll — eine Petersburger Novembernacht: naß, neblig, dunkel, mit jenem Regen und Schnee, die alle Gaben des Petersburger Novemberwetters, wie Rheumatismus, Schnupfen, Influenza und alle möglichen ſonſtigen Erkältungen und Entzündungen mit ſich brachten und in ſich trugen. Der Wind heulte durch die menſchenleeren Straßen und über den Kanal, daß das ſchwarze Waſſer in der Fontanka ſich unheimlich regte, rüttelte eilig an den ſpärlichen Laternen, die auf ſein

Pfeifen mit leiſem Kreiſchen und Knarren antworteten, was dann alles zuſammen wie eine weinerlich ſchrille, fernher ſchwirrende Muſik klang, die jedem Petersburger ſo gut bekannt iſt. Die vom Winde zerriſſenen Regenſtröme ſamt dem naſſen Schnee trafen — als kämen ſie aus einer Feuerſpritze — den armen Herrn Goljádkin faſt horizontal und ſchnitten und ſtachen ihn ins Geſicht wie mit tauſend Nadeln. Durch das nächtliche Schweigen, das nur fernes Wagenrollen, das Heulen des Windes und das Knarren der Laternen unterbrach, hörte man das troſtloſe Tropfen des Waſſers von den Dächern und Fenſtervorſprüngen auf die Steine des Trottoirs, und das leiſe gurgelnde murmelnde Rauſchen in den Regenröhren und Rinnſteinen. Keine Menſchenſeele war nah und fern zu ſehen, und es konnte ja auch um dieſe Zeit und bei dieſem Wetter niemand zu ſehen ſein. So eilte denn auf dem Trottoir an der Fontanka nur Herr Goljádkin, ganz allein mit ſeiner Verzweiflung, durch die Dunkelheit und den Regen, eilte in ſeiner eigentümlichen Gangart mit ſchnellen, kleinen, trippelnden Schritten wie im Trab halb laufend, immer weiter, um ſo ſchnell wie möglich die Scheſtilawotſchnaja zu erreichen, unter den Torbogen zu ſchlüpfen und dann die Treppe hinaufzueilen, bis er in ſeiner Wohnung in Sicherheit war.

Doch obſchon der Schnee und Regen und alles das, was ſich kaum nennen und ſchildern läßt, wenn die Novemberſtürme Petersburg heimſuchen, von allen Seiten zugleich auf Herrn Goljádkin niederging und ihn ſchonungs- und erbarmungslos mitnahm, ihm bis auf die Knochen ging, die Augen blendete und ihn faſt vom

Wege blies, als habe das Wetter ſich mit ſeinen Feinden verbündet und ſich mit allen gegen ihn verſchworen: ſo konnte doch dieſe letzte Heimſuchung Herrn Goljádkin, der an dieſem Tage ſchon genugſam vom Unglück verfolgt worden war, merkwürdigerweiſe nicht den Reſt geben, ja ſie kam ihm, kann man ſagen, kaum ernſthaft und wirklich zu Bewußtſein — ſo erſchüttert war er durch das, was er vor wenigen Minuten im Hauſe des Staatsrats Berendejeff hatte erleben müſſen! Selbſt wenn ihn ein ganz Ahnungsloſer in dieſem Augenblick von der Seite hätte beobachten können, wie er ſo, gleichſam blind und taub, durch das Unwetter einhertrabte, — er hätte doch ſogleich dieſe ganze fürchterliche und unerträgliche Qual erraten und wohl geſagt, Herr Goljádkin ſehe aus, als wolle er ſich vor ſich ſelbſt verſtecken, als wolle er am liebſten vor ſich ſelbſt fortlaufen. Und ſo war es auch wirklich. Ja, wir können ſogar ſagen, daß Herr Goljádkin ſich am liebſten auf der Stelle vernichtet, in Staub und Nichts verwandelt hätte. Er hörte weder, noch ſah oder begriff er etwas von dem, was ihn umgab: er ſah aus, als ſpüre er nichts von Regen und Schnee, nichts vom Winde und vom Unwetter. Die eine Galoſche, die für den rechten Stiefel etwas zu groß war, fiel ab, doch Herr Goljádkin eilte weiter, ohne es überhaupt zu bemerken. Er war ſo verwirrt, daß er mehrmals jäh ſtehen blieb, von nichts anderem erfüllt, als von dem Gedanken an eine unfaßbare Schmach, und daß er dann unbeweglich, wie zu einer Bildſäule erſtarrt, mitten auf dem Trottoir ſtand: in dieſen Augenblicken ſtarb er faſt, verging er — bis er dann plötzlich zuſammenfuhr

und wie ein Irrſinniger weiterlief, lief und lief, ohne ſich umzuſehen, als wolle er ſich vor Verfolgern retten oder als gelte es, irgendeinem furchtbaren Unglück zu entrinnen. Sein Zuſtand war in der Tat beängſtigend ...

Endlich blieb er vor Erſchöpfung ſtehen, ſtützte ſich auf das Geländer am Kanal und ſtarrte auf das ſchwarze Waſſer der Fontanka. So ſtand er eine lange Zeit. Was er dachte, läßt ſich nicht genau ſagen, aber jedenfalls war ſeine Verzweiflung ſo groß, die Qual ſo ungeheuerlich und ſein Mut ſo erſchöpft, daß er alles vergaß, alles, das Haus an der Ismailoffbrücke und ſeine Wohnung an der Scheſtilawotſchnaja, ſelbſt vergaß, wo er ſich im Augenblick befand... Und warum ſollte er auch nicht? Es war doch nichts mehr daran zu ändern, was ging es ihn im Grunde noch an?... Plötzlich aber... plötzlich zuckte er am ganzen Körper zuſammen und ſprang unwillkürlich ein paar Schritte zur Seite. Mit einer unerklärlichen Unruhe ſah er ſich um: es war niemand zu ſehen, es konnte nichts Beſonderes geſchehen ſein, und doch ... und doch ſchien es ihm, daß im Augenblick jemand neben ihm, dicht neben ihm geſtanden hatte, gleichfalls auf das Geländer geſtützt, und — ſeltſam! — es war, als habe der Betreffende ihm ſogar etwas geſagt, ſchnell und kurz und nicht ganz deutlich, aber irgend etwas ihm Naheliegendes, etwas, das ihn perſönlich anging.

„Wie, oder ſollte mir das ... nur ſo vorgekommen ſein?“ fragte ſich Herr Goljádkin, indem er ſich nochmals ſuchend umſah. „Aber wo bin ich denn? ...

Oh!“ ſchloß er kopfſchüttelnd, fuhr aber doch fort, unruhig, mit einem beklemmenden Gefühl, ja ſogar mit einer gewiſſen Angſt, alle Kräfte zuſammenzunehmen, um mit ſeinen kurzſichtigen Blicken in die trübe, feuchte Dunkelheit zu ſpähen. Es war aber nichts Verdächtiges zu ſehen: nichts Beſonderes fiel ihm auf. Es ſchien alles ruhig zu ſein, alles wie es ſein mußte, es ſchneite nur ſtärker als vorher und in größeren Flocken: keine zwanzig Schritte weit konnte man ſehen, ſo ſtockfinſter war es. Und der Wind heulte noch eintöniger, noch klagender ſein banges Lied, ganz wie ein Bettler, der nicht von einem läßt und traurig um ein Almoſen bittet, um ſein Leben friſten zu können.

„E—eh! was iſt denn das mit mir?“ fragte ſich Herr Goljádkin, und er ſetzte ſeinen Weg fort, blickte ſich aber immer noch etwas unſicher um. Inzwiſchen bemächtigte ſich ſeiner eine neue Empfindung: es war wie eine Beklemmung, und doch wieder nicht, es war wie Angſt . . . und doch anders als Angſt . . . Ein fieberhaftes Zittern lief durch ſeinen ganzen Körper und zerrte an allen Sehnen. Der Augenblick war unerträglich.

„Nun, was iſt denn dabei,“ murmelte er endlich, um ſich etwas zu ermuntern, „was tut es denn? Vielleicht hat ſo etwas nichts auf ſich und geht niemandem an die Ehre. Vielleicht war das gerade nötig,“ fuhr er fort, ohne ſelbſt zu verſtehen, was er ſprach, „vielleicht wird das gerade zum Guten führen, mir noch ein Glück eintragen, weshalb alſo ungehalten ſein, wenn ich ihnen allen einmal zu Dank verpflichtet ſein kann?“

Mit dieſen beruhigenden und tröſtenden Erwägungen beſchäftigt, ſchüttelte Herr Goljádkin den Schnee von ſich ab, der ſchon mit einer dicken Schicht ſeinen Hut und Kragen, die Schultern und Stiefel bedeckte, — doch jene ſeltſame Empfindung, jene dunkle Beklemmung konnte er nicht abſchütteln. Irgendwo fern fiel ein Kanonenſchuß *).

Das iſt aber ein Wetter, dachte unſer Held, hu! wenn es nicht noch eine Ueberſchwemmung gibt? Das Waſſer muß doch ſchon bedeutend geſtiegen ſein . . .

Kaum hatte Herr Goljádkin das gedacht, als er nicht weit vor ſich einen Menſchen erblickte, der ihm entgegenkam, — wohl ebenſo wie er ſelbſt ein verſpäteter Fußgänger. Es war offenbar eine ganz zufällige Begegnung, die nichts weiter zu bedeuten hatte. Doch Herr Goljádkin wurde aus einem unbekannten Grunde ängſtlich und verlor ſogar ein wenig den Kopf. Nicht, daß er einen Mörder oder Dieb gefürchtet hätte, — nein, das nicht, aber ... „was kann man wiſſen, wer er iſt," fuhr es ihm durch den Sinn, „vielleicht iſt auch er hier im Spiel, ja vielleicht iſt er ſogar die Hauptperſon und kommt mir jetzt nicht zufällig entgegen, ſondern in einer beſonderen Abſicht, um meinen Weg zu kreuzen und mich anzurempeln . . ."

Möglicherweiſe dachte Herr Goljádkin dies auch nicht, ſondern empfand nur eine Sekunde lang etwas Aehnliches und äußerſt Unangenehmes. Er hätte

*) Das Warnungszeichen von der Peter-Paulus-Feſtung, daß das Waſſer der Newa ſteigt und die niedriger gelegenen Stadtteile zu überſchwemmen droht. E. K. R.

auch gar nicht Zeit zum Denken gehabt: der Fremde war keine zwei Schritte mehr von ihm entfernt. Herr Goljádkin beeilte ſich ſeiner Gewohnheit gemäß, eine Miene aufzuſetzen, die deutlich zu erkennen gab, daß er, Goljádkin, ein Menſch für ſich ſei und niemanden etwas angehe, daß der Weg für alle breit genug, und er, Goljádkin ſelbſt, niemanden anrühre und ruhig vorübergehe. Plötzlich aber ſtand er wie vom Blitz getroffen, und dann wandte er ſich ſchnell zurück und ſah dem anderen nach, der kaum an ihm vorübergegangen war, — wandte ſich zurück, als habe ihn jemand an einer Schnur herumgeriſſen. Der Unbekannte entfernte ſich ſchnell im Schneetreiben. Er ging gleichfalls ſehr eilig, war gleichfalls ganz vermummt, hatte den Hut in die Stirn gezogen und den Kragen aufgeſchlagen, und ging ganz wie er, Herr Goljádkin, mit kleinen, ſchnellen, trippelnden Schritten, ein wenig wie im Trab.

„Was . . . was iſt das?“ murmelte Herr Goljádkin mit einem ungläubigen Lächeln, — ſchauderte aber doch am ganzen Körper zuſammen. Es lief ihm kalt über den Rücken. Inzwiſchen verſchwand der Unbekannte vollends in der Dunkelheit, auch ſeine Schritte waren nicht mehr zu hören, Herr Goljádkin aber ſtand immer noch und ſah ihm nach. Erſt allmählich kam er wieder zu ſich.

„Was iſt das mit mir,“ dachte er ärgerlich, „bin ich denn etwa rein von Sinnen oder . . . oder ganz verrückt?“ Und er ging wieder ſeines Weges, beſchleunigte aber immer mehr den Schritt und bemühte ſich, an gar nichts zu denken. Ja er ſchloß ſogar die Au-

gen, um nicht zu denken. Plötzlich, durch das Heulen des Windes und das Geräuſch des Unwetters, vernahm er wieder ſchnelle Schritte in der Nähe. Er fuhr zuſammen und öffnete die Augen. Vor ihm, etwa zwanzig Schritte weit, tauchte von neuem irgendein dunkles Menſchlein auf, das ihm eilig entgegenkam. Die Entfernung verringerte ſich ſchnell. Herr Goljádkin konnte ſchon deutlicher ſeinen neuen Schickſalsgenoſſen erkennen, — und plötzlich ſchrie er auf vor Ueberraſchung und Entſetzen. Seine Füße wurden ſchwach. Es war das derſelbe, ihm ſchon bekannte Paſſant, der vor etwa zehn Minuten an ihm vorübergegangen war, und der ihm jetzt plötzlich wieder entgegenkam. Das Erlebnis war ſeltſam und unheimlich. Herr Goljádkin war ſo überraſcht, daß er ſtehen blieb, zitterte, irgend etwas ſagen wollte, und — plötzlich dem Unbekannten nachlief, ja, er rief ihn ſogar an, wahrſcheinlich, um ihn ſchneller zu erreichen. Der Unbekannte blieb auch wirklich ſtehen, etwa zehn Schritte weit von Herrn Goljádkin, und zwar gerade im Schein der nächſten Laterne, ſo daß man ihm deutlich erkennen konnte, — blieb ſtehen, wandte ſich nach Herrn Goljádkin um und wartete mit ungeduldiger Miene darauf, was jener nun ſagen werde.

„Verzeihen Sie, ich habe mich vielleicht nur getäuſcht," ſtammelte unſer Held mit zitternder Stimme.

Der Unbekannte wandte ſich ſchweigend und ſichtlich ungehalten wieder von ihm ab und ging ſchnell weiter, als wolle er ſich beeilen, die verlorenen zwei Sekunden einzuholen. Herr Goljádkin aber zitterte am ganzen Körper und vermochte ſich kaum auf den Füßen

zu halten. Mit einem Stöhnen ſank er auf einen der Prellſteine am Trottoir. Er hatte wirklich allen Grund, ſo die Faſſung zu verlieren.

Dieſer Unbekannte war ihm jetzt tatſächlich bekannt erſchienen. Doch das hätte allein noch nicht viel beſagt. Aber er hatte ihn ja erkannt, hatte ihn jetzt vollkommen erkannt, dieſen Menſchen! Er hatte ihn ſchon geſehen, hatte ihn — ja, hatte ihn irgend einmal geſehen, ſogar vor ganz kurzer Zeit. Aber wo? — wo konnte das geweſen ſein? — und wann? War es nicht erſt vor einem Tage geweſen? Uebrigens war nicht das die Hauptſache, daß Herr Goljádkin ihn ſchon geſehen hatte. Es war ja auch faſt gar nichts Beſonderes an dieſem Menſchen — auf den erſten Blick hätte dieſer Menſch entſchieden keines anderen Menſchen Aufmerkſamkeit erregt. Er war eben ein Menſch, wie alle anderen, war natürlich auch anſtändig, wie alle anſtändigen Menſchen, und vielleicht beſaß er ſogar irgendwelche Vorzüge — mit einem Wort: er war auch ein Menſch für ſich.

Herr Goljádkin empfand weder Haß noch Feindſchaft noch ſelbſt eine Abneigung gegen dieſen Menſchen, ſogar im Gegenteil! Nur (und gerade in dieſem Umſtande lag die Hauptbedeutung), nur hätte er für nichts in der Welt eine zweite Begegnung mit ihm gewünſcht, und nun noch gar eine, wie jetzt in der Nacht. Wir können ſogar noch mehr verraten! Herr Goljádkin kannte dieſen Menſchen ganz genau, er wußte ſogar, wie er hieß, mit dem Familiennamen und mit dem Ruf- und Vatersnamen. Und doch hätte er ihn ſelbſt für alle Schätze der Welt nicht mit Namen genannt, —

er wollte ihn nicht nennen, wollte es nicht einmal zugeben, daß jener so und so hieß.

Wie lange Herr Goljádkin auf dem Prellstein saß, was er dachte oder empfand, das vermag ich nicht zu sagen, doch als er endlich wieder zu sich kam, raffte er sich plötzlich auf und begann zu laufen — und er lief, was er nur laufen konnte, ohne sich umzusehen. Der Atem ging ihm aus, er stolperte zweimal, fiel fast hin — und bei der Gelegenheit verlor er auch die andere Galosche. Endlich gab er das Laufen auf, verlangsamte den Schritt, um Atem zu schöpfen, sah sich schnell um und stellte fest, daß er, ohne es zu merken, schon eine ganze Wegstrecke längs der Fontanka zurückgelegt hatte, ging dann über die Anitschkoffbrücke, ging über den Newskij und stand schließlich an der Straßenkreuzung des Newskij Prospekt und der Liteinaja. Dann bog er in die Liteinaja ein. Er glich in diesem Augenblick einem Menschen, der am Rande eines Abgrundes steht, unmittelbar vor einem Absturz, der den Boden schon unter sich wanken fühlt und im nächsten Augenblick in die Tiefe stürzen wird: einem, der all dies weiß und selbst sieht, und der doch nicht die Kraft hat und auch nicht die Geistesgegenwart, auf den noch feststehenden Boden zurückzuspringen, und nicht die Willensstärke, den Blick von der gähnenden Tiefe abzuwenden: die Tiefe zieht ihn vielmehr an, zieht ihn und läßt ihn nicht los, und so springt er denn schließlich beinahe selbst hinab, nur um den unvermeidlichen Untergang zu beschleunigen.

Herr Goljádkin wußte und fühlte es, er war überzeugt, daß ihm sogleich, noch unterwegs, etwas Ver-

hängnisvolles zuſtoßen, daß er z. B. wieder jenem Unbekannten begegnen würde: doch — ſo ſeltſam es auch erſcheinen mag — er wünſchte dieſe Begegnung jetzt beinahe ſelbſt herbei, wünſchte ſie ſchneller herbei, ſo ſchnell wie möglich. Da er ſie doch für unvermeidlich hielt, wollte er, daß dem Zuſtande je eher je lieber ein Ende bereitet werde, gleichviel wie, aber nur raſch, raſch! Währenddeſſen lief er immer noch, lief als bewege ihn eine fremde Macht, denn von ſeinem eigenen Weſen fühlte er nichts als eine unendliche Erſchöpfung und Abgeſpanntheit: er konnte auch nichts mehr denken, obwohl ſeine Gedanken ſich im Vorübergehen wie Dornen an alles und jedes hefteten. Ein verirrtes Hündchen, das vor Näſſe und Kälte nur ſo zitterte, ſchloß ſich ihm an und lief neben ihm her, lief mit flinken dünnen Beinchen, eingekniffener Rute und zurückgelegten Ohren, und von Zeit zu Zeit ſah es ſchüchtern und verſtändnisvoll zu ihm auf.

Ein ferner, längſt ſchon vergeſſen geweſener Gedanke oder vielmehr die Erinnerung an etwas vor langer Zeit einmal Geſchehenes kam ihm jetzt in den Sinn und begann in ſeinem Kopfe zu hämmern, und hämmerte und hämmerte und ließ ſich nicht abweiſen.

„Dieſes gemeine Hündchen!“ murmelte Herr Goljádkin vor ſich hin, ohne ſich ſelbſt zu verſtehen. Endlich erblickte er den Unbekannten wieder, gerade wie er um die Straßenecke bog. Nur kam er ihm jetzt nicht wieder entgegen, ſondern ging vor ihm her in derſelben Richtung, ging wenige Schritte vor ihm und eilte ebenſo wie er in leichtem Trab. Bald hatten ſie die Schestilawotſchnaja erreicht. Herrn Goljádkins Herzſchlag

ſetzte aus: der Unbekannte blieb gerade vor dem Hauſe ſtehen, in dem Herr Goljádkin wohnte. Man hörte die Klingel unter dem Torbogen und faſt in demſelben Augenblick auch ſchon das Kreiſchen des eiſernen Riegels. Das Pförtchen wurde geöffnet, der Unbekannte beugte ſich und verſchwand. Im nächſten Augenblick hatte auch Herr Goljádkin das Pförtchen erreicht und ſchlüpfte am Hausknecht vorüber, der irgendetwas brummte; er lief auf den Hof und erblickte wieder den Unbekannten, den er einen Moment aus dem Auge verloren hatte. Er erblickte ihn gerade noch beim Eingang zu der Treppe, die zu Herrn Goljádkins Wohnung hinaufführte. Herr Goljádkin eilte ihm nach. Die Treppe war dunkel, feucht und ſchmutzig. Neben allen Türen ſtand Hausgerät und alles mögliche andere, ſo daß ein Fremder, der zum erſtenmal und noch dazu im Dunkeln dieſe Treppe hinaufſtieg, mindeſtens eine halbe Stunde lang zum Erklimmen derſelben bedurfte. Trotzdem ſetzte man ſich immer wieder dem aus, daß man ſich Hals und Beine brach, verwünſchte immer wieder nicht nur die Treppe, ſondern mit dieſer auch ſeine Bekannten, die ſich in einer Wohnung niedergelaſſen, zu der der Zugang ſoviel Mühe koſtete. Doch jener Unbekannte, den Herr Goljádkin verfolgte, ſchien mit den Eigenheiten der Treppe ganz vertraut zu ſein, als wohne er in demſelben Hauſe: er eilte mit der größten Leichtigkeit hinauf, ohne auch nur einmal zu zögern, als wäre ihm jede Stufe bekannt. Herr Goljádkin hatte ihn faſt eingeholt: ja, zwei- oder dreimal ſchlug ſogar der Mantelſaum des Unbekannten an ſeine Naſe. Das Herz ſtand ihm ſtill. Der geheim-

nisvolle Fremde blieb gerade vor der Tür der Wohnung des Herrn Goljádkin ſtehen. Und Petruſchka — was zu einer anderen Zeit Herrn Goljádkin ſehr in Verwunderung geſetzt hätte, — Petruſchka, ganz als hätte er gewartet und ſich noch nicht ſchlafen gelegt, öffnete ſofort die Tür und kam dem eintretenden Menſchen mit dem Licht in der Hand entgegen.

Ganz außer ſich trat der Held unſerer Erzählung in ſeine Wohnung. Ohne Hut und Mantel im Vorraum abzulegen, blieb er, wie vom Donner gerührt, auf der Schwelle ſeines Zimmers ſtehen.

Alle Vorahnungen Herrn Goljádkins erfüllten ſich vollſtändig, alles, was er gefürchtet hatte, trat jetzt in die Erſcheinung. Der Atem ging ihm aus, der Kopf ſchwindelte ihm. Der Unbekannte ſaß vor ihm auf ſeinem Bett, gleichfalls im Hut und Mantel: er lächelte ein wenig, blinzelte ihm zu und nickte freundſchaftlich mit dem Kopfe. Herr Goljádkin wollte ſchreien, konnte aber nicht — wollte irgendwie proteſtieren, doch die Kräfte reichten nicht. Die Haare ſtanden ihm zu Berge und er ſetzte ſich ſtarr vor Schreck neben den anderen hin. Dazu hatte er freilich Urſache. Herr Goljádkin erkannte ſofort ſeinen nächtlichen Freund. — Sein nächtlicher Frennd aber war niemand anders als er ſelbſt — ja: Herr Goljádkin ſelbſt, ein anderer Herr Goljádkin und doch Herr Goljádkin ſelbſt — mit einem Wort und in jeder Beziehung war er das, was man einen Doppelgänger nennt.

— — — — — — — — — —

VI.

Am anderen Morgen, genau um acht Uhr, erwachte Herr Goljádkin in ſeinem Bett. Sofort erſchienen mit erſchreckender Deutlichkeit vor ſeinen erregten Sinnen und in ſeinem Gedächtnis alle die außergewöhnlichen Ereigniſſe, die er geſtern gehabt, erſchien die ganze wilde und unwahrſcheinliche Nacht mit ihren faſt myſteriöſen Ereigniſſen. Eine ſo grauſame, eine ſo hölliſche Bosheit von ſeiten ſeiner Feinde und beſonders dieſer letzte Beweis ihrer Bosheit ließ Herrn Goljádkins Herz zu Eis erſtarren. Dazu ſchien alles das ſo ſonderbar unverſtändlich und wüſt, ſchien ſo ſinnlos und ganz und gar unglaubhaft, daß es ihm wirklich ſchwer wurde, daran zu glauben. Herr Goljádkin wäre ſogar ſehr geneigt geweſen, das alles einfach für einen Traum, für eine augenblickliche Verwirrung ſeiner Phantaſie, für eine vorübergehende Umnachtung ſeines Geiſtes anzuſehen, wenn er nicht zu ſeinem Glück und aus ſeiner bitteren Lebenserfahrung heraus gewußt hätte, bis wohin die Bosheit bereits manchen Menſchen gebracht hat, wie weit die Grauſamkeit eines Feindes gehen kann, der ſich für ſeine verletzte Ehre rächen möchte. Obendrein legten die zerſchlagenen Glieder Herrn Goljádkins, ſein

ſchmerzender Kopf, ſein verſtauchtes Kreuz, ſein bösartiger Schnupfen um ſo fühlbarer Zeugnis ab und beſtanden unabweislich auf der Wirklichkeit des nächtlichen Spazierganges ſamt allen Abenteuern, die mit ihm verbunden geweſen waren. Und ſchließlich wußte ja Herr Goljádkin ſchon längſt, daß ſie da etwas gegen ihn vorbereiteten, daß noch etwas anderes dahinterſteckte!

Aber was denn? Nach reiflicher Ueberlegung beſchloß Herr Goljádkin zu ſchweigen, ſich zu fügen und in der Sache fürs erſte nichts zu tun.

„So haben ſie mich vielleicht nur erſchrecken wollen, und wenn ſie ſehen, daß ich nichts tue, nicht proteſtiere und mich in alles füge, dann werden ſie vielleicht zurücktreten, von ſelbſt zurücktreten, als erſte zurücktreten.“

Das waren die Gedanken, die im Kopfe Herrn Goljádkins umgingen, als er ſich im Bette ausſtreckte, um ſeine zerſchlagenen Glieder zu fühlen, und auf das gewohnte Erſcheinen Petruſchkas im Zimmer wartete. Er wartete bereits eine ganze Viertelſtunde und hörte, wie der Faulpelz Petruſchka hinter dem Verſchlag den Samowar anmachte, aber er konnte ſich nicht entſchließen, ihn zu rufen. Sagen wir offen: Herr Goljádkin fürchtete ſich ein wenig, Petruſchka Aug' in Aug' gegenüberzuſtehen.

„Denn, weiß Gott —,“ dachte er, „weiß Gott, wie der Schuft dieſe ganze Sache anſieht. Er ſchweigt und ſchweigt und macht ſich dabei ſeine eigenen Gedanken.“

Endlich knarrte die Tür und Petruſchka erſchien mit dem Teebrett in beiden Händen. Herr Goljádkin

ſchielte ſchüchtern nach ihm hin und wartete ungeduldig, was nun geſchehen — wartete, ob er nicht endlich über den Vorfall wenigſtens etwas ſagen würde. Doch Petruſchka ſagte nichts, im Gegenteil, er war noch ſchweigſamer, finſterer und erboſter als gewöhnlich und warf unter ſeinen zuſammengezogenen Brauen hervor nur mürriſche Blicke ins Zimmer. Man konnte daraus entnehmen, daß er äußerſt unzufrieden war. Nicht ein einziges Mal ſah er ſeinen Herrn an, was, nebenbei geſagt, Herrn Goljádkin ſehr unangenehm berührte. Er ſtellte alles, was er gebracht hatte, auf den Tiſch, kehrte um und ging ſchweigend hinter ſeinen Verſchlag.

„Er weiß, er weiß alles, der Taugenichts!“ murmelte Herr Goljádkin, während er ſeinen Tee einnahm. Unſer Held jedoch richtete keine Frage an ſeinen Diener, obgleich dieſer noch einige Male, aus verſchiedenen Anläſſen, ins Zimmer kam.

Herr Goljádkin war in einer ſehr bewegten Gemütsverfaſſung. Peinlich war es ihm vor allem, in die Kanzlei zu gehen. Er hatte ein ſtarkes Vorgefühl, daß dort irgend etwas nicht ganz richtig ſein würde.

„Wenn du da hingehſt,“ dachte er, „kannſt du über irgend etwas ſtolpern! Iſt es nicht beſſer, hier noch etwas abzuwarten? Mögen ſie da tun — was ſie wollen: ich werde heute hierbleiben und Kräfte ſammeln, werde meine Gedanken über die Sache in Ordnung bringen, um dann den günſtigen Augenblick zu erhaſchen und, wie ſo ein Guß kalten Waſſers über den Kopf, ohne ſelbſt mit der Wimper zu zucken, vor ihnen auftauchen.“

Während Herr Goljádkin ſo über die Sache nachdachte, rauchte er eine Pfeife nach der anderen. Die Zeit verging indeſſen ſchnell — es war bereits faſt halb zehn geworden.

„Siehe da, es iſt ſchon halb zehn Uhr," dachte Herr Goljádkin, „es iſt jetzt wirklich zu ſpät geworden. Dazu bin ich krank, verſteht ſich, krank, durchaus krank — wer ſagt, daß es nicht ſo iſt? Was geht es mich an! Und wenn man jemanden ſchickt, der hier nachſehen ſoll — ja, was geht das mich an? Mir tut der Rücken weh, ich habe Huſten, Schnupfen, und ſchließlich darf ich bei dieſem Wetter gar nicht ausgehen, ich kann mich ernſtlich erkälten und ſogar ſterben — die Sterblichkeit iſt ja zurzeit ſo groß ..."

Mit ſolchen Gründen beruhigte Herr Goljádkin ſchließlich ſein Gewiſſen vollkommen und rechtfertigte ſich ſo im voraus vor dem Verweis, der ihm von Andrej Philippowitſch bevorſtand — „wegen Vernachläſſigung des Dienſtes". Ueberhaupt liebte es unſer Held bei allen ähnlichen Gelegenheiten, ſich vor ſich ſelbſt durch die verſchiedenſten Vernunftgründe zu verteidigen und auf dieſe Weiſe ſein Gewiſſen vollkommen zu beruhigen. So hatte er denn auch jetzt ſein Gewiſſen vollkommen beruhigt, griff nach der Pfeife, klopfte ſie aus: doch kaum hatte er ordentlich zu rauchen begonnen — als er plötzlich vom Diwan ſprang, ſeine Pfeife fortwarf, ſich lebhaft wuſch, raſierte und friſierte, ſeine Uniform und alles Uebrige anzog, einige Papiere ergriff und in die Kanzlei davoneilte.

Herr Goljádkin trat ſchüchtern in ſeine Bureauabteilung ein, in zitternder Erwartung von etwas ſehr

Unangenehmem, in einer Erwartung, die unklar und dunkel und daher um ſo unangenehmer war. Schüchtern ſetzte er ſich auf ſeinen Platz neben ſeinem Bureauvorſteher Anton Antonowitſch Sſjetotſchkin. Ohne ſich umzublicken oder ſich durch etwas ablenken zu laſſen, vertiefte er ſich in den Inhalt ſeiner vor ihm liegenden Papiere. Er hatte beſchloſſen und ſich das Wort gegeben, ſich ſo wenig wie möglich einer Herausforderung auszuſetzen und ſich vor allem, was ihn kompromittieren könnte, vor unbeſcheidenen Fragen, vor allerlei Scherzen und Anſpielungen auf den geſtrigen Abend möglichſt weit weg zu halten. Er beſchloß ſogar, von den gewöhnlichen Höflichkeiten im Verkehr mit ſeinen Kollegen abzuſehen, und zum Beiſpiel Fragen nach dem Befinden uſw. zu unterlaſſen.

Doch andererſeits war es ganz unmöglich, daß es dabei bleiben konnte. Unruhe und Ungewißheit über etwas ihm nahe Bevorſtehendes waren für ihn viel quälender, als das Bevorſtehende ſelbſt. Und daher, trotz des Verſprechens, das er ſich gegeben hatte, auf nichts einzugehen, was es auch ſei, und ſich von allem fernzuhalten, erhob Herr Goljádkin doch zuweilen den Kopf und ſah heimlich und verſtohlen zur Seite nach recht und links, und beobachtete die Geſichter ſeiner Mitarbeiter, um aus ihren Mienen zu ſchließen, ob etwas Neues und Beſonderes bevorſtehe und aus irgendwelchen Abſichten vor ihm verborgen werde. Er ſetzte ohne weiteres voraus, daß eine Verbindung zwiſchen den geſtrigen Vorfällen und allem beſtand, was um ihn her vorging. Aus dieſen Nöten heraus wünſchte er ſchließlich, und Gott weiß wie er es wünſchte, daß

ſich alles nur ſo ſchnell wie möglich entſcheiden möge, wenn es dabei auch ein Unglück gäbe!

Doch wie ſchnell Herrn Goljádkin das Schickſal auch ereilte: kaum hatte er dies zu wünſchen gewagt, als ſeine Zweifel plötzlich gelöſt wurden, und zwar auf die allerſonderbarſte und unerwartetſte Weiſe.

Die Tür aus dem anderen Zimmer knarrte plötzlich leiſe und ſchüchtern, als wollte ſie damit vorausſchicken, daß die eintretende Perſon herzlich unbedeutend ſei, und eine Geſtalt, die Herrn Goljádkin ſehr bekannt vorkam, tauchte auf und näherte ſich ſchüchtern dem Tiſch, an dem unſer Held ſaß. Unſer Held wagte ſeinen Kopf nicht zu erheben, er ſtreifte die Geſtalt nur flüchtig mit einem kurzen Blick, doch er erkannte alles, begriff alles bis in die kleinſten Einzelheiten. Er entbrannte vor Scham und ſteckte ſeinen armen Kopf in die Papiere mit der gleichen Abſicht, wie der Vogel Strauß ſeinen Kopf in den Sand ſteckt, wenn er vom Jäger verfolgt wird.

Der Neuangekommene verneigte ſich vor Andrej Philippowitſch und man hörte darauf deſſen förmliche, höfliche Stimme, mit der die Vorgeſetzten in allen Kanzleien die neueingetretenen Untergebenen empfangen.

„Setzen Sie ſich hierher," wandte ſich Andrej Philippowitſch an ihn und wies den Neuling an den Tiſch Anton Antonowitſchs, „ſetzen Sie ſich Herrn Goljádkin gegenüber, Sie werden gleich beſchäftigt werden."

Andrej Philippowitſch ſchloß damit, daß er den Neuangekommenen mit einer höflich einladenden Gebärde ſich ſelbſt überließ und ſich ſofort wieder in ſeine

Papiere vertiefte, die in ganzen Haufen vor ihm lagen.

Herr Goljádkin erhob endlich ſeine Augen, und wenn er nicht in Ohnmacht fiel, ſo geſchah es nur deshalb nicht, weil er ſchon vorher alles das vorausgefühlt hatte, weil er ſchon im voraus von allem unterrichtet war und die Ankunft des Neulings bereits in ſeiner Seele geahnt hatte. Die erſte Bewegung Herrn Goljádkins war, ſich raſch umzublicken, ob ſich nicht ein Flüſtern ringsum erhob, ob nicht irgendein Kanzleiwitz vernehmbar wurde, oder ſich ein Geſicht vor Erſtaunen verzog und ſchließlich nicht irgend jemand vor Schreck vom Stuhle fiel. Doch zur größten Verwunderung Herrn Goljádkins ereignete ſich nichts Aehnliches. Das Benehmen der Herren Mitarbeiter und Kollegen ſetzte ihn in Erſtaunen und ſchien ihm vollſtändig unerklärlich. Herr Goljádkin erſchrak faſt vor dieſem ungewöhnlichen Schweigen. Die Tatſache ſprach für ſich ſelbſt. Die Sache war ſonderbar, ſinnlos, ohnegleichen. Es mußte einen verwundern.

Alles das ging Herrn Goljádkin ſelbſtverſtändlich durch den Kopf. Er fühlte ſich wie auf einem kleinen Feuer gebraten. Und wahrlich: es hatte ſeinen Grund. Derjenige, welcher Herrn Goljádkin gegenüber ſaß, war — der Schrecken Herrn Goljádkins, war — die Schande Herrn Goljádkins, war — der geſtrige Abdruck Herrn Goljádkins, kurz, war Herr Goljádkin ſelbſt. Doch nicht dieſer Herr Goljádkin, der mit aufgeriſſenem Munde und mit der Feder in der Hand auf dem Stuhle daſaß, nicht dieſer, der als Gehilfe ſeines Bureauvorſtehers ſeinen Dienſt ausübte, nicht dieſer, der ſich in der Menge zu vergraben und zu verſtecken

liebte, nicht der ſchließlich, deſſen Verhalten deutlich ausſprach: „Rühre mich nicht an und auch ich werde dich nicht anrühren," oder: „Rührt mich nicht an, denn ich rühre euch auch nicht an ..." Nein, das war ein anderer Herr Goljádkin, ein vollkommen anderer, und zugleich doch einer, der vollkommen ähnlich dem erſteren war. Von gleichem Wuchs, derſelben Geſtalt und Haltung, ebenſo gekleidet, ebenſo kahlköpfig—kurz, es war nichts, aber auch nichts zur vollkommenen Aehnlichkeit vergeſſen worden, ſo daß, wenn man die beiden nebeneinander aufgeſtellt hätte, niemand, aber auch wirklich niemand hätte ſagen können, wer der wirkliche Herr Goljádkin und wer der nachgemachte ſei, wer der alte und wer der neue, wer das Original und wer die Kopie.

Unſer Held war jetzt in der Lage eines Menſchen, über den, wenn der Vergleich möglich iſt, jemand zum Spaß ein Brennglas hält.

„Iſt es ein Traum oder iſt es keiner," dachte er, „iſt es die Gegenwart oder die Fortſetzung von geſtern. Wie kommt das, mit welchem Recht geht das alles hier vor? Wer hat dieſen Beamten hier hingeſetzt, und wer gab ihm das Recht, ſich zu ſetzen? Schlafe ich? Träumt es mir?"

Herr Goljádkin betaſtete ſich ſelbſt, betaſtete auch noch einen anderen ... Nein, es war nicht nur ein Traum. Herr Goljádkin fühlte, wie ihm der Schweiß in Strömen herunterrann, fühlte, daß ſich mit ihm noch etwas nie Dageweſenes und nie Geſehenes ereignete: und zur Vollendung des Unglücks begriff und fühlte Herr Goljádkin ſelbſt das Fatale, das darin lag, in

einer ſo verwickelten Sache das Urbild und Beiſpiel zu ſein.

Er begann an ſeiner eigenen Exiſtenz zu zweifeln, und obgleich er vorher auf alles vorbereitet geweſen war und ſelbſt gewünſcht hatte, daß ſich ſeine Zweifel irgendwie löſen möchten, ſo war für ihn dieſe Tatſache doch ganz unerwartet eingetreten.

Die Angſt drückte ihn nieder und quälte ihn. Vorübergehend war er ſeiner Gedanken und ſeines Gedächtniſſes vollſtändig beraubt. Wenn er nach ſolchen Augenblicken wieder zu ſich kam, ſo bemerkte er, daß er ganz mechaniſch und unbewußt ſeine Feder über das Papier führte. Da er ſich ſelbſt nicht mehr trauen konnte, fing er an, alles Geſchriebene nachzuprüfen, und ſiehe da, — er begriff nichts davon. Endlich ſtand der andere Herr Goljádkin auf, der bis dahin ruhig und ehrbar dageſeſſen hatte, und verſchwand mit ſeiner Arbeit durch die Tür, in die andere Abteilung. Herr Goljádkin blickte ſich um, — nichts, alles war ſtill: zu hören war nur das Kratzen der Federn, das Geräuſch beim Umwenden der Blätter und das Geflüſter in denjenigen Ecken, die am weiteſten von dem Platz Andrej Philippowitſchs ablagen.

Herr Goljádkin ſah Anton Antonowitſch, den Bureauvorſteher, an, und da der Geſichtsausdruck unſeres Helden durchaus mit ſeinen gegenwärtigen Gedanken übereinſtimmte, folglich in mancher Beziehung ſehr auffallend war, ſo legte der gute Anton Antonowitſch die Feder beiſeite und erkundigte ſich mit außergewöhnlicher Teilnahme nach der Geſundheit Herrn Goljádkins.

„Ich bin, Anton Antonowitſch ... ich bin ... Gott ſei Dank," antwortete ſtotternd Herr Goljádkin, „ich, Anton Antonowitſch ... bin vollkommen geſund. Mir fehlt ... Anton Antonowitſch — gar nichts," fügte er entſchloſſen hinzu, da er offenbar Anton Antonowitſch nicht ganz zu überzeugen vermochte.

„Aber, aber mir ſcheint es, daß Sie doch nicht ſo ganz geſund ſind: übrigens, es wäre kein Wunder! Beſonders jetzt bei dieſem Wetter! Wiſſen Sie ..."

„Ja, Anton Antonowitſch, ich weiß, daß das Wetter ſchlecht iſt ... Ich, Anton Antonowitſch, ich ... ſpreche nicht davon," fuhr Herr Goljádkin fort, indem er Anton Antonowitſch durchdringend anſah. „Ich, ſehen Sie, Anton Antonowitſch, ich weiß eigentlich nicht, ... das heißt, ich möchte ſagen ... wie Sie die Sache auffaſſen, Anton Antonowitſch ..."

„Was? Ich habe Sie ... wiſſen Sie ... ich muß geſtehen, nicht ganz verſtanden; Sie ... wiſſen Sie ... erklären Sie ſich deutlicher, woran Sie ſich hierbei ſtoßen," ſagte Anton Antonowitſch, der ſich nicht wenig betroffen fühlte, da er ſah, daß Herrn Goljádkin die Tränen in die Augen traten.

„Ich weiß wirklich nicht ... hier, Anton Antonowitſch ... „hier iſt — ein Beamter, Anton Antonowitſch ..."

„Nun! Ich verſtehe noch immer nichts."

„Ich möchte ſagen, Anton Antonowitſch, daß hier ein neueingetretener Beamter iſt."

„Ja, ſtimmt; er heißt auch wie Sie."

„Was?" rief Herr Goljádkin aus.

„Ich ſage: er trägt denſelben Namen. Er heißt auch Goljádkin. Iſt es nicht Ihr Bruder?“

„Nein, Anton Antonowitſch, ich . . .“

„Hm! ſagen Sie bitte, — mir ſchien es, daß es ſogar ein ſehr naher Verwandter von Ihnen ſein müßte. Wiſſen Sie, es iſt da eine Familienähnlichkeit vorhanden.“

Herr Goljádkin erſtarrte vor Verwunderung und die Zunge verſagte ihm zeitweiſe ihren Dienſt. So einfach über eine ſo unerhörte, noch nie dageweſene Sache zu ſprechen, eine Sache, die jeden intereſſierten Beobachter in Erſtaunen verſetzt hätte, und von einer Familienähnlichkeit zu reden, wo es ſich um ein Spiegelbild handelte!

„Ich, wiſſen Sie, was ich Ihnen raten möchte, Jakoff Petrowitſch,“ fuhr Anton Antonowitſch fort. „Gehen Sie doch zum Doktor und ſprechen Sie mit ihm. Wiſſen Sie, Sie ſehen durchaus krank aus. Ihre Augen ſind ſo ſonderbar . . . wiſſen Sie, ſo einen beſonderen Ausdruck haben ſie . . .“

„Nein, Anton Antonowitſch, ich fühle freilich, das heißt, ich möchte fragen, wie dieſer Beamte? . . .“

„Nun?“

„Das heißt, haben Sie nicht bemerkt, Anton Antrowitſch, haben Sie nicht an ihm etwas Beſonderes bemerkt . . . etwas — Unverkennbares?“

„Das heißt?“

„Das heißt, ich möchte ſagen, Anton Antonowitſch, eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit irgend jemandem, das heißt zum Beiſpiel mit mir. Sie ſprachen ſoeben, Anton Antonowitſch, von einer Familienähnlichkeit,

Sie machten ſo eine beiläufige Bemerkung . . . Wiſſen Sie, daß es Zwillinge gibt, die ſich wie zwei Tropfen Waſſer gleichen, ſo daß man ſie nicht voneinander unterſcheiden kann? Nun, ſehen Sie, das meinte ich —"

„Ja," ſagte Anton Antonowitſch, ein wenig nachdenklich — als ob er jetzt zum erſtenmal über die Sache wirklich erſtaunt wäre. „Ja, Sie haben recht, die Aehnlichkeit iſt tatſächlich erſtaunlich und man könnte wirklich den einen für den andern nehmen," fügte er hinzu und riß die Augen immer weiter auf. „Und, wiſſen Sie, Jakoff Petrowitſch, es iſt ſogar eine ganz ſonderbare phantaſtiſche Aehnlichkeit, wie man zu ſagen pflegt, das heißt, genau ſo wie Sie . . . Haben Sie bemerkt, Jakoff Petrowitſch? Ich wollte Sie ſogar ſelbſt danach fragen. Ja, ich geſtehe, anfangs habe ich zu wenig darauf geachtet. Ein Wunder, ein wirkliches Wunder, das! Und wiſſen Sie, Jakoff Petrowitſch, Sie ſind doch kein Hieſiger? Ich meine nur . . ."

„Nein."

„Er iſt auch kein Hieſiger. Vielleicht iſt er aus demſelben Orte, wo Sie her ſind. Ich wage nur zu fragen, wo hat ſich Ihre Mutter zuletzt dauernd aufgehalten?"

„Sie ſagten . . . Sie ſagten, Anton Antonowitſch, daß er kein Hieſiger iſt?"

„Ja, er iſt nicht von hier. Wirklich, wie das ſonderbar iſt," fuhr der geſprächige Anton Antonowitſch fort, für den es ein rechter Feiertag war, wenn er einmal tüchtig ſchwatzen konnte, „es kann wirklich

Anteil erregen! Wie oft geht man an ſo etwas vorüber, ohne es zu bemerken! Uebrigens, regen Sie ſich nicht darüber auf. Das pflegt vorzukommen. Wiſſen Sie — ich werde Ihnen was erzählen, dasſelbe paſſierte meiner Tante, mütterlicherſeits; ſie hat ſich auch einmal, es war kurz vor dem Tode, doppelt geſehen . . ."

„Nein, ich . . . entſchuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, Anton Antonowitſch, — ich, Anton Antonowitſch, wollte wiſſen, wie es mit dieſem Beamten ſteht, das heißt, welche Stellung er hier einnimmt.

„Er kam an die Stelle des kürzlich verſtorbenen Sſemjon Iwanowitſch. Deſſen Poſten war frei geworden, und ſo wurde er angeſtellt. Nein, wirklich, dieſer gute Sſemjon Iwanowitſch, drei Kinder hat er hinterlaſſen, ſagt man, eines kleiner als das andere. Die Witwe iſt ſeiner Exzellenz zu Füßen gefallen. Man ſagt übrigens, ſie habe Geld, ſie verheimliche es nur."

„Nein, Anton Antonowitſch, ich meine den Umſtand . . ."

„Das heißt, nun, ja! Warum beſchäftigt Sie denn das ſo ſehr? Ich ſage Ihnen doch: regen Sie ſich nicht auf. Das iſt ſchon ſo der Wille Gottes, und es iſt Sünde, gegen ihn zu murren. Darin ſieht man Gottes Weisheit. Und Sie, Jakoff Petrowitſch, ſind doch nicht ſchuld daran. Als ob es keine Wunder auf der Welt gäbe! Die Mutter Erde iſt freigebig, und Sie werden doch nicht dafür zur Verantwortung gezogen. Um Ihnen ein Beiſpiel zu geben: ich denke, Sie haben doch gehört, wie die ſiameſiſchen Zwillinge mit dem Rücken

aneinander gewachſen ſind, ſie leben, eſſen und ſchlafen zuſammen und verdienen viel Geld, ſagt man."

„Erlauben Sie, Anton Antonowitſch ..."

„Ich verſtehe Sie, ich verſtehe! Ja! nun, ja, was? Tut nichts! Ich ſage Ihnen doch, nach meiner perſönlichen Ueberzeugung haben Sie ſich keineswegs aufzuregen. Was iſt denn darüber zu ſagen? Er iſt doch ein Beamter wie ſie alle, und als Beamter, offenbar, ein tüchtiger Menſch. Er ſagt, er heiße Goljádkin, ſei nicht von hier und führe den Titel Titularrat. Er hat ſelbſt mit Seiner Exzellenz geſprochen."

„Und was hat er geſagt?"

„Nichts Beſonderes, ſagt man, er habe genügende Erklärungen gegeben und die Gründe dargelegt, ſagt man, ſo und ſo: Ew. Exzellenz, ich habe kein Vermögen, ich wünſche zu dienen, und beſonders unter Ihrer ſchmeichelhaften Leitung ... nun, und wie ſich das ſo gehört ... er hat ſich, wiſſen Sie, ſehr geſchickt ausgedrückt. Ein kluger Menſch muß er ſein. Nun, verſteht ſich, er kam ja auch mit einer Empfehlung, ohne die geht's doch nicht ..."

„So!? von wem denn? ... Das heißt, ich wollte ſagen, wer hat denn in dieſe ſchmutzige Angelegenheit ſeine Hand geſteckt?"

„Ja! Es muß eine gute Empfehlung geweſen ſein, Seine Exzellenz, ſagt man, und Andrej Philippowitſch hätten gelacht."

„Gelacht, Exzellenz und Andrej Philippowitſch?"

„Ja, ſie hätten gelacht und geſagt: nun gut!" und ſie hätten nichts dagegen, wenn er nur ſeine Pflicht tue!"

„Nun, und weiter. Das belebt mich wieder, Anton Antonowitſch, ich flehe Sie an — und weiter.“

„Erlauben Sie, nun, ja, nun, es hat doch nichts zu bedeuten, ich ſage Ihnen, regen Sie ſich nicht auf, die Sache hat nichts Bedenkliches.“

„Nein? Ich, das heißt — ich wollte Sie fragen, Anton Antonowitſch, ob Seine Exzellenz nichts mehr hinzugefügt hat ... über mich, zum Beiſpiel?“

„Das heißt, wie denn? Ach ſo! Nein, nichts, nichts, Sie können ganz ruhig ſein. Wiſſen Sie, natürlich iſt der Umſtand ſehr ſonderbar ... aber ich ſelbſt — ich habe mir anfangs überhaupt nichts dabei gedacht. Ich weiß wirklich nicht, warum ich mir nichts dabei dachte, bis Sie, Sie ſelbſt, mich darauf aufmerkſam gemacht haben. Seine Exzellenz hat nichts geſagt,“ fügte der gute Anton Antonowitſch hinzu und erhob ſich vom Stuhl.

„Sehen Sie, ich ... Anton Antonowitſch ...“

„Ach, Sie entſchuldigen mich, bitte, ich ſchwatze hier von Nichtigkeiten und da iſt eine wichtige Sache zu erledigen. Ich muß mich beeilen.“

„Anton Antonowitſch,“ hörte man ſoeben die klangvolle Stimme Andrej Philippowitſchs, „Seine Exzellenz fragt nach Ihnen.“

„Sofort, ſofort Andrej Philippowitſch, ſofort, ich komme ſchon.“ Und Anton Antonowitſch griff nach einem Pack Papiere, lief zuerſt zu Andrej Philippowitſch und darauf ins Kabinett Seiner Exzellenz.

„Wie iſt denn das nun?“ dachte Herr Goljádkin bei ſich. „So iſt alſo das Spiel jetzt bei uns? Von da-

her weht der Wind? ... Das ist nicht übel, die Dinge haben so die beste Wendung genommen," sagte sich unser Held, rieb sich die Hände und fühlte vor Freude kaum den Stuhl unter sich. „Unsere Sache ist also eine gewöhnliche Sache und erweist sich als etwas ganz Richtiges. In der Tat, es kümmert sich niemand darum, sie sitzen alle, diese Räuber, und arbeiten: das ist nett, wirklich nett! Einen guten Menschen liebe ich, habe ich geliebt und werde ihn immer lieben ... Doch, wenn man denkt, diesem Anton Antonowitsch ist schwer ... zu trauen! Er ist bereits sehr alt und vergißt den Zusammenhang. Eine vorzügliche, eine großartige Sache ist es, daß Seine Exzellenz nichts gesagt hat und ihn so zuließ. Das ist gut, das gefällt mir! Was hat nur dieser Andrej Philippowitsch sich mit seinem Lachen da einzumischen? Was geht es ihn an? Du alter Strick! Immer läufst du mir über den Weg, wie eine schwarze Katze! Immer kommt er den Menschen in die Quere, immer den Menschen in die Quere ..."

Herr Goljádkin blickte sich wieder um und wieder belebte sich seine Hoffnung. Er fühlte sich aber doch noch von gewissen vagen Gedanken, und von nicht gerade guten Gedanken, sehr beunruhigt. Es kam ihm sogar in den Sinn, mit den Beamten anzubändeln, den Hasen sozusagen zu stellen, vielleicht am Schluß der Kanzleistunde oder in Dienstangelegenheiten mit ihnen anzubändeln und zwischendurch im Gespräche zu bemerken: „meine Herren, so und so, ob da nicht eine erstaunliche Aehnlichkeit, ein sonderbarer Umstand, eine witzige Komödie?", — um auf diese Weise die Tiefe der Gefahr zu sondieren. „Denn in

einem tiefen Abgrund hauſen die Teufel," ſchloß in Gedanken unſer Held. Uebrigens war das nur ein flüchtiger Gedanke von Herrn Goljádkin, denn er bedachte ſich noch beizeiten. Er begriff, daß es ihn zu weit führen konnte.

„So iſt nun einmal deine Natur!" ſagte er zu ſich ſelbſt, und ſchlug ſich leicht mit der Hand vor die Stirn. „Gleich fängſt du wieder an zu phantaſieren und dich zu freuen, du ehrliche Seele, du! Nein, beſſer, wir warten noch ein wenig, Jakoff Petrowitſch, wir halten aus und warten!"

Nichtsdeſtoweniger, und wie wir bereits erwähnten, war Herr Goljádkin voll Hoffnung und wie von den Toten auferſtanden.

„Tut nichts," dachte er, „mir iſt es gerade zumut, als ob mir fünfhundert Pud vom Herzen gefallen wären! Was iſt das für eine Sache! Er aber — er, — nun möge er nur dienen, möge er nur ruhig und zu ſeiner Geſundheit dienen! Wenn er nur niemandem hinderlich wird, wenn er nur niemanden ſtört, dann mag er dienen — ich habe nichts dagegen!"

Währenddeſſen vergingen die Stunden im Fluge und es ſchlug bereits vier Uhr. Die Kanzlei wurde geſchloſſen. Andrej Philippowitſch griff nach ſeinem Hut, und wie gewöhnlich folgten alle ſeinem Beiſpiel. Herr Goljádkin verzögerte ſeinen Aufbruch und ging abſichtlich ſpäter als die anderen, er war der Letzte und trat hinaus, als die anderen ſich bereits in die verſchiedenen Richtungen zerſtreuten. Auf der Straße fühlte er ſich wie im Paradies, ſo daß in ihm der

Wunsch aufstieg, einen Umweg zu machen und über den Newskij zu gehen.

„Das nenne ich Schicksal!" sagte unser Held, „diese unerwartete Wendung der ganzen Sache. Und was für ein Wetterchen, mit Frost und Schlittenbahn! Das ist was für den Russen, der Frost belebt ihn ordentlich von neuem, den russischen Menschen. Ich liebe den russischen Menschen, und Schnee liebe ich und Kälte liebe ich ..."

So äußerte sich bei Herrn Goljádkin das Entzücken, und doch fühlte er etwas wie Unruhe in seinem Herzen nagen, so daß er nicht wußte, womit er sich beschwichtigen sollte. „Nun ja, warten wir noch einen Tag — und dann erst wollen wir uns freuen. Was mag das nur eigentlich sein, was mich da so beunruhigt!? Nun, denken wir doch nach, sehen wir zu! Denke nach, junger Freund, denke nach. Also erstens: ein Mensch, der genau so wie du ist. Nun, was ist weiter dabei? Wenn es solch einen Menschen gibt, muß ich denn gleich darüber weinen? Was geht's mich an? Ich halte mich fern von ihm: ich pfeife auf ihn, und das ist alles! Mag er dienen! Nun, und was sie da von den siamesischen Zwillingen reden ... wozu siamesisch? Nehmen wir an, es sind Zwillinge — auch große Menschen haben ihre Wunderlichkeiten gehabt. Aus der Geschichte ist bekannt, daß der berühmte Ssuworoff wie ein Hahn krähte ... Nun, das tat er wohl alles nur aus Politik; und die großen Feldherren ... übrigens, was gehen mich die Feldherren an? Ich lebe so für mich und will niemanden kennen und im Gefühl meiner Unschuld verachte ich jeden Feind. Ich bin kein Intrigant und

ich bin ſtolz darauf. Nein, offenherzig, angenehm, liebenswürdig ..."

Plötzlich verſtummte Herr Goljádkin, blieb ſtehen, zitterte wie ein Blatt am Baum und ſchloß auf einen Augenblick ſeine Augen. In der Hoffnung jedoch, daß der Gegenſtand ſeines Schreckens nur eine Illuſion ſei, öffnete er ſeine Augen wieder und ſchielte ſchüchtern nach rechts. Nein, es war keine Illuſion!... Neben ihm trippelte ſein Bekannter von heute morgen, lächelte ihm zu, ſah ihm ins Geſicht und ſchien auf die Gelegenheit zu warten, um mit ihm ein Geſpräch anzufangen. Es kam aber nicht dazu. So gingen ſie beide etwa fünfzig Schritte weiter. Das ganze Beſtreben Herrn Goljádkins ging nun dahin, ſich immer mehr in ſeinen Mantel einzuhüllen und ſeine Mütze ſo tief wie möglich über die Augen zu ziehen. Es erhöhte noch die „Beleidigung", daß Mantel und Hut ſeines Freundes genau den ſeinen glichen.

„Geehrter Herr," ſagte endlich unſer Held, indem er ſich mühte, faſt flüſternd zu ſprechen, ohne dabei ſeinen Freund anzuſehen, „mir ſcheint, wir haben einen verſchiedenen Weg... Ich bin ſogar feſt davon überzeugt," ſagte er nach einigem Schweigen. „Und ſchließlich bin ich auch feſt davon überzeugt, daß Sie mich verſtanden haben," fügte er ziemlich ſtreng zum Schluß hinzu.

„Ich hätte gewünſcht," ſagte endlich der Freund, „ich hätte gewünſcht, und Sie werden mir großmütig verzeihen... ich weiß nicht, an wen ich mich hier wenden ſoll... meine Verhältniſſe, — ich hoffe Sie verzeihen mir meine Aufdringlichkeit, — es ſchien mir

ſogar, Sie hätten heute morgen Anteil an mir genommen. Meinerſeits fühlte ich auf den erſten Blick Zuneigung für Sie, ich ...“ Hier wünſchte Herr Goljádkin in Gedanken ſeinen neuen Kollegen unter die Erde —

„Wenn ich gewagt hätte zu hoffen, daß Sie, Jakoff Petrowitſch, geneigt wären, mich anzuhören ...“

„Wir ... wir ... wollen lieber zu mir gehen,“ antwortete ihm Herr Goljádkin. „Wir wollen hinüber auf die andere Seite des Newskij gehen, dort wird es bequemer für uns ſein, und leichter, in die Nebengaſſe einzubiegen ... Wir gehen lieber in eine Nebengaſſe.“

„Schön. Gehen wir in eine Nebengaſſe,“ ſagte ſchüchtern und beſcheiden Herrn Goljádkins Begleiter, als ob er durch den Ton ſeiner Antwort ausdrücken wollte, daß er in ſeiner Lage auch mit einer Nebengaſſe zufrieden ſei. Was nun Herrn Goljádkin anbelangt, ſo begriff er überhaupt nicht mehr, was mit ihm vorging. Er traute ſich ſelber nicht und hatte ſich von ſeinem Erſtaunen noch nicht erholt.

VII.

Er kam erſt wieder zu ſich, als er ſich bereits auf der Treppe zu ſeiner Wohnung befand. „Ach ich Schafskopf, ich!“ ſchimpfte er ſich ſelbſt in Gedanken, „wohin führe ich ihn jetzt? Ich lege ja ſelbſt meinen Kopf in die Schlinge. Was wird Petruſchka ſagen, wenn er uns beide zuſammen ſieht. Was wird dieſer Schuft zu denken wagen — und er iſt ſowieſo ſchon ſo mißtrauiſch . . .“

Doch zur Reue war es bereits zu ſpät. Herr Goljädkin klopfte, die Tür wurde geöffnet und Petruſchka nahm ſeinem Herrn ſowie dem Gaſt die Mäntel ab. Herr Goljädkin ſchielte mit einem Blick nach Petruſchka hin, um in ſeine Phyſiognomie einzudringen und womöglich hinter ſeine Gedanken zu kommen. Doch zu ſeiner großen Verwunderung ſah er, daß ſein Diener auch nicht daran dachte, ſich zu wundern, ſogar im Gegenteil, etwas Derartiges, wie dieſen ſeltſamen Beſuch erwartet zu haben ſchien. Freilich ſah er auch jetzt noch recht wie ein Wolf aus, der ſich anſchickte, jemanden zu freſſen. „Sind ſie heute nicht alle irgendwie verhext,“ dachte unſer Held, „iſt es nicht ganz ſo, als wären ſie alle von Dämonen beſeſſen! Etwas Beſonderes muß vorgehen oder in der Luft liegen. Zum Teufel, was iſt das für eine Qual!“

Mit ſolchen Gedanken führte Herr Goljädkin ſel-

nen Gaſt ins Zimmer und forderte ihn höflichſt auf, ſich zu ſetzen.

Der Gaſt befand ſich offenbar in höchſter Verwirrung, war ſehr ſchüchtern und folgte gehorſam allen Bewegungen ſeines Wirtes, fing deſſen Blicke auf und bemühte ſich ſcheinbar, ſeine Gedanken zu erraten. Etwas Gedrücktes, Erniedrigtes und Erſchrockenes lag in all ſeinen Gebärden, ſo daß er, wenn ein ſolcher Vergleich geſtattet iſt, in dieſem Augenblick einem Menſchen ähnlich ſah, der aus Mangel an eigenen Kleidern ſich fremder bedient. Die Aermel ſind zu kurz, die Taille ſitzt faſt unter den Achſeln und jeden Augenblick zieht er ſich ſeine zu kurze Weſte zurecht: bald dreht er ſich zur Seite und ſcheint ſich verſtecken zu wollen, bald ſieht er wieder allen in die Augen und horcht, ob die Leute nicht über ihn ſprechen, über ihn lachen, ſich ſeiner ſchämen — und der Arme errötet, windet ſich in fürchterlichſter Verlegenheit, und Ehrgeiz und Selbſtgefühl leiden maßlos.

Herr Goljádkin legte ſeinen Hut aufs Fenſter — durch eine unvorſichtige Bewegung fiel er auf den Boden. Der Gaſt ſtürzte ſofort herbei, um ihn aufzuheben, den Staub abzuwiſchen und ihn auf den früheren Platz zu legen. Seinen eigenen Hut legte er aber neben ſich auf den Fußboden und ſelbſt nahm er nur auf dem Rande des Stuhles Platz. Dieſer kleine Umſtand öffnete Herrn Goljádkin ſofort die Augen über ihn. Er begriff, daß der andere großen Mangel litt, und nun wußte er mit einem Mal, wie er das Geſpräch mit ihm beginnen ſollte.

Der Gaſt ſeinerſeits ſchwieg immer noch, er war-

tete ſcheinbar, ſei es nun aus Schüchternheit oder Ehrfurcht, daß der Wirt den Anfang machte — übrigens, mit Beſtimmtheit ließ es ſich nicht ſagen, das war ſchwer zu entſcheiden.

In dieſem Augenblick trat Petruſchka ein, blieb an der Tür ſtehen, ſah aber weder ſeinen Herrn noch den Gaſt an, ſondern blickte auf die entgegengeſetzte Seite.

„Befehlen Sie zwei Portionen Mittag zu bringen?" fragte er nachläſſig, mit barſcher Stimme.

„Ich, ich weiß nicht ... Sie — ja, mein Sohn, bringe zwei Portionen."

Petruſchka ging. Herr Goljádkin blickte ſeinen Gaſt an. Dieſer errötete bis über die Ohren. Herr Goljádkin war ein guter Menſch, und deshalb, aus Seelengüte, ſtellte er folgende Theorie auf:

„Armer Menſch," dachte er, „in ſeiner Stellung iſt er erſt einen Tag. Wahrſcheinlich hat er in ſeinem Leben viel gelitten, vielleicht iſt das bißchen ſaubere Kleidung alles was er beſitzt und zum Eſſen reicht es nicht mehr. Wie erbärmlich er ausſieht! Nun, tut nichts: das iſt einesteils ſogar beſſer ſo ..."

„Entſchuldigen Sie, daß ich ..." begann Herr Goljádkin, „übrigens, erlauben Sie, zu fragen, wie ich Sie nennen ſoll?"

„Mich? ... ich heiße ... Jakoff Petrowitſch," ſagte faſt flüſternd der Gaſt, als hätte er ein ſchlechtes Gewiſſen, als ſchäme er ſich, als bäte er um Entſchuldigung, daß auch e r Jakoff Petrowitſch heiße.

„Jakoff Petrowitſch," wiederholte unſer Held, außerſtande, ſeine Erregung zu verbergen.

„Ja, genau ſo iſt es ... Ich bin ein Namensvet-

ter von Ihnen," antwortete beſcheiden der Gaſt und wagte ſchüchtern zu lächeln. Er wollte noch etwas Scherzhaftes ſagen, doch unterbrach er ſich ſofort, nahm eine ernſte und unterwürfige Miene an, als er bemerkte, daß ſein Wirt nicht zu Scherzen aufgelegt war.

„Sie ... erlauben Sie zu fragen, was verſchafft mir die Ehre? ..."

„Da ich Ihre Großmütigkeit und Wohltätigkeit kenne," unterbrach ihn eilig, doch mit ſchüchterner Stimme ſein Gaſt und erhob ſich ein wenig vom Stuhl, „wagte ich mich an Sie zu wenden und um Ihre Bekanntſchaft und Gönnerſchaft zu bitten ..." Er ſuchte ſeine Worte ſtockend zuſammen und bemühte ſich, nicht allzu ſchmeichelhafte Ausdrücke zu wählen, wohl um ſich vor ſeinem eigenen Ehrgefühl nicht herabzuſetzen — aber auch, um allzu kühne Worte, die eine Gleichſtellung beanſprucht hätten, zu vermeiden. Ueberhaupt konnte man ſagen, daß ſich der Gaſt des Herrn Goljádkin wie ein wohlanſtändiger Bettler mit geflicktem Frack und guten Papieren in der Taſche benahm — gleich einem, der noch nicht geübt war, die Hand ſo auszuſtrecken, wie es ſich vielleicht empfahl.

„Sie ſetzen mich in Verwunderung," ſagte Herr Goljádkin, ſich umſehend, betrachtete dann die Wände und ſchließlich wieder den Gaſt. „Worin könnte ich Ihnen ... ich, das heißt ich wollte nur ſagen, in welcher Beziehung und womit könnte ich Ihnen nützlich ſein?"

„Ich, Jakoff Petrowitſch, ich fühlte mich auf den erſten Blick zu Ihnen hingezogen und: verzeihen Sie

mir großmütig, ich hoffte auf Sie — ich wagte zu hoffen, Jakoff Petrowitſch. Ich... ich bin ein ganz hilfloſer Menſch, Jakoff Petrowitſch, ich habe viel durchgemacht, Jakoff Petrowitſch, und will nun wieder von neuem... Da ich aber erfahren habe, daß Sie — nicht nur dieſe ſchönen Seeleneigenſchaften beſitzen, ſondern außerdem noch ein Namensvetter von mir ſind ..."

Herr Goljádkin runzelte die Stirn.

„... Mein Namensvetter ſind und aus derſelben Stadt wie ich gebürtig, ſo beſchloß ich, mich an Sie zu wenden und Ihnen meine ſchwierige Lage vorzuſtellen."

„Schön, ſchön! Ich weiß nur wirklich nicht, was ich Ihnen ſagen ſoll," antwortete etwas betroffen Herr Goljádkin. „Nach dem Eſſen wollen wir ſehen ..."

Der Gaſt verbeugte ſich. Man brachte das Mittageſſen. Petruſchka deckte den Tiſch und trug auf. Gaſt und Wirt begannen es zu verzehren. Das Eſſen dauerte nicht lange, denn beide beeilten ſich. Der Wirt beeilte ſich, weil er nicht bei Laune war und obendrein fand, daß das Eſſen ſchlecht ſei — er fand es zum Teil deshalb, weil er ſeinen Gaſt gut bewirten wollte, und zum Teil auch deshalb, weil er ihm zu zeigen gedachte, daß er nicht wie ein Bettler lebte. Und der Gaſt wiederum befand ſich in großer Verlegenheit und Erregung. Nachdem er Brot genommen und ein Stück Fleiſch gegeſſen hatte, fürchtete er ſich, die Hand nach einem zweiten und beſſeren Stück auszuſtrecken. Er verſicherte darum unaufhörlich, daß er durchaus nicht hungrig und daß das Eſſen ſehr gut ſei, und daß er

ſich bis zu ſeinem Tode daran erinnern werde. Nach dem Eſſen zündete ſich Herr Goljádkin eine Pfeife an und reichte ſeinem Freunde und Gaſt eine andere. Beide ſetzten ſich einander gegenüber und der Gaſt begann ſeine Erzählung.

Die Erzählung des zweiten Herrn Goljádkin dauerte drei bis vier Stunden. Es war die Geſchichte ſeiner Wirrniſſe, die ſich aus den unbedeutendſten und kläglichſten Umſtänden zuſammenſetzte. Es handelte ſich um den Dienſt bei irgendeiner Behörde in einem Gouvernement, um Staatsanwälte und Präſidenten, es handelte ſich um Kanzleiintrigen, handelte von der Verworfenheit eines der Beamten, von einem Reviſor und dem plötzlichen Wechſel des Vorgeſetzten und davon, wie Herr Goljádkin der Jüngere unter alledem ganz unſchuldig zu leiden gehabt hätte. Ferner von ſeiner alten Tante Pelageja Sſemjonowna, und wie er durch die Intrigen ſeiner Feinde ſeine gute Stellung verlor und zu Fuß nach Petersburg kam, wie er hier in Petersburg in Not geriet, lange Zeit hindurch vergeblich eine Stellung ſuchte immer mehr und mehr verarmte und zuletzt auf der Straße lebte, hartes Brot aß, das er mit ſeinen Tränen aufweichte, und nachts auf der Erde ſchlief. Wie dann endlich ein guter Menſch ſich ſeiner annahm, ihm eine Empfehlung gab und in großmütiger Weiſe zu der neuen Stellung verhalf. Der Gaſt weinte bei dieſer Erzählung und wiſchte ſich mit einem karierten Taſchentuch, das wie ein Wachstuch ausſah, in einem fort die Tränen aus den Augen. Er ſchloß damit, daß er Herrn Goljádkin alles offen mitgeteilt und ſich ihm ganz anvertraut habe, weil er nichts

zum Leben beſitze, noch um ſich anſtändig einzurichten, und nicht einmal eine Uniform anſchaffen könne. Auf ſeine Stiefel dürfe er ſich auch nicht mehr verlaſſen. Die Uniform, die er trage, habe er nur auf Zeit geliehen.

Herr Goljádkin war wirklich aufrichtig gerührt. Und obwohl die Geſchichte ſeines Gaſtes eine ganz gewöhnliche war, legten ſich deſſen Worte doch wie himmliſches Manna auf ſeine Seele. Die Sache war nämlich die: Herr Goljádkin verlor durch die Erzählung ſeine letzten Zweifel, er gab ſeinem Herzen die Freiheit wieder und nannte ſich ſelbſt in Gedanken einen Dummkopf.

Alles war ja ſo natürlich! Wozu hatte er ſich ſo beunruhigt, ſich ſo aufgeregt! Zwar gab es da noch einen peinlichen Umſtand, aber auch der war nicht gar ſo ſchlimm: er konnte doch den Menſchen nicht zugrunde richten und ſeine Karriere zerſtören, wenn der Menſch unſchuldig war und die Natur ſelbſt ſich hier eingemiſcht hatte! Außerdem bat ihn der Gaſt um ſeinen Schutz, er weinte und klagte ſein Schickſal an, er ſchien ſo harmlos, ohne Bosheit und Hinterliſt und war ſo erbärmlich und nichtig vor ihm. Er machte ſich vielleicht im geheimen ſelbſt Vorwürfe über die Aehnlichkeit ſeines Geſichtes mit dem ſeines Wirtes. Er führte ſich ſo vorzüglich auf und ſuchte ſeinem Wirte zu gefallen und ſah ganz ſo drein wie ein Menſch, der ſich Gewiſſensbiſſe macht und ſich vor dem anderen ſchuldig fühlt. Kam die Rede zum Beiſpiel auf einen ſtrittigen Punkt, ſo ſtimmte der Gaſt ſofort der Meinung Herrn Goljádkins bei. Wenn irgendwie aus Verſehen ſeine

Meinung von der Meinung Herrn Goljádkins abwich und er es bemerkte, ſo verbeſſerte er ſich ſofort und erklärte alsbald, daß er ganz derſelben Meinung ſei wie ſein Wirt, daß er ganz ſo denke wie dieſer und alles mit denſelben Augen anſähe. Kurz, der Gaſt gab ſich die größte Mühe, Herrn Goljádkin zu gefallen, ſozuſagen in ihm aufzugehen, und Herr Goljádkin wiederum überzeugte ſich davon, daß ſein Gaſt in jeder Beziehung ein liebenswürdiger Menſch ſei. Es wurde inzwiſchen Tee gereicht. Es war neun Uhr. Herr Goljádkin war in ſehr angenehmer Stimmung, heiter und angeregt, und ließ ſich nun in ein ſehr lebhaftes und bemerkenswertes Geſpräch mit ſeinem Gaſt ein. Herr Goljádkin liebte es manchmal, bei heiterer Stimmung etwas Intereſſantes zu erzählen. So auch jetzt: er erzählte ſeinem Gaſt viel aus dem Petersburger Leben, von deſſen Schönheit und ſeinen Vergnügungen, vom Theater, von den Klubs und den ſchönen Bildern, auch davon, wie zwei Engländer aus England nach Petersburg gekommen ſeien, nur um ſich das Gitter des Sommergartens anzuſehen und dann gleich wieder fortzufahren. Auch vom Dienſt erzählte er, von Olſſuph Iwanowitſch und Andrej Philippowitſch, und davon, daß Rußland von Stunde zu Stunde ſeiner Größe entgegengehe, daß „die Künſte in ihm blühten"; von einer Anekdote, die er neulich in der „Biene" geleſen, und von den Schlangen Indiens, die außergewöhnliche Kraft hätten; und noch von vielem anderen. Kurz Herr Goljádkin war vollkommen zufrieden. Erſtens, weil er jetzt vollkommen ruhig ſein konnte; zweitens weil er ſeine Feinde nun nicht mehr fürchtete, ſondern

ſie am liebſten gleich zum entſcheidenden Zweikampf herausgefordert hätte; drittens, weil er ſelbſt als Gönner auftrat und endlich, weil er ein gutes Werk tat.

Im Innerſten geſtand er ſich übrigens ein, daß er in dieſem Augenblick doch noch nicht ganz glücklich ſein konnte, daß in ihm immer noch ein Würmchen ſteckte, wenn es auch nur ein ganz kleines war, das aber nichtsdeſtoweniger noch an ſeinem Herzen nagte.

Es quälte ihn auch die Erinnerung an den geſtrigen Abend bei Olſſuph Iwanowitſch. Er hätte jetzt viel darum gegeben, wenn — dieſes Geſtern nicht geweſen wäre.

„Uebrigens, es tut gar nichts!" ſchloß endlich unſer Held und gab ſich das feſte Verſprechen, ſich in Zukunft immer gut aufzuführen und ſich nicht mehr ſelbſt in ſolche Verlegenheiten zu bringen.

Da Herr Goljádkin jetzt ganz aus ſich herausgegangen war und ſich faſt glücklich fühlte, ſo ſtieg auch in ihm der Wunſch auf, ſein Leben zu genießen. Petruſchka mußte alſo einen Rum bringen und Punſch bereiten.

Der Gaſt und der Wirt leerten darauf ein, zwei Gläschen. Der Gaſt wurde jetzt noch liebenswürdiger als zuvor und zeigte ſeinerſeits nicht nur einen gefälligen und offenen Charakter, ſondern ging ganz auf die Stimmung des Herrn Goljádkin ein, freute ſich über ſeine Freude und ſah auf ihn, wie auf ſeinen einzigen und aufrichtigen Wohltäter.

Er ergriff die Feder und ein Stück Papier und bat Herrn Goljádkin, nicht zu ſehen, was er ſchreiben werde, und als er darauf geendet hatte, überreichte er dem

Gaſtgeber feierlich das Geſchriebene. Es war ein ſehr gefühlvoller Vierzeiler, mit ſchöner Handſchrift geſchrieben und, wie es ſchien, vom Gaſt ſelbſt verfaßt. Er lautete folgendermaßen:

Wenn auch du mich je vergißt,
Ich vergeß dich nicht;
Wechſelvoll iſt alles Leben,
Drum vergiß mich nicht!

Mit Tränen in den Augen umarmte Herr Goljádkin ſeinen Gaſt und voll von Mitgefühl und Ueberſchwang weihte er ihn in ſeine verſchiedenen großen und kleinen Geheimniſſe ein, in denen beſonders von Andrej Philippowitſch und Klara Olſſuphjewna die Rede war.

„Nun, wir beide, Jakoff Petrowitſch, werden uns ſchon gegenſeitig verſtehen," beteuerte unſer Held ſeinem Gaſt. „Wir werden miteinander, Jakoff Petrowitſch, wie zwei leibliche Brüder leben, wie zwei Fiſche im Waſſer! Wir, Freundchen, wollen ſchon ſchlau ſein und ihnen eine Intrige drehen ... und ſie ordentlich an der Naſe herumführen. Sage aber niemandem etwas davon. Ich kenne ja, Jakoff Petrowitſch, deinen Charakter: du wirſt natürlich ſofort alles erzählen müſſen, du aufrichtige Seele, du! Doch, Brüderchen, halte dich lieber fern von ihnen!"

Der Gaſt ſtimmte ihm in allem bei, dankte Herrn Goljádkin und zerfloß in Tränen.

„Weißt du, Jaſcha," fuhr Herr Goljádkin mit ſchwacher, zitternder Stimme fort, „du, Jaſcha, bleibe jetzt bei mir, wenn du willſt — auf immer. Wir werden uns zuſammen einleben. Was meinſt du, Bruder?

Du brauchſt dich nicht zu beunruhigen, klage auch nicht, daß zwiſchen uns ein ſo ſonderbares Verhältnis beſteht: zu murren, Freund, iſt Sünde; die Natur hat's ſo gewollt! Die Mutter Natur iſt weiſe, ſiehſt du, ſo iſt es, Jaſcha! Ich liebe, ich liebe dich, liebe dich brüderlich, ſage ich dir. Aber zuſammen, Jaſcha, da wollen wir ihnen einen Streich ſpielen."

So waren ſie beim dritten und vierten Glaſe Punſch und bei der Brüderſchaft angelangt, als Herr Goljádkin ſich von zwei Empfindungen beherrſcht fühlte: die eine war, daß er außergewöhnlich glücklich ſei, und die andere — daß er ſchon nicht mehr auf den Beinen ſtehen konnte.

Der Gaſt wurde natürlich aufgefordert, bei ihm zu übernachten. Das Bett wurde irgendwie aus zwei Reihen Stühlen hergeſtellt. Herr Goljádkin der Jüngere erklärte, unter ſo freundſchaftlichem Schutz ſei auch auf dem härteſten Lager weich zu ſchlafen; er befinde ſich jetzt wie im Paradieſe, zumal er in ſeinem Leben ſchon viel Ungemach und Kummer ertragen habe und man auch nicht wiſſen könne, was ihm noch in Zukunft alles bevorſtehe! ...

Herr Goljádkin der Aeltere proteſtierte dagegen und fing an, ihm darzulegen, wie man in Zukunft ſeine Hoffnung auf Gott ſetzen müſſe. Der Gaſt war natürlich vollkommen mit allem einverſtanden: auch damit, daß es nichts Höheres und Größeres gebe als Gott. Darauf bemerkte Goljádkin der Aeltere, daß die Türken in mancher Beziehung durchaus recht hätten, mitten im Schlaf ſogar den Namen Gottes anzurufen. Im übrigen verteidigte er den türkiſchen Propheten

Mohammed gegen die Verleumdungen mancher Gelehrten und erkannte in ihm einen großen Politiker, bei welcher Gelegenheit er auf einen algerischen Barbier zu sprechen kam, eine Figur aus einem Witzblatt. Wirt und Gast lachten anhaltend über die Gutmütigkeit dieses Türken und konnten sich andererseits nicht genug über den vom Opium erzeugten Fanatismus der Türken wundern.

Endlich begann der Gast sich zu entkleiden und Herr Goljádkin begab sich hinter den Verschlag, zum Teil aus Gutmütigkeit, um seinen Gast, diesen vom Unglück verfolgten Menschen, nicht in Verlegenheit zu setzen, im Falle er nicht im Besitze eines ordentlichen Hemdes sein sollte — zum Teil auch, um mit Petruschka zu sprechen, ihn aufzumuntern und auch ihm womöglich etwas von seinem Glück mizuteilen.

Es muß gesagt werden, daß Petruschka ihn imıer noch beunruhigte.

„Du, Pjotr, lege dich schlafen!" sagte Herr Goljádkin milde, als er in den Verschlag seines Dieners eintrat, „du lege dich jetzt schlafen, morgen aber um acht Uhr mußt du mich wecken. Hast du verstanden, Petruschka?"

Herr Goljádkin sprach ungemein zärtlich und milde zu ihm, aber Petruschka schwieg. Er machte sich an seinem Bett zu schaffen und wandte sich nicht einmal nach seinem Herrn um, wie es sich doch gehört hätte.

„Hast du gehört, Pjotr?" fuhr Herr Goljádkin fort. „Du legst dich jetzt zu Bett und morgen, Petruschka, wirst du mich um acht Uhr wecken; hast du mich verstanden?"

„Schon gut, ſchon gut!“ antwortete Petruſchka.

„Nun, nun, Petruſchka, ich ſage ja nur ſo, damit du ruhig und zufrieden biſt. Denn, ſieh, wir ſind jetzt alle miteinander glücklich und ich wünſche, daß du es auch ſein mögeſt. Ich wünſche dir jetzt eine gute Nacht, ſchlafe wohl, Petruſchka, ſchlafe wohl. Wir alle müſſen arbeiten. Du, Freund, denke nicht etwa, daß ich ...“

Herr Goljádkin brach plötzlich ab. „Bin ich nicht zu weit gegangen?“ dachte er. „So iſt es immer, ich gehe immer zu weit.“

Unſer Held verließ Petruſchka ſehr unzufrieden mit ſich ſelbſt. Die Grobheit und Ungezogenheit Petruſchkas hatten ihn beleidigt. „Dieſer Schelm, ſein Herr erweiſt ihm ſolche Ehre und er empfindet das nicht einmal,“ dachte Herr Goljádkin. „Uebrigens iſt das bei dieſer Sorte immer ſo!“

Er wankte ein wenig, als er ins Zimmer zurückkehrte, und da er ſah, daß der Gaſt ſich bereits hingelegt hatte, ſetzte er ſich auf einen Augenblick zu ihm aufs Bett.

„Geſtehe es doch ein, Jaſcha,“ begann er flüſternd mit wackelndem Kopf: „Du biſt doch ein Taugenichts! Du biſt ein Namensdieb, weißt du das auch? ... Das biſt du mir ſchuldig!“ fuhr er in familiärem Tone fort, ſich mit ſeinem Gaſt zu unterhalten.

Schließlich verabſchiedete er ſich freundſchaftlich von ihm, um ſelbſt auch ſchlafen zu gehen. Der Gaſt hatte mittlerweile bereits zu ſchnarchen begonnen. Herr Goljádkin legte ſich lächelnd ins Bett und murmelte vor ſich hin: „Nun, heute biſt du betrunken, mein

Täubchen, Jakoff Petrowitſch, ein Taugenichts biſt du, ein Hungerleider — dein Name ſagt es ſchon!! Worüber haſt du dich denn ſo zu freuen? Morgen wirſt du dafür weinen, du Affe: was iſt mit dir denn zu machen?“

Nun aber überkam ihn ein ganz ſonderbares Gefühl, ähnlich wie Zweifel und Bedauern. „Biſt zu weit gegangen,“ dachte er, „jetzt brummt mir der Kopf und ich bin betrunken ... und konnteſt nicht an dich halten, du Dummkopf, und haſt drei Körbe voll Blech geredet, und dabei willſt du noch feine Intrigen ſpinnen, du Eſel! Freilich, Großmut und Vergeben iſt eine Tugend, doch immerhin: es ſteht ſchlimm mit dir! Da liegt er nun!“

Und Herr Goljádkin ſtand auf, nahm das Licht in die Hand und ging auf den Fußſpitzen noch einmal an das Bett, um ſeinen ſchlafenden Gaſt zu betrachten. Lange ſtand er da, in tiefes Nachdenken verſunken: „Ein unangenehmes Bild das! Geradezu ein Pasquill! Ein leibhaftiges Pasquill! Oh, die Sache hat einen Haken!“

Doch endlich legte ſich auch Herr Goljádkin ſchlafen. In ſeinem Kopf rumorte es. Seine Sinne ſchwanden ihm, er bemühte ſich, noch an etwas ſehr Intereſſantes zu denken, etwas ſehr Wichtiges zu entſcheiden, über eine ſehr kitzliche Sache zu einem Urteil zu gelangen — aber er konnte nicht mehr. Der Schlaf nahm ſein Haupt, und ſo ſchlief er denn feſt ein, wie gewöhnlich Leute ſchlafen, die zu trinken nicht gewohnt ſind und plötzlich fünf Gläſer Punſch in angenehmer Geſellſchaft getrunken haben.

VIII.

Wie gewöhnlich, erwachte Herr Goljádkin am anderen Tage um acht Uhr. Sofort erinnerte er ſich aller Begebenheiten des vergangenen Abends — erinnerte ſich, und ſein Geſicht wurde finſter. „Habe ich mich aber geſtern wie ein Dummkopf benommen!“ dachte er, erhob ſich ein wenig und ſah zu dem Bette ſeines Gaſtes hinüber. Doch wie groß war ſein Erſtaunen, als er weder den Gaſt noch das Bett im Zimmer erblickte! „Was hat denn das zu bedeuten?“ hätte Goljádkin beinahe laut aufgeſchrien. „Was ſoll denn das heißen? Was hat denn das wieder zu bedeuten?“

Während Herr Goljádkin, ohne etwas zu begreifen, mit offenem Munde auf die leere Stelle ſtarrte, öffnete ſich die Tür und Petruſchka trat mit dem Teebrett ins Zimmer.

„Wo iſt er, wo iſt er?“ brachte unſer Held mit kaum hörbarer Stimme hervor und wies mit dem Finger auf die leere Stelle.

Zuerſt antwortete ihm Petruſchka gar nicht, er ſah nicht einmal ſeinen Herrn an, ſondern wandte ſeine Augen nur ſtumm in die rechte Ecke des Zimmers, ſo daß Herr Goljádkin auch gezwungen wurde, rechts in die Ecke zu ſehen. Erſt nach einigem Schweigen erwi-

derte Petruſchka mit rauher und grober Stimme: „Der Herr iſt nicht zu Haus.“

„Du Dummkopf, ich bin doch dein Herr, Petruſchka!“ ſagte Herr Goljádkin ratlos und ſtarrte ſeinen Diener mit großen Augen an.

Petruſchka ſchwieg, doch blickte er Herrn Goljádkin in einer Weiſe an, daß dieſer bis über die Ohren errötete. In ſeinem Blick lag ein ſo beleidigender Vorwurf, der Schimpfworten gleich war. Herr Goljádkin ließ die Hände ſinken und ſagte kein Wort.

Endlich bemerkte Petruſchka, der andere ſei vor anderthalb Stunden bereits ausgegangen und habe nicht mehr warten wollen. Die Auskunft klang ſehr wahrſcheinlich und glaubwürdig; offenbar belog ihn Petruſchka nicht, denn was ſeinen beleidigenden Blick und die Bezeichnung der andere anbetraf, ſo waren dieſe wohl durch einen unangenehmen Umſtand veranlaßt worden. Herr Goljádkin begriff denn auch, wenn auch nur dunkel, daß hier etwas nicht in Ordnung war, und daß das Schickſal ihm etwas vorzubehalten ſchien, das nicht angenehm war.

„Gut, wir werden ſehen,“ dachte er bei ſich, „wir werden ſehen und werden daran glauben müſſen... Ach, du grundgütiger Gott!“ ſtöhnte er plötzlich mit ganz veränderter Stimme, „oh, warum habe ich ihn aufgefordert, weshalb habe ich das alles getan? Ich habe ſelbſt den Kopf in die Schlinge gelegt, und habe mir dazu noch die Schlinge mit eigenen Händen gedreht. Ach, du Dummkopf, du Dummkopf! Und du konnteſt auch nichts anderes tun, als dich verplappern

wie ein kleiner Junge, wie irgend ſo ein Kanzliſt, wie ein rangloſer Lump, wie ein weicher Lappen, ein verfaulter Lumpen, du Schwätzer, du! ...

Ach, ihr meine Heiligen! Gedichte hat der Schelm gemacht, von ſeiner Liebe zu mir geſprochen! Wie iſt das nur alles möglich geweſen ... Wie kann ich dieſem Lumpen nun auf anſtändige Weiſe die Tür weiſen, wenn er zurückkommen ſollte? Verſteht ſich, es gibt ja verſchiedene Möglichkeiten: So und ſo, bei meinem geringen Gehalt ... oder, man kann ihm auch Furcht einjagen, kann ſagen, aus Rückſicht auf dieſes und jenes ſei ich genötigt, ihm zu erklären ... das heißt, er ſolle die Hälfte für Wohnung und Koſt bezahlen und das Geld im voraus abgeben! Hm! Zum Teufel, nein, das wäre gemein. Nicht zartfühlend genug! Oder, wäre es nicht vielleicht beſſer, Petruſchka auf ihn loszulaſſen, ſo daß der es ihm einſalzte, ihn vernachläſſigte und angrobte? um ihn auf dieſe Art los zu werden?! Man müßte ſie aufeinanderhetzen ... Nein, zum Teufel auch, nein! Das wäre gefährlich, und dann auch, von dem Standpunkte aus betrachtet ... nun, durchaus nicht ſchön! Durchaus, durchaus nicht ſchön! Aber, wenn er jetzt nun gar nicht wiederkommt? Auch das wäre nicht angenehm. Habe mich doch geſtern abend ſo verplappert! ... Das iſt ſchlimm, wirklich ſchlimm! Ach, das iſt eine ſchöne Geſchichte, oh, ich Dummkopf! Kannſt du nicht endlich lernen, wie du dich zu benehmen haſt, kannſt du dich nicht endlich beherrſchen! Nun, wenn er jetzt kommt und abſagt? Gebe Gott, daß er kommt! Ich wäre ja ſelig, wenn er nur käme ..."

So philoſophierte Herr Goljádkin, trank dabei ſeinen Tee und ſah nach der Wanduhr.

„Es iſt bereits drei Viertel auf neun, ... es iſt Zeit, zu gehen. Aber was wird nun werden! Was wird geſchehen? Ich würde gar zu gern wiſſen, was wohl eigentlich dahinterſteckt ... — wozu alle dieſe Ränke und Intrigen dienen ſollen? Es wäre gut, zu wiſſen, was eigentlich alle dieſe Leute denken und welche Schritte ſie tun wollen ...“

Herr Goljádkin konnte ſich vor Ungeduld nicht mehr beherrſchen, er warf die Pfeife fort, zog ſich an und begab ſich in das Departement — mit dem Wunſche, wenn möglich, die Gefahr ſelbſt aufzuſuchen und ſich perſönlich zu vergewiſſern. Denn eine Gefahr gab es: das wußte er genau, eine Gefahr gab es!!!

„Aber wir wollen ſie ſehen ... und unterkriegen,“ beſchloß Herr Goljádkin, während er im Vorraum Galoſchen und Mantel ablegte. „Wir werden dieſen Dingen ſofort auf den Grund kommen, ſofort!“

Entſchloſſen, irgendwie zu handeln, nahm unſer Held eine würdige Miene an und war eben im Begriff, in das nächſtliegende Zimmer einzutreten, als er plötzlich noch an der Tür auf ſeinen Bekannten und Buſenfreund ſtieß.

Herr Goljádkin der Jüngere ſchien jedoch Herrn Goljádkin den Aelteren gar nicht zu bemerken, obgleich ſie faſt mit den Naſen aufeinander rannten. Herr Goljádkin der Jüngere ſchien offenbar ſehr beſchäftigt zu ſein, er hatte es eilig, wurde ganz rot, nahm eine ſehr geſchäftige und offizielle Miene an, ſo daß ihm je-

der am Geſicht ableſen konnte: „ſcht, ich bin kommandiert zu ganz beſonderen Aufträgen ...“

„Ah, Sie ſind's, Jakoff Petrowitſch!“ ſagte unſer Held und griff nach der Hand ſeines geſtrigen Gaſtes.

„Nachher, nachher, entſchuldigen Sie mich, nachher,“ rief Herr Goljádkin der Jüngere, und wollte davoneilen.

„Aber, erlauben Sie, Sie wollten doch, Jakoff Petrowitſch ...“

„Was wollte ich? Erklären Sie ſich ſchnell.“ Dabei blieb der geſtrige Gaſt des Herrn Goljádkin widerſtrebend vor dieſem ſtehen und neigte ſein Ohr zur Naſe des anderen.

„Ich wollte Ihnen nur ſagen, Jakoff Petrowitſch, daß ich ſehr erſtaunt bin — über den Empfang ... einen Empfang, den ich durchaus nicht erwartet habe.“

„Alles hat ſeinen Weg. Gehen Sie zum Sekretär Seiner Exzellenz, und darauf begeben Sie ſich, wie es ſich gehört, zum Chef der Kanzlei. Sie haben wohl eine Bittſchrift? ...“

„Ich verſtehe Sie nicht, Jakoff Petrowitſch! Sie ſetzen mich einfach in Erſtaunen, Jakoff Petrowitſch! Wahrſcheinlich haben Sie mich nicht wiedererkannt oder Sie belieben zu ſcherzen ... — bei der angeborenen Heiterkeit Ihres Charakters.“

„Ach, das ſind Sie!“ ſagte Herr Goljádkin der Jüngere, als hätte er erſt jetzt Herrn Goljádkin den Aelteren erkannt, — „ja ſo, Sie ſinds? Nun, wie haben Sie geruht?“

Herr Goljádkin der Jüngere lächelte ein wenig, ein wenig offiziell, und zwar durchaus nicht, wie es ſich

gehörte (denn auf jeden Fall hätte er Herrn Goljádkin dem Aelteren ſeine Dankbarkeit beweiſen ſollen), er aber lächelte nur ſehr formell und offiziell und fügte dabei hinzu, daß er ſeinerſeits ſehr froh darüber ſei, daß Herr Goljádkin ſo gut geruht habe. Dann verneigte er ſich etwas, bewegte ſich hin und her, ſah nach rechts, nach links, ſenkte die Augen zu Boden, wandte ſich nach der Seitentür, flüſterte ihm eilig zu, daß er einen „ganz beſonderen Auftrag" habe, und ſchlüpfte ins nächſte Zimmer. Kaum geſehen — war er ſchon verſchwunden.

„Da haben wir's, das iſt nicht übel!..." murmelte unſer Held, einen Augenblick ſtarr vor Verwunderung, „da haben wir's! Alſo ſo ſtehen die Sachen!..." Herr Goljádkin fühlte, wie ihm ein Kribbeln über den Körper lief. „Uebrigens," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „übrigens habe ich das längſt gewußt, ich habe es ja längſt vorausgefühlt, daß er in einem beſonderen Auftrag ... nämlich, geſtern ſagte ich's noch, daß dieſer Menſch in einem beſonderen Auftrage ..."

„Haben Sie Ihre geſtrigen Papiere fertiggeſtellt, Jakoff Petrowitſch?" fragte ihn Anton Antonowitſch Sſjetotſchkin, als Herr Goljádkin ſich neben ihn ſetzte, „haben Sie ſie hier?"

„Hier," flüſterte Herr Goljádkin, der den Bureauvorſteher ganz verloren anſchaute.

„So, ſo! Ich fragte darum, weil Andrej Philippowitſch bereits zweimal nach ihnen verlangte, und weil es möglich, daß Seine Exzellenz ſie jeden Augenblick einfordern werden ..."

„Sie ſind fertig ...“

„Nun, gut, gut.“

„Ich, Anton Antonowitſch, habe doch immer meine Schuldigkeit getan, ſo wie es ſich gehört, und, erfreut über die mir anvertrauten Arbeiten, wie ich zu ſein pflege, beſchäftige ich mich mit ihnen gewiſſenhaft.“

„Ja ... nun ... was wollen Sie denn damit ſagen?“

„Ich? Nichts, Anton Antonowitſch. Ich wollte nur erklären, Anton Antonowitſch, daß ich ... das heißt, ich wollte ſagen, daß mitunter Neid und Bosheit niemanden verſchonen und ſich ihre tägliche, abſcheuliche Beute ſuchen ...“

„Entſchuldigen Sie, ich verſtehe Sie nicht ganz. Das heißt, auf wen wollen Sie anſpielen?“

„Das heißt, ich wollte nur ſagen, Anton Antonowitſch, daß ich meinen Weg gerade gehe und einen krummen Weg verabſcheue, daß ich kein Intrigant bin, und darauf, wenn es erlaubt iſt, ſich ſo auszudrücken, gerechterweiſe ſtolz ſein kann ...“

„Ja—a. Das ſtimmt, wenigſtens kann ich, ſo wie ich darüber denke, Ihrer Meinung vollſtändig zuſtimmen: doch erlauben Sie mir, Jakoff Petrowitſch, zu bemerken, daß es einem Menſchen in guter Geſellſchaft nicht erlaubt iſt, einem alles ins Geſicht zu ſagen — wenn Sie das zu tun wünſchen, nun, ſo iſt es Ihr freier Wille. Ich aber, mein Herr, laſſe mir keine Unverſchämtheiten ins Geſicht ſagen. Ich, mein Herr, bin im kaiſerlichen Dienſt grau geworden und erlaube mir auf meine alten Tage auch keine Frechheiten ... —„

„Ne—i—n, ich, Anton Antonowitſch, ſehen Sie, Anton Antonowitſch, Sie ſcheinen, Anton Antonowitſch, mich nicht ganz verſtanden zu haben. Erbarmen Sie ſich, Anton Antonowitſch, ich kann meinerſeits nur auf Ehre verſichern, daß ..."

„Ich muß, ebenfalls meinerſeits, mich zu entſchuldigen bitten. Ich bin nach alter Art erzogen, und es iſt für mich zu ſpät, nach Ihrer Art umzulernen. Für den Dienſt des Vaterlandes war mein Verſtändnis, wie es ſcheint, bis jetzt genügend. Wie Sie ſelbſt wiſſen, mein Herr, beſitze ich das Ehrenzeichen — für fünfundzwanzigjährige untadelhafte Dienſtzeit ..."

„Ich verſtehe, Anton Antonowitſch, ich verſtehe das meinerſeits vollkommen. Aber nicht das habe ich gemeint, ich habe von der Maske geſprochen, Anton Antonowitſch ..."

„Von der Maske?"

„Das heißt, Sie ſcheinen wieder ... ich fürchte, Anton Antonowitſch, daß Sie auch hier meine Gedanken anders auffaſſen, den Sinn meiner Rede, wie Sie ſelbſt ſagen, anders auffaſſen. Ich entwickele ja nur meine Anſchauung, habe die Idee, Anton Antonowitſch, daß es jetzt ſelten Leute ohne Maske gibt, und daß es ſchwer iſt, unter der Maske einen Menſchen zu erkennen ..."

„N—u—n, wiſſen Sie, das iſt nicht immer ſo ſchwer. Manchmal iſt es ſogar ſehr leicht und man braucht nicht weit zu ſuchen."

„Nein, wiſſen Sie, Anton Antonowitſch, ich behaupte ja nur für meine Perſon, daß ich mich nie einer Maske bedienen würde, oder doch nur, wenn es die

Gelegenheit verlangte, zum Karneval oder ſonſt in heiterer Geſellſchaft, daß ich mich aber vor Leuten im täglichen Leben, im übertragenen Sinne geſprochen, niemals maskieren würde. Das iſt es, was ich ſagen wollte, Anton Antonowitſch."

„Nun, laſſen wir das jetzt, ich habe offen geſtanden jetzt keine Zeit dazu," ſagte Anton Antonowitſch, der von ſeinem Stuhle aufſtand und einige Papiere zur Meldung bei Seiner Exzellenz zuſammenlegte. „Ihre Sache wird ſich, wie ich vorausſetze, ohne Verzögerung von ſelbſt aufklären. Sie werden ſelbſt ſehen, wen Sie anzuklagen und wen Sie zu beſchuldigen haben, mich aber bitte ich, mit weiteren privaten und den Dienſt beeinträchtigenden Unterhaltungen zu verſchonen ..."

„Nein, ich ... Anton Antonowitſch," rief Herr Goljádkin, ein wenig erbleichend, dem ſich entfernenden Anton Antonowitſch noch nach, „ich, Anton Antonowitſch, habe an dergleichen überhaupt nicht gedacht ..."

„Was hat denn das wieder zu bedeuten?" ſagte Herr Goljádkin zu ſich ſelbſt, als er allein geblieben war. „Woher weht denn dieſer Wind, und was ſoll denn dieſer neue Winkelzug wieder bringen?"

In demſelben Augenblick, als unſer verdutzter und halbtoter Held ſich vorbereitete, dieſe neue Frage zu beantworten, hörte man im Nebenzimmer ein Geräuſch und kurze Zeit darauf geſchäftige Bewegung. Die Tür wurde aufgeriſſen und Andrej Philippowitſch, der ſoeben in Dienſtangelegenheiten im Kabinett Seiner Exzellenz geweſen war, erſchien aufgeregt in der

Tür und rief nach Herrn Goljádkin. Herr Goljádkin, der wohl wußte, um was es ſich handelte und der Andrej Philippowitſch nicht warten laſſen wollte, ſprang von ſeinem Platz und bereitete ſich vor, ſo wie es ſich gehörte, das verlangte Papier noch einmal ſchnell zu überfliegen, um es dann ſelbſt zu Andrej Philippowitſch und ins Kabinett ſeiner Exzellenz zu tragen. Plötzlich aber ſchlüpfte, an Andrej Philippowitſch vorüber, Herrn Goljádkin der Jüngere durch die Tür und ſtürzte ſich, kaum daß er im Zimmer war, mit wichtiger und ſehr geſchäftiger Miene geradeaus auf Herrn Goljádkin den Aelteren, der alles eher erwartete, als einen ſolchen Ueberfall ...

„Die Papiere, Jakoff Petrowitſch, die Papiere ... Seine Exzellenz geruht, Sie zu fragen, ob ſie fertig ſind?" flüſterte eilig und kaum hörbar der Freund Herrn Goljádkins des Aelteren. „Andrej Philippowitſch erwartet Sie ..."

„Ich weiß ſchon, daß er mich erwartet," entgegnete ihm Herr Goljádkin der Aeltere gleichfalls eilig und flüſternd.

„Nein, Jakoff Petrowitſch: ich bin nicht ſo, Jakoff Petrowitſch, ich bin ganz anders, Jakoff Petrowitſch, und nehme herzlich Anteil ..."

„Womit ich Sie ergebenſt bitte, mich zu verſchonen. Erlauben Sie, erlauben Sie, bitte ..."

„Sie müſſen auf jeden Fall einen Umſchlag herumlegen, Jakoff Petrowitſch, und in die dritte Seite legen Sie ein Zeichen, Jakoff Petrowitſch ..."

„Aber ſo erlauben Sie mir doch endlich ..."

„Hier iſt doch ein Tintenfleck, Jakoff Petrowitſch! Haben Sie den Tintenfleck bemerkt? ..."

Jetzt rief Andrej Philippowitſch ſchon zum zweitenmal nach Herrn Goljádkin.

„Sofort, Andrej Philippowitſch, nur noch einen Augenblick, hier, gleich ... werter Herr, verſtehen Sie kein Ruſſiſch?"

„Am beſten wäre es, ihn mit dem Federmeſſer auszukratzen, Jakoff Petrowitſch, überlaſſen Sie es lieber mir: rühren Sie ſelbſt lieber gar nicht daran, Jakoff Petrowitſch, verlaſſen Sie ſich ganz auf mich, ich werde mit dem Federmeſſer ..."

Andrej Philippowitſch rief zum dritten Male nach Herrn Goljádkin.

„Aber hören Sie, wo iſt denn da ein Tintenfleck? Ich ſehe hier überhaupt nichts ..."

„Und ſogar ein ſehr großer Tintenfleck, hier, ſehen Sie, hier! Erlauben Sie, ich habe ihn ſoeben geſehen, hier, erlauben Sie ... Wenn Sie mir nur erlauben wollten, Jakoff Petrowitſch, ich würde hier ſchon aus Mitgefühl mit dem Federmeſſer, Jakoff Petrowitſch, mit dem Meſſer und aus aufrichtigem Herzen ... ſehen Sie, ſo, ſo muß man's tun ..."

Plötzlich und ganz unerwartet vergewaltigte Herr Goljádkin der Jüngere Herrn Goljádkin den Aelteren in einem ſekundenlangen Kampfe, der ſich zwiſchen ihnen entſpann: und entſchieden ganz gegen den Willen des letzteren nahm er das vom Vorgeſetzten verlangte Papier, und ſtatt aus aufrichtigem Herzen den Tintenfleck mit dem Meſſerchen zu entfernen, wie er treulos Herrn Goljádkin dem Aelteren verſichert hatte — riß

er plötzlich die verlangten Papiere an ſich, ſteckte ſie unter den Arm, war in zwei Sätzen neben Andrej Philippowitſch, der von alledem nichts bemerkt hatte, und flog mit ihm ins Kabinett ſeines Chefs. Herr Goljádkin der Aeltere ſtand verſteinert da an ſeinem Platz, in den Händen das Federmeſſer, als ob er ſoeben etwas radieren wollte ...

Unſer Held begriff dieſe neue Tatſache nicht ſofort. Er konnte noch nicht zu ſich kommen. Er fühlte wohl den Schlag, konnte ſich aber über ſeine Folgen nicht klar werden. In ſchrecklicher und ganz unbeſchreiblicher Verzweiflung riß er ſich endlich von der Stelle los und ſtürzte gleichfalls geradeaus ins Kabinett ſeines Chefs, indem er unterwegs den Himmel anflehte, es möge ſich alles dort zum beſten wenden ... Im letzten Zimmer vor dem Kabinett des Chefs ſtieß er mit Andrej Philippowitſch und ſeinem Namensvetter faſt mit der Naſe zuſammen. Beide kehrten ſchon zurück. Herr Goljádkin trat zur Seite. Andrej Philippowitſch ſprach heiter und vergnügt. Der Namensvetter Herrn Goljádkins des Aelteren lächelte gleichfalls, lief in ehrfurchtsvoller Entfernung neben ihm her und flüſterte mit ſeliger Miene Andrej Philippowitſch etwas ins Ohr, worauf Andrej Philippowitſch wohlwollend ſeinen Kopf hin und her wiegte.

Sofort begriff unſer Held die Situation. Tatſache war, daß ſeine Arbeit, wie er nachher erfuhr, die Erwartungen Seiner Exzellenz noch übertroffen hatte und gerade zur rechten Zeit vorgelegt worden war. Seine Exzellenz waren äußerſt zufrieden damit, und man ſagte ſogar, er habe ſich bei Herrn Goljádkin dem

Jüngeren dafür bedankt: man ſagte, er würde bei Gelegenheit nicht vergeſſen ... —

Natürlich, das erſte, was Herr Goljádkin tun mußte, war — proteſtieren, aus allen Kräften proteſtieren, bis zum äußerſten proteſtieren. Ohne ſich zu beſinnen, bleich wie der Tod, ſtürzte er ſich auf Andrej Philippowitſch. Doch nachdem Andrej Philippowitſch vernommen hatte, daß die Angelegenheit eine Privatſache des Herrn Goljádkin ſei, weigerte er ſich, ihm Gehör zu ſchenken, mit der entſchiedenen Bemerkung, er habe kaum für ſeine eigenen Angelegenheiten einen Augenblick Zeit übrig.

Die Trockenheit des Tones und die Entſchiedenheit der Abweiſung wirkten auf Herrn Goljádkin niederſchmetternd. „Beſſer, ich verſuche es von einer anderen Seite ... beſſer, ich gehe zu Anton Antonowitſch.“ Zum Unglück für Herrn Goljádkin war jedoch auch Anton Antonowitſch nicht zu ſprechen: auch er war irgendwie beſchäftigt! „Nicht ohne Abſicht bat er mich, ihn mit Erklärungen und Geſprächen zu verſchonen,“ dachte unſer Held. „In dem Falle bleibt mir nichts anderes übrig, als Seine Exzellenz ſelbſt anzurufen.“

Immer noch ganz bleich und verwirrt, wobei ihm der Kopf rund ging, wußte Herr Goljádkin nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte, und ſetzte ſich an ſeinen Tiſch.

„Es wäre viel beſſer, wenn das alles nicht wäre,“ dachte er ununterbrochen bei ſich ſelbſt. „In der Tat dürfte eine ſo verwickelte, dunkle Geſchichte gar nicht möglich ſein. Erſtens iſt das alles Unſinn, und zweitens iſt ſo etwas überhaupt nicht möglich. Wahrſcheinlich hat mir alles nur ſo geſchienen, oder es geſchah in

Wirklichkeit etwas ganz anderes. Wahrſcheinlich war ich es ſelbſt, der hinging ... und habe mich für den anderen gehalten ... kurz und gut — es iſt eine ganz unmögliche Geſchichte."

Kaum war Herr Goljádkin zu dieſem Schluß gekommen, als Herr Goljádkin der Jüngere, beladen mit Papieren, die er in beiden Händen und unter dem Arme trug, ins Zimmer flog. Im Vorbeigehen machte er Andrej Philippowitſch ein paar notwendige Bemerkungen, unterhielt ſich mit noch jemandem, ſagte ſogar einem dritten Liebenswürdigkeiten, und da Herr Goljádkin der Jüngere offenbar keine Zeit zu verſchwenden hatte, wollte er aller Wahrſcheinlichkeit nach das Zimmer ſofort wieder verlaſſen, als er zum Glück Herrn Goljádkins des Aelteren an der Tür mit ein paar jungen Beamten zuſammenſtieß und im Vorbeigehen auch mit ihnen zu ſprechen begann. Herr Goljádkin der Aeltere ſtürzte geradewegs auf ihn zu. Als Herr Goljádkin der Jüngere das Manöver des Herrn Goljádkin des Aelteren bemerkte, blickte er mit großer Unruhe um ſich, ſuchte, wohin er ſich am ſchnellſten verkriechen könnte. Doch unſer Held hatte ſeinen geſtrigen Freund bereits am Aermel gepackt. Die Beamten drängten ſich um die beiden Titularräte und warteten geſpannt, was nun kommen würde. Der Aeltere begriff ſehr wohl, daß die Stimmung jetzt gegen ihn war, begriff, daß ſie alle gegen ihn intrigierten. Um ſo mehr mußte er ſich ſelbſt beherrſchen ... Der Augenblick war entſcheidend.

„Nun?" fragte Herr Goljádkin der Jüngere Herrn Goljádkin den Aelteren, ihn dreiſt anſchauend.

Herr Goljádkin der Aeltere wagte kaum zu atmen. „Ich weiß nicht, mein Herr," begann er, „wie ich Ihr ſonderbares Betragen zu mir erklären ſoll."

„Nun, fahren Sie fort, mein Herr." Herr Goljádkin der Jüngere ſah dabei im Kreiſe um ſich und zwinkerte den anderen Beamten zu, als gäbe er ihnen das Zeichen, daß jetzt die Komödie beginne.

„Die Unverſchämtheit Ihres Benehmens, mein verehrter Herr, ſpricht im vorliegenden Falle noch mehr gegen Sie ... als es meine Worte tun könnten. Hoffen Sie nicht, Ihr Spiel zu gewinnen: es ſteht ſchlecht ..."

„Nun, Jakoff Petrowitſch, jetzt ſagen Sie mir mal, wie Sie geſchlafen haben?" antwortete Herr Goljádkin der Jüngere und ſah Herrn Goljádkin dem Aelteren gerade in die Augen.

„Sie, verehrter Herr, vergeſſen ſich vollſtändig," ſagte der Aeltere vollſtändig faſſungslos und fühlte dabei kaum mehr den Boden unter den Füßen. „Ich hoffe, daß Sie Ihren Ton ändern werden ..."

„Mein Lieber!" erwiderte Herr Goljádkin der Jüngere, ſchnitt Herrn Goljádkin dem Aelteren eine ziemlich unehrerbietige Grimaſſe und kniff ihn plötzlich ganz unerwartet mit ſeinen beiden Fingern in ſeine ziemlich dicke rechte Backe. Unſer Held fuhr auf wie ein Feuerbrand.

Kaum hatte jedoch der Freund des Herrn Goljádkin bemerkt, daß ſein Gegner an allen Gliedern zitterte, dabei ſtumm vor Verwunderung und rot wie ein Krebs war, und ſo, bis zum Aeußerſten gebracht, ſich zu einem Ueberfall auf ihn entſchließen wollte — als

er ihm auf die allerunverſchämteſte Weiſe zuvorkam. Er klopfte Herrn Goljádkin noch zweimal auf die Backe, kniff ſie noch einmal, und ſpielte ſo mit ihm ſein Spiel, während der andere immer noch unbeweglich und ſprachlos vor Erſtaunen daſtand, zum nicht geringen Ergötzen der um ſie herumſtehenden Beamtenſchaft. Herr Goljádkin der Jüngere, mit ſeiner ſchamloſen Seele ging noch weiter, er klopfte ſchließlich Herrn Goljádkin den Aelteren auf den vollen Magen und ſagte dazu mit einem giftigen Lächeln:

„Mach' keine dummen Streiche, mein Lieber, keine dummen Streiche, Jakoff Petrowitſch! Wir wollten ja zuſammen Intrigen ſpinnen, Jakoff Petrowitſch, Intrigen."

Noch bevor unſer Held nach dieſer letzten Attacke zu ſich kommen konnte, lächelte Herr Goljádkin der Jüngere den Umſtehenden verſtändnisinnig zu, ſetzte eine ſehr geſchäftige Miene auf, ſchlug die Augen zu Boden, kugelte ſich wie ein Igel zuſammen, murmelte etwas über „einen beſonderen Auftrag", trippelte mit ſeinen kurzen Füßen davon und verſchwand im Nebenzimmer. Unſer Held traute ſeinen Augen nicht und konnte vor Erſtaunen noch immer nicht zu ſich kommen ...

Endlich erſt, als er dann zu ſich kam, wurde ihm klar, daß er beleidigt war, in gewiſſem Sinne verloren — daß ſein Ruf beſchmutzt und befleckt, er ſelbſt in Gegenwart von anderen lächerlich gemacht worden war, beſchimpft von demjenigen, von dem er geſtern noch gehofft hatte, daß er ſein einziger, beſter Freund werden würde, und er erkannte, daß er ſich vor der

ganzen Welt blamiert hatte, und als ihm das so recht zum Bewußtsein gekommen war, da besann er sich nicht lange, sondern — stürzte seinem Feinde nach, ohne auch nur an die Zeugen seiner Erniedrigung zu denken.

„Sie alle stecken miteinander unter einer Decke," dachte er bei sich, „einer steht für den anderen und einer hetzt den anderen gegen mich auf." Doch kaum hatte unser Held die ersten zehn Schritte gemacht, als er einsah, daß jede Verfolgung umsonst war. Deshalb kehrte er um.

„Du wirst mir nicht entkommen," dachte er, „du kommst mir noch in die Falle und wirst als Wolf Lämmertränen weinen!" Mit wütender Kaltblütigkeit und mit entschlossener Energie ging Herr Goljádkin zu seinem Stuhl und setzte sich auf ihn nieder.

„Du wirst mir nicht entkommen," wiederholte er noch einmal.

Jetzt handelte es sich bei ihm nicht mehr um eine passive Verteidigung, seine Haltung sah nach Entschlossenheit aus, und wer Herrn Goljádkin in diesem Augenblick sah, wie er puterrot und kaum seiner Erregung mächtig seine Feder ins Tintenfaß steckte, und mit welcher Wut er seine Zeilen aufs Papier warf, der mußte wohl im voraus begreifen, daß diese Sache nicht so einfach verlaufen würde. In der Tiefe seiner Seele faßte er einen Entschluß und in der Tiefe seines Herzens schwor er sich, ihn auch auszuführen. Dabei wußte er aber noch gar nicht so recht, wie er hier vorgehen sollte, besser gesagt, er wußte überhaupt noch nichts Bestimmtes — aber das Einzelne, meinte er, das war ja gleichgültig!

„Mit Anmaßung und Unverſchämtheit, verehrter Herr, richten Sie in unſerer Zeit nichts aus. Anmaßung und Unverſchämtheit, mein verehrter Herr, führen nicht zum Guten, ſondern zum Galgen. Nur Griſchka Otrepieff *) allein, mein Herr, erdreiſtete ſich, das blinde Volk durch Anmaßung und Unverſchämtheit zu betrügen, und auch das gelang ihm nur auf ſehr, ſehr kurze Zeit."

Ungeachtet des letzteren Umſtandes beſchloß Herr Goljádkin, zu warten, bis die Maske von manchen Geſichtern fallen und alles aufgedeckt werden würde. Dazu mußten aber die Kanzleiſtunden erſt zu Ende gehen. Bis dahin wollte unſer Held nichts unternehmen. Dann aber würde er zu Maßregeln greifen — dann würde er wiſſen, was er zu tun hatte. Dann würde er wiſſen, welcher Plan zu entwerfen war, um den „Hochmut zu fällen" und die „kriechende Schlange ohnmächtig in den Staub zu treten". Er konnte es doch nicht erlauben, daß man ihn wie einen Lappen behandelte, mit dem man ſchmutzige Stiefel reinigt! Das konnte er ſich doch unmöglich gefallen laſſen, beſonders in dieſem Falle nicht! Wäre unſerem Helden nicht dieſer letzte Schimpf angetan worden, vielleicht hätte er ſich doch noch entſchließen können, ſich zu überwinden und zu ſchweigen, oder wenigſtens nicht ſo erbittert zu handeln. Er hätte ſich dann vielleicht nur ein wenig herumgeſtritten und klar bewieſen, daß er in ſeinem Recht ſei, hätte ſchließlich, wenn auch zuerſt nur ein wenig, nachgegeben, und dann noch ein wenig nachgegeben, und ſich am Ende überhaupt mit ihnen

*) Der eigentliche Name des falſchen Demetrius. E. K. R.

ausgeſöhnt — beſonders wenn ihm ſeine Gegner feierlich zugeſtanden hätten, daß er in ſeinem Recht ſei. Daraufhin würde er ſich ganz ſicher ausgeſöhnt haben und vielleicht, wer konnte es wiſſen, vielleicht wäre daraus eine neue Freundſchaft entſtanden, eine heiße, ſtarke Freundſchaft, eine viel, viel größere Freundſchaft, als die geſtrige, eine, durch die dieſe geſtrige ganz verdunkelt worden wäre. So würde denn zuletzt die Feindſchaft zweier Menſchen beſeitigt geweſen ſein, und die beiden Titularräte konnten froh und glücklich miteinander leben — hundert Jahre lang!

Um ſchließlich die Wahrheit zu ſagen: Herr Goljádkin fing bereits an, ein wenig zu bereuen, daß er für ſich und ſein Recht zu weit gegangen ſei und ſich dafür nur Unannehmlichkeiten bereitet hatte. „Hätte er nachgegeben," dachte Herr Goljádkin, „hätte er geſagt, daß alles das nur Scherz ſei": Herr Goljádkin hätte ihm verziehen, ganz und gar verziehen, zumal, wenn er es laut bekennen wollte! „Aber als einen Wiſchlappen laſſe ich mich nicht behandeln, beſonders nicht von ſolchen Leuten. Oh, und daß gerade ein ſo verworfener Menſch den Verſuch mit mir macht! Ich bin kein Lappen, nein, mein Herr, ich bin kein Lump!" Kurz, unſer Held war zu allem entſchloſſen. „Sie ſelbſt, mein Herr ſind an allem ſchuld!" Er beſchloß alſo — zu proteſtieren, mit allen Kräften und bis zur letzten Möglichkeit — zu proteſtieren.

Er war ſchon ſo ein Menſch! Er hätte es nie erlaubt, ſich beleidigen und noch viel weniger, ſich „als Wiſchlappen" benutzen zu laſſen: „von einem ſoverkommenen Menſchen"! Darüber ließ ſich nicht ſtreiten.

nein, nicht ſtreiten. Vielleicht, wenn es jemand gewollt hätte, Herrn Goljádkin „in einen Lappen" zu verwandeln, wäre es ihm ohne Widerſpruch und ganz ungeſtraft gelungen. (Herr Goljádkin fühlte das nämlich ſelbſt manchmal.) Doch wäre das dann gar nicht Herr Goljádkin geweſen, ſondern eben ... irgendein Lappen — wenn auch trotzdem kein ſo einfacher Lappen, ſondern einer voll von Ehrgeiz und voll von Gefühlen, allerdings ganz unverantwortlichen Gefühlen, Gefühlen, die hinter den ſchmutzigen Falten des Lappens ſteckten!

Die Stunden zogen ſich unglaublich lange dahin. Endlich ſchlug es vier. Bald darauf erhoben ſich alle, um nach dem Vorgang des Chefs nach Hauſe zu gehen. Herr Goljádkin miſchte ſich unter die Menge: es entging ihm aber nichts, er verlor denjenigen, den er ſuchte, nicht aus den Augen. Zuletzt ſah unſer Held, wie ſein Freund zu den Kanzleidienern lief, die die Mäntel ausgaben. In der Erwartung des Mantels ſchwänzelte er nach ſeiner gemeinen Gewohnheit um ſie herum. Der Augenblick war entſcheidend. Herr Goljádkin drängte ſich irgendwie durch die Menge, da er nicht zurückbleiben wollte, und bemühte ſich auch um ſeinen Mantel. Doch, natürlich: man gab ſeinem Freund zuerſt den Mantel, weil es ihm auch hier gelungen war, ſich einzuſchmeicheln.

Herr Goljádkin der Jüngere warf ſich den Mantel um und blickte dabei Herrn Goljádkin dem Aelteren ironiſch offen und frech ins Geſicht, um ihn auf dieſe Weiſe zu ärgern. Dann ſah er ſich, ſeiner Gewohnheit

gemäß, rings um, bändelte mit allen Beamten an, wahrſcheinlich, um auf ſie einen guten Eindruck zu machen, ſagte dem einen ein Wort, flüſterte dem andern etwas ins Ohr, ſchmeichelte einem dritten, lächelte einem vierten zu, reichte dem fünften die Hand und ſchlüpfte vergnügt die Treppe hinab. Herr Goljádkin der Aeltere ſtürzte ihm nach, zu ſeiner unbeſchreiblichen Genugtuung erreichte er ihn auf der letzten Stufe und packte ihn am Kragen ſeines Mantels.

Herr Goljádkin der Jüngere ſchien ein wenig überraſcht zu ſein und blickte mit verſtörtem Geſicht um ſich.

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ flüſterte er endlich mit leiſer Stimme Herrn Goljádkin zu.

„Mein Herr, wenn Sie ein anſtändiger Menſch ſind, ſo werden Sie ſich unſerer freundſchaftlichen Beziehungen von geſtern erinnern,“ ſagte unſer Held.

„Ach ja. Nun, wie ſteht's? Haben Sie gut geſchlafen?“

Die Wut raubte für einen Augenblick Herrn Goljádkin die Sprache.

„Ich habe — ſehr gut geſchlafen, mein Herr ... Doch erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Ihr Spiel ſehr ſchlecht ſteht ...“

„Wer ſagt das? Das ſagen meine Feinde!“ antwortete haſtig jener, der ſich auch Herr Goljádkin nannte, und befreite ſich bei dieſen Worten ganz unerwartet aus den ſchwachen Händen des wirklichen Herrn Goljádkin. Befreit ſtürzte er die Treppe hinunter, ſah ſich um und erblickte eine Droſchke — er lief auf ſie zu, ſetzte ſich hinein und war im Augenblick den Augen des Herrn Goljádkin des Aelteren ver-

ſchwunden. Unſer verzweifelter und von allen verlaſſener Titularrat blickte ſich zwar auch um, fand aber keine Droſchke mehr. Er wollte laufen, doch ſeine Knie brachen zuſammen. Mit verſtörtem Geſicht und offenem Munde ſtützte er ſich kraftlos und gebrochen an eine Straßenlaterne und ſtand ſo einige Augenblicke auf dem Trottoir. Herr Goljádkin ſchien wie vernichtet zu ſein, für ihn war wohl alles verloren ...

IX.

Alles, offenbar alles, ſogar ſeine eigene Natur, hatte ſich gegen Herrn Goljádkin verſchworen: doch war er noch auf den Füßen und unbeſiegt! Ja er fühlte es, noch war er unbeſiegt und nach wie vor bereit zu kämpfen. Er rieb ſich mit ſolchem Gefühl und mit ſolcher Energie die Hände, als er nach der erſten Betäubung zu ſich kam, daß man ſchon beim bloßen Anblick Herrn Goljádkins ſofort darauf ſchließen konnte, daß er nicht nachgeben würde. Uebrigens, die Gefahr lag auf der Hand, war offenſichtlich; Herr Goljádkin fühlte das auch; doch wie ſollte er ihr entgegentreten, ſie packen? — das war die Frage. Im Augenblick tauchte ſogar der Gedanke im Kopfe Herrn Goljádkins auf, „wie wenn er einfach alles ſo ließe, auf alles verzichtete? Was wäre denn dabei? Nun, einfach nichts! Ich werde für mich ſein, als ob ich's nicht wäre," dachte Herr Goljádkin, „ich laſſe alles ſo gehen, wie es geht; ich bin einfach nicht ich, und das iſt alles. Er iſt auch für ſich, mag er auch verzichten, er ſchwänzelt herum und dreht ſich, der Schelm — mag er doch nachgeben! Ja, das iſt es! Ich werde ihn mit Güte fangen. Und wo iſt die Gefahr? Nun, was für eine Gefahr denn? Ich wünſchte, es zeigte mir jemand, worin

denn die Gefahr liegt? Eine einfache Sache! Eine ganz einfache Sache! . . ."

Hier verſtummte Herr Goljádkin. Die Worte erſtarben ihm auf der Zunge; er machte ſich ſogar Vorwürfe über dieſe Gedanken, er ſchalt ſich feig und niedrig; indeſſen, die Sache rührte ſich nicht von der Stelle.

Er fühlte dabei, daß es für ihn von großer Notwendigkeit ſei, ſich für etwas zu entſchließen; ja, er hätte viel darum gegeben, wenn ihm jemand geſagt, wozu er ſich entſchließen ſollte. Wie ſollte er das aber wiſſen!

Uebrigens, da war ja auch gar nichts zu wiſſen! Auf jeden Fall und um keine Zeit zu verlieren nahm er ſich eine Droſchke und fuhr ſo ſchnell wie möglich nach Haus.

„Nun, wie fühlſt du dich denn jetzt?" dachte er bei ſich, „wie erlauben Sie ſich jetzt zu fühlen, Jakoff Petrowitſch? Was tuſt du jetzt? Was tuſt du jetzt, du Feigling, du Schurke, du! Haſt dich ſelbſt bis zum letzten gebracht, jetzt heulſt du und klagſt du!"

So verſpottete ſich Herr Goljádkin ſelbſt, als er in eine alte klapprige Droſchke ſtieg. Sich ſelbſt zu verſpotten und ſeine Wunde aufzureißen, bereitete nämlich Herrn Goljádkin augenblicklich ein großes Vergnügen, faſt eine Genugtuung.

„Nun, wenn jetzt," dachte er, „irgendein Zauberer käme, oder wenn man mir offiziell erklärte: gib, Goljádkin, einen Finger deiner rechten Hand — und wir ſind quitt; es wird keinen anderen Goljádkin

geben und du wirſt wieder glücklich ſein, nur deinen Finger wirſt du nicht mehr haben — ſo würde ich den Finger geben, würde ihn beſtimmt geben, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Zum Teufel mit alledem!“ ſchrie endlich der Titularrat außer ſich, „nun, wozu das alles? wozu iſt das alles nötig geweſen, warum mußte denn das gerade mir paſſieren und keinem anderen! Und alles war ſo gut zu Anfang, alle waren zufrieden und glücklich: wozu war denn gerade das jetzt nötig! Uebrigens mit Worten wird hier nichts erreicht, hier muß gehandelt werden.“

Und ſomit wäre Herr Goljádkin beinahe zu einem Entſchluß gekommen, als er in ſeine Wohnung trat. Er griff ſofort nach der Pfeife, zog an ihr aus allen Kräften und ſtieß nach rechts und links dicke Rauchwolken aus, wobei er in außerordentlicher Erregung im Zimmer auf und ab lief.

Unterdeſſen begann Petruſchka den Tiſch zu decken. Endlich hatte Herr Goljádkin ſeinen Entſchluß gefaßt: er warf plötzlich ſeine Pfeife hin, nahm den Mantel um, ſagte, er werde nicht zu Hauſe ſpeiſen und lief hinaus. Auf der Treppe holte ihn Petruſchka keuchend ein und übergab ihm den vergeſſenen Hut. Herr Goljádkin nahm den Hut und wollte ſich noch irgendwie, ſo nebenbei, vor den Augen Petruſchkas rechtfertigen, damit Petruſchka ſich nur nicht wegen dieſes ſonderbaren Umſtandes, daß er den Hut vergeſſen, ſeine Gedanken machte. Da Petruſchka ihn aber nicht einmal anſah und ſofort zurückging, ſetzte auch Herr Goljádkin ohne weitere Erklärungen ſeinen Hut auf, lief die Treppe hinunter und redete ſich Mut ein: daß ſich al-

les vielleicht noch zum beſten kehren werde und die Sache ſich noch beilegen ließe . . . Doch Schüttelfroſt packte ihn. Er trat auf die Straße hinaus, nahm eine Droſchke und fuhr zu Andrej Philippowitſch.

„Uebrigens, wäre es morgen nicht beſſer?“ dachte Herr Goljádkin, als er die Klingel zur Wohnung Andrej Philippowitſchs zog — „ja, und was hätte ich ihm auch Beſonderes zu ſagen? Wirklich, nichts Beſonderes. Die Sache iſt ja ſo erbärmlich, ſo miſerabel, einfach zum Ausſpeien! . . . Was doch nicht alles die Umſtände machen . . .“ und Herr Goljádkin zog plötzlich an der Glocke; die Glocke ertönte, und von innen hörte man Schritte nahen . . . Jetzt verwünſchte ſich Herr Goljádkin ſelbſt wegen ſeiner Uebereiltheit und Unverfrorenheit. Die jüngſt erlebten Unannehmlichkeiten, die Herr Goljádkin wohl kaum vergeſſen hatte, und der Zuſammenſtoß mit Andrej Philippowitſch, — alles fiel ihm mit einem Male wieder ein. Doch zum Fortlaufen war es nun bereits zu ſpät: die Tür wurde geöffnet. Zum großen Glück des Herrn Goljádkin antwortete man ihm, Andrej Philippowitſch ſei von der Kanzlei nicht nach Hauſe zurückgekehrt und werde auch außer dem Hauſe ſpeiſen.

„Ich weiß, wo er ſpeiſt: bei der Ismailoffbrücke ſpeiſt er,“ dachte bei ſich unſer Held und war außer ſich vor Freude. Auf die Anfrage des Dieners, wen er melden ſolle, ſagte er, Herr Goljádkin, ſchon gut, mein Freund, ſchon gut, ich werde ſchon ſpäter wiederkommen, mein Freund, — und er eilte darauf mit einer gewiſſen Freudigkeit und Behendigkeit die Treppe hinab. Auf der Straße beſchloß er, ſeine Droſchke zu entlaſſen

und den Kutſcher zu bezahlen. Als der Kutſcher ihn noch um ein Trinkgeld anging: „habe gewartet, Herr, lange gewartet, und meinen Gaul vorhin nicht geſchont ...“ da gab er ihm, und ſogar mit großem Vergnügen, fünf Kopeken Trinkgeld und ging zu Fuß weiter.

„Die Sache iſt nämlich die,“ dachte Herr Goljädkin, „daß ſie in Wirklichkeit ſo nicht bleiben kann; wenn man's ſich aber überlegt, und vernünftig überlegt — was iſt denn eigentlich dabei zu machen? Man muß ſich unwillkürlich fragen, wozu ſich quälen, wozu ſich hier herumſchlagen? Die Sache iſt nun einmal geſchehen und nicht mehr rückgängig zu machen! Ueberlegen wir uns einmal: es erſcheint ein Menſch — ein Menſch erſcheint mit genügenden Empfehlungen, das heißt, ein fähiger Beamter mit gutem Betragen, nur daß er arm iſt und Unannehmlichkeiten erlebt hat ... Aber, Armut iſt kein Laſter: ich muß alſo abtreten. Nun, in der Tat, was iſt das für ein Unſinn? Es hat ſich ſo gemacht, die Natur hat's gewollt, daß ein Menſch dem andern, wie ein Waſſertropfen dem andern ähnlich ſieht, der eine die vollendete Kopie des anderen iſt: ſollte man ihn deshalb etwa n i ch t anſtellen, wenn das Schickſal allein, wenn das blinde Glück allein daran ſchuld iſt? Soll man ihn deshalb wie einen Verworfenen behandeln und ihn nicht zum Dienſt zulaſſen? Wo bliebe denn da die Gerechtigkeit? So ein armer, verlorener und geängſtigter Menſch: da muß einem ja das Herz wehtun und das Mitleid einen packen! Ja! Das wäre wohl eine ſchöne Obrigkeit, wenn ſie ſo gedacht hätte, wie ich es tue, ich Dummkopf!

Nein, nein, und ſie hat gut getan, daß ſie den armen Menſchen verſorgte . . ."

„Nun, ſchön," fuhr Herr Goljádkin fort, „nehmen wir an, zum Beiſpiel, wir ſeien Zwillinge, von der Natur ſo geſchaffen, wie wir ſind, nun ja, und — das wäre einfach alles. Ja, das wäre alles! Nun, und was wäre denn dabei? Einfach, nichts! Man könnte es ja allen Beamten mitteilen . . . und, wenn ein Fremder in unſere Abteilung käme, der würde auch ſicher nichts Unpaſſendes oder gar Beleidigendes in dieſem Umſtand ſehen. Es liegt darin ſogar etwas Rührendes, der Gedanke, daß Gott dort zwei Zwillinge geſchaffen und die edle Obrigkeit, die das Gebot Gottes achtet, ſie beide verſorgt hat. Freilich, freilich," und Herr Goljádkin hielt den Atem an und ſenkte ein wenig ſeine Stimme, „freilich, freilich wäre es beſſer, wenn all dies Rührende lieber nicht wäre und es lieber überhaupt keine Zwillinge gäbe . . . Der Teufel möge das alles holen! Wozu war das alles nötig? Warum konnte es wenigſtens nicht aufgeſchoben werden? Herr du meine Güte! Da hat der Teufel etwas Schönes eingebrockt! Er hat einmal ſchon ſo einen Charakter, ſchlechte, verlogene Manieren, — ſo ein Schuft, ſo ein Lump, ſo ein Schmeichler und Schmarotzer, ſo ein Goljádkin! Er wird ſich noch am Ende ſchlecht aufführen und meinen Namen ſchänden, der Taugenichts, jetzt habe ich das Vergnügen, auf ihn aufzupaſſen. Welch eine Strafe iſt das! Uebrigens, wozu habe ich das nötig! Nun, er iſt ein Taugenichts, ein Schuft . . . mag er es ſein, der andere iſt dafür ein — Ehrenmann. Er iſt alſo der Schuft, ich aber bin der Anſtän-

dige! Nun, dann werden ſie ſagen: — dieſer Goljádkin iſt ein Schuft, auf den achtet nicht und verwechſelt ihn nicht mit dem anderen; der andere aber iſt ehrlich und tugendhaft, beſcheiden und nicht boshaft, ſehr gut im Dienſte und würdig einer Rangerhöhung: ſo iſt's! Nun gut . . . aber wie haben ſie ihn denn da . . . ſo verwechſelt!

Ach, du mein Gott! Was für ein Unglück das iſt! . . ."

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt und ſich alles hin und her überlegend, lief Herr Goljádkin immer weiter, ohne auf den Weg zu achten, und ohne eigentlich zu wiſſen, wohin? Erſt auf dem Newskij Proſpekt kam er zu ſich und auch nur dank dem Zufall, daß er mit einem Vorübergehenden ſo zuſammenſtieß, daß vor ſeinen Augen Funken ſprühten. Herr Goljádkin wagte kaum den Kopf zu erheben und murmelte nur eine Entſchuldigung. Erſt als der andere ſchon in einer bedeutenden Entfernung von ihm war, wagte er endlich ſeine Naſe zu erheben und ſich umzuſehen: wie und wo er ſich eigentlich befand? Als er nun bemerkte, daß er gerade vor dem Reſtaurant ſtand, in dem er ſich damals erfriſcht hatte, bevor er ſich zur Galatafel bei Olſſuph Iwanowitſch aufmachte, fühlte unſer Held plötzlich ein mächtiges Kneifen und Rumoren im Magen. Er erinnerte ſich, daß er noch nichts genoſſen hatte, daß ihm auch kein ähnliches Diner bevorſtand, wie damals, und ſo lief er denn eilig die Treppe zum Reſtaurant hinauf, um ſo ſchnell wie möglich und unbemerkt eine Kleinigkeit zu ſich zu nehmen. Obgleich das Reſtaurant ein wenig teuer war, beſchäftigte dieſer kleine Umſtand Herrn

Goljádkin nicht im geringsten: sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben, hatte Herr Goljádkin jetzt keine Zeit. Im hell erleuchteten Raum auf dem Büfett lag eine große Anzahl Delikatessen aller Art, die dem Geschmack eines verwöhnten Großstädters entsprachen. Das Büfett war daher ständig von einer Menge wartender Menschen belagert. Der Kellner konnte kaum mit dem Eingießen, Geldempfangen und -zurückgeben fertig werden. Auch Herr Goljádkin mußte seine Zeit abwarten und streckte endlich seine Hand bescheiden nach einem Teller mit kleinen Pasteten aus. Dann ging er damit in eine Ecke, wandte den Anwesenden den Rücken zu und aß mit Appetit. Darauf ging er zum Büfett zurück, legte das Tellerchen auf den Tisch und da er den Preis kannte, so legte er dafür 10 Kopeken daneben, machte dem Kellner ein Zeichen, als wollte er sagen: „hier liegt das Geld für eine Pastete usw."

„Sie haben einen Rubel und zehn Kopeken zu bezahlen," sagte der Kellner.

Herr Goljádkin war nicht wenig erstaunt. „Wie meinen Sie das? — Ich ... ich ... habe, glaube ich, nur eine Pastete genommen ..."

„Sie haben elf genommen," sagte mit der größten Bestimmtheit der Kellner.

„Wie ... wie mir scheint ... irren Sie sich ... Ich habe, glaube ich, wirklich nur eine Pastete genommen."

„Ich habe nachgezählt: Sie nahmen elf Stück. Was Sie genommen haben, müssen Sie auch bezahlen — bei uns wird nichts umsonst verabfolgt."

Herr Goljádkin war einfach starr. „Welche Zau-

bereien gehen mit mir jetzt wieder vor?“ dachte er. Der Kellner wartete gespannt auf Herrn Goljádkins Entschluß. Herr Goljádkin lenkte bereits die Aufmerksamkeit aller auf sich. Er griff daher so schnell wie möglich in die Tasche, um den Silberrubel sofort zu bezahlen und von der Schuld loszukommen.

„Nun, wenn elf, dann elf,“ dachte er und wurde rot wie ein Krebs, „was ist denn auch dabei, wenn man elf Pastetchen ißt? Nun, der Mensch war eben hungrig, und darum aß er elf Pastetchen: nun, er aß sie zu seiner Gesundheit — da ist doch nichts zu verwundern, dabei ist doch nichts Lächerliches ...“

Plötzlich gab es Herrn Goljádkin innerlich einen Ruck, er blickte auf und begriff sofort — das ganze Rätsel, die ganze Zauberei! In der Tür zum Nebenzimmer, hinter dem Rücken des Kellners, mit dem Gesicht zu Herrn Goljádkin gewandt, stand in derselben Tür, die unser Held vorhin als Spiegelglas angesehen, stand ein Mensch, stand er, stand Herr Goljádkin selbst — nicht der alte Herr Goljádkin, der Held unserer Erzählung, sondern der andere Herr Goljádkin, der neue Herr Goljádkin. Dieser andere Herr Goljádkin befand sich offenbar in der allerbesten Laune. Er lächelte Herrn Goljádkin dem Aelteren zu, nickte mit dem Kopf, zwinkerte mit den Augen, trippelte ein wenig hin und her und sah ganz so aus, als ob er, wenn man auf ihn zutreten wollte, sofort ins Nebenzimmer verschwinden und dort durch die Hintertür entwischen würde ... — jede Verfolgung wäre vergebens gewesen! In seinen Händen befand sich noch das letzte Stück Pastete, welches er soeben vor den Augen

des Herrn Goljádkin vor Vergnügen ſchmatzend in ſeinen Mund ſteckte.

„Man hat mich mit dem Halunken verwechſelt!“ dachte Herr Goljádkin und fühlte, wie er ſich ſchämte. „Er hat es gewagt mich öffentlich bloßzuſtellen! Sieht ihn denn niemand? Nein, es ſcheint ihn wirklich niemand zu bemerken . . .“

Herr Goljádkin warf den Rubel auf den Tiſch, als hätte er ſich an ihm alle Finger verbrannt, und ſchien das freche Lächeln des Kellners gar nicht zu bemerken — dieſes ſiegesbewußte Lächeln ruhiger Ueberlegenheit und Macht. Er drängte ſich durch die Menge und ſtürzte zur Tür hinaus.

„Gott ſei gelobt, daß ich nicht noch ganz anders bloßgeſtellt wurde!“ dachte Herr Goljádkin der Aeltere. „Dank ihm, dem Räuber, und Dank dem Schickſal, daß diesmal noch alles ſo gut abging. Nur der Kellner wurde frech, aber er war doch in ſeinem Recht! Es koſtete doch einen Rubel und zehn Kopeken, alſo war er doch im Recht — . . . ohne Geld wird niemandem etwas gegeben! Wenn er auch noch ſo höflich . . .“

Alles das ſagte ſich Herr Goljádkin, als er die Treppe hinabging. Kaum aber war er an der letzten Stufe angelangt, als er plötzlich wie angewurzelt ſtehen blieb und über und über errötete, daß ihm die Tränen in die Augen traten. So ſehr fühlte er ſich nun doch in ſeiner Eitelkeit verletzt. Als er eine Minute in dieſer Weiſe unbeweglich dageſtanden hatte, ſtampfte er plötzlich mit dem Fuße auf, ſprang mit einem Satz von der Treppe auf die Straße und ohne ſich umzu-

ſehen, ohne ſeine Müdigkeit zu fühlen, begab er ſich nach Haus, in die Scheſtilawotſchnaja-Straße.

Zu Hauſe angelangt, nahm er ſich nicht einmal die Zeit, ſeinen Mantel auszuziehen. Ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſich häuslich niederzulaſſen und ſeine Pfeife zu rauchen, ſetzte er ſich, ſo wie er war, auf den Diwan, nahm Tinte und Feder und ein Stück Briefpapier und begann mit vor innerer Erregung zitternden Händen folgenden Brief zu ſchreiben:

„Mein geehrter Herr Jakoff Petrowitſch!

Ich würde nicht zur Feder greifen, wenn nicht die Umſtände und Sie, geehrter Herr, mich dazu nötigten. Glauben Sie mir, daß nur die Notwendigkeit mich dazu zwingt, in ſolche Erörterungen mit Ihnen einzutreten, darum bitte ich Sie im voraus, dieſe meine Handlung nicht als eine Abſicht zu betrachten, Sie, mein verehrter Herr zu beleidigen, ſondern — ſondern als eine unumgängliche Folge der Umſtände, die uns zueinander in Beziehung gebracht haben."

„So ſcheint es mir gut, anſtändig und höflich geſchrieben zu ſein, wenn auch nicht ohne Kraft und Beſtimmtheit ... Beleidigt kann er ſich dadurch nicht fühlen. Und außerdem, bin ich in meinem Recht," dachte Herr Goljädkin beim Durchleſen des Geſchriebenen.

„Ihr unerwartetes und ſeltſames Erſcheinen, mein geehrter Herr, in der ſtürmiſchen Nacht, nach einem ausfallenden und rohen Benehmen meiner Feinde gegen mich, deren Namen ich aus Verachtung derſelben verſchweige, war die Urſache aller dieſer Mißverſtänd-

niſſe, die in gegenwärtiger Zeit zwiſchen uns beſtehen. Ihr hartnäckiges Beſtreben, mein geehrter Herr, mit aller Gewalt in mein Sein und in meinen Lebenskreis einzudringen, überſteigt alle Grenzen der Höflichkeit und des einfachen Anſtandes. Ich denke, es genügt, Sie daran zu erinnern, mein verehrter Herr, daß Sie ſich meiner Papiere und meines Namens bedient haben, um ſich bei der Regierung einzuſchmeicheln — um eine Auszeichnung zu erlangen, die Sie ſelbſt nicht verdient haben. Auch lohnt es ſich nicht, Sie an Ihre vorbedachte, beleidigende Abſicht zu erinnern, der nötigen Rechtfertigung mir gegenüber aus dem Wege zu gehen. Und zuletzt, um nicht alles zu ſagen, möchte ich noch Ihre ſonderbare Handlungsweiſe im Reſtaurant mir gegenüber erwähnen. Weit davon entfernt, etwa die unnötige Ausgabe eines Rubels zu bedauern, fühle ich doch einen heftigen Unwillen bei der Erinnerung an Ihre deutliche Abſicht, mein geehrter Herr, meiner Ehre zu ſchaden, und das noch dazu in Gegenwart einiger Perſonen, die mir zwar unbekannt, aber offenbar aus der guten Geſellſchaft waren ..."

„Bin ich nicht zu weit gegangen?" dachte Herr Goljádkin. „Wird das nicht zu viel ſein? Iſt das nicht beleidigend — dieſe Anſpielung auf die gute Geſellſchaft zum Beiſpiel? Nun, da iſt nichts zu wollen! Man muß ihm Charakter zeigen. Uebrigens kann man ihm zur Beſänftigung zum Schluß ein wenig ſchmeicheln, ihm Butter aufs Brot ſchmieren. Wir wollen ſehen."

„Doch ich hätte, verehrter Herr, Sie mit meinem Brief nicht beläſtigt, wenn ich nicht davon überzeugt

wäre, daß Ihr edles Herz und Ihr offener und gerader Charakter Ihnen selbst die Mittel zeigen werden, um alles wieder so gut zu machen, wie es vordem gewesen ist.

In dieser Hoffnung wage ich davon überzeugt zu sein, daß Sie meinen Brief nicht in beleidigendem Sinne auffassen werden, daß Sie aber auch nicht verfehlen werden, mir schriftlich eine Erklärung, durch die Vermittelung meines Dieners, zukommen zu lassen.

In dieser Erwartung habe ich die Ehre zu sein, geehrter Herr, Ihr gehorsamster Diener.

J. Goljádkin."

„Nun, das wäre jetzt alles sehr gut. Die Sache wäre also erledigt: die Sache ging nun schon bis zu schriftlichen Erklärungen. Aber wer ist schuld daran? Er selbst ist schuld daran: er bringt einen Menschen so weit, eine schriftliche Erklärung zu verlangen. Und ich bin in meinem Recht ..."

Nachdem Herr Goljádkin noch einmal den Brief durchgelesen hatte, faltete er ihn zusammen, adressierte ihn und rief dann Petruschka. Petruschka erschien wie immer mit verschlafenen Augen und bei sehr schlechter Laune.

„Du, mein Lieber, nimm diesen Brief ... verstehst du?"

Petruschka schwieg.

„Du nimmst ihn und bringst ihn ins Departement, dort suchst du den diensttuenden Beamten auf, den Verwaltungssekretär Wachramejeff. Wachramejeff hat heute den Tagdienst. Verstehst du das?"

„Verstehe."

„‚Verſtehe!‘ kannſt du das nicht höflicher ſagen. Du fragſt alſo nach dem Beamten Wachramejeff und ſagſt ihm: ſo und ſo, der Herr hat befohlen, Sie von ihm zu grüßen und bittet Sie gefälligſt, im Adreſſenregiſter unſerer Behörde nachzuſchlagen, wo der Titularrat Goljádkin wohnt?“

Petruſchka ſchwieg, und wie es Herrn Goljádkin ſchien, lächelte er.

„Nun alſo, Pjotr, du fragſt ihn nach ſeiner Adreſſe und wo der neueingetretene Beamte Goljádkin wohnt: verſtehſt du?“

„Ich verſtehe.“

„Du fragſt nach der Adreſſe und bringſt nach dieſer Adreſſe dieſen Brief: verſtehſt du?“

„Ich verſtehe.“

„Wenn du dort biſt ... dort, wohin du dieſen Brief bringſt, ſo wird dieſer Herr, dem du dieſen Brief gibſt, Herr Goljádkin alſo ... Was lachſt du, Schafskopf?“

„Warum ſoll ich lachen? Was geht's mich an! Ich habe nichts ... unſereins hat nichts zu lachen ...“

„Nun alſo ... wenn dann der Herr dich fragen ſollte, wie es mit deinem Herrn ſteht ... wenn er dich alſo irgendwie ausfragen möchte — ſo ſchweigſt du und antworteſt nur: ‚Meinem Herrn geht es gut, er bittet um eine ſchriftliche Antwort auf ſeinen Brief.‘ Verſtehſt du?“

„Verſtehe.“

„Alſo, fort mit dir.“

„Da hat man ſeine Mühe mit ſolch einem Schafskopf! Er lacht. Warum lacht er denn? Es wird von Tag zu Tag immer ſchlimmer mit ihm, wie wird das

ſchließlich ... Ach, vielleicht wird ſich doch noch alles zum Guten wenden ... Dieſer Schuft wird ſich ſicher jetzt noch zwei Stunden herumtreiben oder überhaupt nicht mehr zurückkommen ... Man kann ihn ja nirgendwohin ſchicken. Welch ein Unglück das iſt ... welch ein Unglück! ...“

Unſer Held entſchloß ſich alſo im Vollgefühl ſeines ganzen Unglücks, zu der paſſiven Rolle einer zweiſtündigen Erwartung Petruſchkas. Eine Stunde lang ging er im Zimmer auf und ab, rauchte, warf dann wieder ſeine Pfeife weg und griff nach einem Buch. Darauf legte er ſich auf den Diwan, griff dann wieder zur Pfeife und lief dann wieder im Zimmer auf und ab ... Er wollte ſich's überlegen, konnte aber ſeine Gedanken nicht zuſammenhalten. Endlich ertrug er dieſen aufreibenden Zuſtand nicht länger, und Herr Goljádkin beſchloß bei ſich, lieber wieder zu handeln.

„Petruſchka wird vor einer Stunde nicht zurückkommen,“ dachte er, „ich kann alſo den Schlüſſel dem Hausknecht geben — und ſelbſt werde ich unterdeſſen ... der Sache auf die Spur kommen und meinerſeits etwas für ſie tun.“

Ohne Zeit zu verlieren, griff Herr Goljádkin nach ſeinem Hut, verließ das Zimmer, ſchloß ſeine Wohnung zu, ging zum Hausknecht, händigte dem den Schlüſſel ein, zuſammen mit zehn Kopeken Trinkgeld — Herr Goljádkin wurde in letzter Zeit ungeheuer freigebig — und ging — ging, wohin ihn der Weg führte. Er ging zu Fuß in die Richtung der Ismailoffbrücke.

Der Gang dauerte eine halbe Stunde. Als er das

Ziel ſeiner Wanderung erreicht hatte, ging er gerade-aus auf den Hof des ihm bekannten Hauſes und blickte zu den Fenſtern der Wohnung des Staatsrats Berendejeff hinauf. Mit Ausnahme von dreien, mit roten Vorhängen verhangenen Fenſtern waren die übrigen alle dunkel.

„Bei Olſſuph Iwanowitſch gibt es heute keine Gäſte," dachte Herr Goljádkin, „ſie werden wohl jetzt allein zu Hauſe ſitzen."

Nachdem unſer Held einige Zeit auf dem Hof geſtanden hatte, wollte er ſich augenſcheinlich zu etwas entſchließen. Aber es ſollte anders kommen. Herr Goljádkin winkte mit der Hand ab und kehrte zurück auf die Straße.

„Nein, nicht hierher hatte ich zu gehen! Was ſoll ich denn hier machen? ... Ich werde beſſer tun ... ſelbſt die Sache zu unterſuchen." Mit dieſem Entſchluß begab ſich Herr Goljádkin in ſein Departement. Der Weg war nicht kurz, dazu war er furchtbar ſchmutzig und naſſer Schnee fiel in dichten Flocken, doch für unſeren Helden ſchien es keine Hinderniſſe mehr zu geben. Er war nicht wenig ermüdet und ganz und gar durchnäßt und beſchmutzt, „wenn ſchon, denn ſchon: das heißt, wenn man das Ziel erreichen will!" Und Herr Goljádkin näherte ſich in der Tat bald ſeinem Ziele. Die dunkle Maſſe eines großen, öffentlichen Gebäudes ſtieg in der Ferne vor ihm auf.

„Halt!" dachte er, „wohin gehe ich und was werde ich hier machen? Nehmen wir an, ich erfahre, wo er wohnt; unterdeſſen wird Petruſchka bereits zurückge-

kehrt ſein und mir die Antwort gebracht haben. Ich verliere nur meine teure Zeit umſonſt, ganz umſonſt. Nun, tut nichts, man kann alles wieder gut machen ... Ach, es war überhaupt nicht nötig, auszugehen! Aber ſo bin ich nun einmal. Ob es nötig iſt oder nicht, ich muß immer vorauslaufen ... Hm! ... Wieviel Uhr iſt es? Sicherlich ſchon neun Uhr. Petruſchka könnte kommen und mich nicht zu Hauſe antreffen. Ich habe wirklich eine Dummheit begangen, daß ich ausging ... Ach, wirklich, dieſe Konfuſion!"

Nachdem unſer Held auf dieſe Weiſe zur Ueberzeugung gekommen war, daß er eine Dummheit begangen, lief er ſofort zurück zu ſeiner Scheſtilawotſchnaja-Straße. Erſchöpft und durchnäßt kam er dort an und erfuhr ſchon vom Hausknecht, daß Petruſchka nicht einmal daran gedacht hatte, wieder auf der Bildfläche zu erſcheinen.

„Nun ja, das habe ich ja geahnt —," dachte unſer Held: „Und dabei iſt es ſchon neun Uhr! Solch ein Taugenichts! Immer muß er ſich betrinken! Herr du meine Güte! Zum Unglück habe ich ihm ſchon ſeinen Lohn bezahlt, damit er Geld in den Händen hat."

Mit dieſen Gedanken ſchloß Herr Goljädkin ſeine Wohnung auf, machte Licht, kleidete ſich aus, ſteckte ſeine Pfeife an und müde, zerſchlagen, hungrig, wie er war, legte er ſich in Erwartung Petruſchkas auf den Diwan. Düſter brannte die Kerze und ihr Licht flackerte an den Wänden ... Herr Goljädkin ſtarrte vor ſich hin, dachte und dachte und ſchlief endlich ein, wie tot.

Er erwachte ſehr ſpät. Das Licht war ganz nieder-

gebrannt und flammte noch hin und wieder auf, um dann ganz zu erlöschen. Herr Goljádkin sprang auf, ihn schauerte, und plötzlich erinnerte er sich an alles, mit einem Male an alles! Hinter dem Verschlag hörte man Petruschka schnarchen. Herr Goljádkin stürzte ans Fenster — nirgendwo ein Licht zu sehen. Er öffnete das Fenster — alles war totenstill. Die Stadt schlief. Es mußte zwei oder drei Uhr nachts sein ... richtig, die Uhr hinter dem Verschlag schlug zwei. Herr Goljádkin stürzte in den Verschlag.

Irgendwie, nach langen Anstrengungen, gelang es ihm, Petruschka zu wecken und ihn im Bett aufzurichten. In diesem Augenblick verlöschte das Licht vollkommen. Es vergingen zehn Minuten, bis Herr Goljádkin ein anderes Licht fand und es anzündete. In der Zeit war aber Petruschka von neuem eingeschlafen.

„Ach, du Halunke, du Taugenichts!" schimpfte ihn Herr Goljádkin und rüttelte ihn wieder auf. „Wirst du wohl aufwachen, wirst du wohl aufstehen!" Nach halbstündiger Anstrengung gelang es Herrn Goljádkin, seinen Diener vollständig aufzuwecken und ihn aus dem Verschlag herauszuziehen. Da erst bemerkte unser Held, daß Petruschka vollkommen betrunken war und sich kaum auf den Füßen halten konnte.

„Du Taugenichts!" schrie Herr Goljádkin, „du Lump! Am liebsten würdest du mir wohl, weiß der Himmel was antun! Gütiger Gott, wo hast du den Brief gelassen? Ach, du meine Güte, was ist nur aus ihm geworden ... Und warum habe ich ihn geschrieben? Da stehe ich nun mit meinem Ehrgeiz. Wozu stecke ich meine Nase da hinein! Das habe ich da-

von ... Und du, du Räuber, wohin haſt du den Brief geſteckt? Wem haſt du ihn abgegeben? ..."

„Ich habe niemandem einen Brief gegeben, und habe überhaupt keinen Brief gehabt ... ſo iſt's!"

Herr Goljádkin rang ſeine Hände vor Verzweiflung.

„Höre, Pjotr ... höre ... höre mich an ..."

„Ich höre ..."

„Wohin biſt du gegangen? Antworte ..."

„Wohin ich gegangen ... zu guten Menſchen bin ich gegangen! Was iſt denn dabei?"

„Ach, du mein grundgütiger Gott! Wohin gingſt du zuerſt? Warſt du in der Kanzlei? ... Du, höre mich an, Pjotr: du biſt vielleicht betrunken?"

„Ich betrunken? Da ſoll ich doch gleich auf der Stelle ..."

„Nein, nein, das tut ja nichts, daß du betrunken biſt ... Ich fragte ja nur ſo ... gut, gut, daß du betrunken biſt: ich meinte ja nur, Petruſchka ... Du haſt vielleicht vorhin alles vergeſſen und erinnerſt dich jetzt ... Nun, denke nach, du warſt vielleicht bei Wachrameieff — warſt du oder warſt du nicht?"

„Ich war nicht und ſolchen Beamten gibt es gar nicht. Und wenn man mich auch ſogleich ..."

„Nein, nein, Pjotr! Nein, Petruſchka, ich ſage ja nichts. Du ſiehſt doch, daß ich nichts ... Nun, was iſt denn dabei? Nun, draußen war es kalt, feucht und der Menſch trinkt ein wenig, nun, und was will denn das beſagen? Ich bin doch nicht böſe deshalb. Ich ſelbſt habe heute etwas getrunken, mein Lieber. Geſtehe es

nur ein, denke nur nach, mein Lieber, warſt du heute beim Wachramejeff?“

„Nun, wenn es ſo iſt, mein Wort darauf ... ich war da ... und wenn ich auch ſogleich ...“

„Nun, gut, gut, Petruſchka, wenn du dageweſen biſt. Siehſt du, ich ärgere mich doch nicht ... Nu, nu,“ fuhr unſer Held fort, ſeinen Diener aufzurütteln, ſchüttelte ihn an der Schulter, lächelte ihm zu ... „nun, und da haſt du ein Schlückchen getrunken, du Taugenichts, nur ein wenig ... für zehn Kopeken ein Schlückchen? Du Saufbold! Nun, tut nichts. Siehſt du, daß ich nicht böſe bin ... Hörſt du, ich bin gar nicht böſe darüber, mein Lieber ...“

„Nein, wie Sie wollen, ich bin aber doch kein Saufbold. Bei guten Menſchen bin ich geweſen, denn ich bin kein Säufer, bin niemals ein Säufer geweſen ...“

„Nun, ſchön, Petruſchka! Höre doch, Pjotr: ich will dich ja auch gar nicht ſchimpfen, wenn ich dich einen Säufer nenne. Ich habe dir das nur zur Beruhigung geſagt, in einem verſöhnlichen Sinne habe ich es dir geſagt. Wenn man einen Menſchen in dieſem Sinne ſchimpft, ſo fühlt er ſich geſchmeichelt, Petruſchka. Ein anderer liebt es ſogar! ... Nun, Petruſchka, ſage mir jetzt aufrichtig, wie einem Freunde ... warſt du beim Wachramejeff, und gab er dir die Adreſſe?“

„Und auch die Adreſſe gab er, auch die Adreſſe. Ein guter Beamter iſt er! ‚Und dein Herr‘, ſagte er, ‚auch dein Herr iſt ein guter Menſch. Und alſo ſage ihm ... ich laſſe deinen Herrn grüßen‘, ſagte er, ‚und ſage ihm, ich liebe und verehre deinen Herrn, weil dein

Herr', ſagt er, ‚ein guter Menſch iſt, und du, Petruſchka, biſt auch ein guter Menſch, ſiehſt du' ..."

„Ach, du mein Gott! Und die Adreſſe, die Adreſſe! Judas du!" Die letzten Worte ſprach Herr Goljádkin faſt flüſternd.

„Und die Adreſſe ... auch die Adreſſe hat er gegeben."

„Nun, wo wohnt er denn, der Beamte Goljádkin, der Titularrat Goljádkin?"

„‚Goljádkin wohnt', ſagt er, ‚in der Scheſtilawotſchnaja-Straße. So wie du in die Scheſtilawotſchnaja eintrittſt', ſagt er, ‚ſo wohnt er rechts die Treppe hinauf, im vierten Stock. Dort', ſagt er, ‚wohnt Goljádkin ...'"

„Bandit, du!" ſchrie ihn unſer Held an, der endlich die Geduld verlor: „Du Taugenichts! Das bin doch ich, das bin ja ich, von dem du ſprichſt. Da iſt aber ein anderer Goljádkin, und von dieſem anderen ſpreche ich, du Räuber, du!"

„Nun, wie Sie wollen! Was geht's mich an! Wie Sie wollen! ..."

„Aber der Brief, der Brief? ..."

„Welcher Brief? Es war ja gar kein Brief, ich habe keinen Brief geſehen."

„Wohin haſt du ihn denn gelegt, du Halunke, du!?"

„Ich habe ihn abgegeben, den Brief habe ich abgegeben. ‚Grüße ihn', ſagt er, ‚grüße und danke deinem Herrn. Grüße', ſagt er, ‚deinen Herrn ...'"

„Wer hat denn das geſagt? Hat Goljádkin das geſagt?"

Petruſchka ſchwieg ein wenig, dann grinſte er übers ganze Geſicht und ſah ſeinem Herrn gerade in die Augen.

„Hörſt du, du Räuber!“ begann Herr Goljádkin, ſchnaubend vor Wut, „was haſt du mit mir gemacht? Sage doch, ſage, was haſt du mit mir gemacht? Du haſt mich vernichtet, du Böſewicht! Haſt mir meinen Kopf von den Schultern geriſſen. So ein Judas!“

„Nun, wie Sie wollen! Was geht das mich an?“ ſagte in beſtimmtem Tone Petruſchka und zog ſich hinter ſeine Scheidewand zurück.

„Komm her, hierher, du Räuber!...“

„Nun, ich komme jetzt nicht mehr zu Ihnen, überhaupt nicht mehr. Was geht's mich an! Ich gehe zu den guten Menſchen... Gute Menſchen, die ehrlich und ohne Falſch leben und niemals doppelt ſind...“ Herrn Goljádkin erſtarrten die Füße und Hände und der Atem ging ihm aus...

„J—a—a,“ fuhr Petruſchka fort, „die ſind nicht doppelt und beleidigen nicht Gott und die Menſchen!“

„Du Taugenichts, du biſt ja betrunken! Du gehe jetzt lieber ſchlafen, du Räuber! Aber morgen werde ich dir ſchon zeigen!...“ ſagte Herr Goljádkin mit kaum hörbarer Stimme. Petruſchka murmelte auch noch etwas: dann hörte man nur noch, wie er ſich aufs Bett legte, daß es in allen Fugen krachte, wie er laut gähnte und ſich ausſtreckte, und dann, wie man ſagt, den Schlaf des Gerechten ſchlief und mächtig ſchnarchte.

Herr Goljádkin war mehr tot als lebendig. Das Betragen Petruſchkas, ſeine ſonderbaren, wenn auch ſehr entfernten Anſpielungen, über die man ſich „folg-

lich nicht zu ärgern braucht", um ſo weniger, da er betrunken war, und ſchließlich die ganze bösartige Wendung, die die Sache nahm — alles das erſchütterte Herrn Goljädkin bis auf den Grund.

„Und was plagte mich, ihn mitten in der Nacht zu wecken?" fragte ſich unſer Held, am ganzen Körper vor krankhafter Erregung zitternd, „und was plagte mich, mit einem betrunkenen Menſchen anzubändeln! Und was kann man denn von einem betrunkenen Menſchen erwarten? Jedes Wort iſt ja gelogen! Worauf ſpielte er eigentlich an, dieſer Räuber? Mein Gott, mein Gott! Und wozu habe ich alle dieſe Briefe geſchrieben, ich Selbſtmörder, ich Selbſtmörder! Konnte ich denn nicht ſchweigen?! Mußte es denn geſchehen? Wozu denn? Mein Ehrgeiz wird mich noch umbringen. Wenn aber meine Ehre leidet — ſeine Ehre muß man doch retten! Ach, ich Selbſtmörder, ich!"

So ſprach Herr Goljädkin, auf ſeinem Diwan ſitzend, und wagte ſich vor Furcht kaum zu bewegen. Plötzlich fielen ſeine Augen auf einen Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit im höchſten Grade erregte. In der Furcht, es könnte eine Illuſion, eine Täuſchung ſeiner Phantaſie ſein, wagte er kaum, vor Hoffnung, Angſt und unbeſchreiblicher Neugier, ſeine Hand danach auszuſtrecken. Nein, es war keine Täuſchung, es war Wirklichkeit. Keine Illuſion! Der Brief war ein Brief, ein wirklich an ihn adreſſierter Brief. Herr Goljädkin griff nach dem Brief auf dem Tiſch. Sein Herz ſchlug heftig.

„Wahrſcheinlich hat ihn dieſer Schuft gebracht," dachte er, „hat ihn dort hingelegt und ihn dann ver-

geſſen; ſo wird es wohl geweſen ſein, ſicher wird es ſo geweſen ſein ..."

Der Brief war von Wachramejeff, jenem Beamten und ehemaligen Freunde Goljádkins.

„Das habe ich übrigens alles geahnt," dachte unſer Held, „und alles, was im Briefe hier ſtehen wird, habe ich ebenfalls geahnt ..." Der Brief lautete folgendermaßen:

„Sehr geehrter Herr Jakoff Petrowitſch!

Ihr Diener iſt betrunken und es läßt ſich nichts Geſcheites aus ihm herausbringen. Aus dem Grunde ziehe ich es vor, Ihnen ſchriftlich zu antworten.

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich bereit bin, Ihren Auftrag, den mir übergebenen Brief an eine gewiſſe Perſon zu befördern, mit aller Gewiſſenhaftigkeit und Treue auszuführen. Dieſe Perſon, die Ihnen ſehr bekannt iſt, und ein mir untreu gewordener Freund, deſſen Namen ich verſchweigen will (denn ich möchte nicht unnütz dem Ruf eines unſchuldigen Menſchen ſchaden!) wohnt mit uns zuſammen in der Wohnung Karolina Iwanownas, und zwar in demſelben Zimmer, in dem früher, als Sie noch bei uns waren, der Infanterieoffizier aus Tamboff lebte. Dieſe Perſon gehört zu den ehrlichen Leuten, zu denen, die ein aufrichtiges Herz haben, was man bekanntlich nicht bei allen findet. Die Bekanntſchaft mit Ihnen beabſichtige ich von heute ab vollſtändig abzubrechen, in dem freundſchaftlichen Verhältnis, in dem wir früher miteinander verkehrten, können wir nicht mehr zueinander ſtehen, und darum bitte ich Sie, ſehr

geehrter Herr, beim Empfang dieſes meines aufrichtigen Briefes, mir unverzüglich die mir zukommenden zwei Rubel für das Raſiermeſſer ausländiſchen Fabrikats, das ich Ihnen verſchaffte, zu ſchicken. Wie Sie ſich erinnern werden, hatte ich es Ihnen bereits vor ſieben Monaten auf Abzahlung überlaſſen, und zwar noch zu der Zeit, als Sie mit uns zuſammen bei Karolina Iwanowna lebten, die ich von ganzem Herzen achte und verehre. Ich tue es aus dem Grunde, da Sie, nach der Behauptung kluger Leute, Ihre Selbſtbeherrſchung und Ihren guten Ruf verloren haben und der Verkehr mit Ihnen für junge, ſittſame und unverdorbene Menſchen daher ſehr gefährlich geworden iſt. Denn manche Leute leben nicht in Ehrbarkeit und dazu ſind ihre Worte falſch und ihre wohlanſtändige Haltung iſt verdächtig. Es wird immer Leute geben, die ſich der Verteidigung von Karolina Iwanowna annehmen werden, die ſtets von gutem Betragen und eine ehrbare Dame geweſen iſt und die dazu ein Mädchen, wenn auch nicht von jungen Jahren, ſo doch aus anſtändiger ausländiſcher Familie iſt. Man hat mich gebeten, Ihnen dieſes von mir aus in meinem Briefe beiläufig in Erinnerung zu bringen. Auf jeden Fall werden Sie ſchon alles zu ſeiner Zeit erfahren, falls Sie es bis jetzt noch nicht erfahren haben ſollten, obgleich Sie nach Ausſagen verſtändiger Leute an allen Enden der Reſidenz in ſchlechtem Rufe ſtehen, und wenigſtens an vielen Stellen Auskunft über ſich ſelbſt, geehrter Herr, erhalten können.

Zum Schluß teile ich Ihnen noch mit, ſehr geehrter Herr, daß die Ihnen bekannte Perſon, deren Na-

men ich aus wohlbegründeten Urſachen hier nicht erwähnen möchte, von allen wohlgeſinnten Menſchen ſehr geachtet wird. Ueberdies iſt ſie von angenehmem, heiterem Charakter, in ihrem Beruf wie unter den Menſchen ſehr beliebt, treu ihrem Wort und jeder Freundſchaft, wie ſie denn niemals diejenigen beleidigt und verleumdet, mit denen ſie ſich in freundſchaftlicher Beziehung befindet.

Immerhin verbleibe ich Ihr ergebenſter Diener

N. Wachramejeff.

P.S. Ihren Diener jagen Sie fort: er iſt ein Trinker und wird Ihnen aller Wahrſcheinlichkeit nach viel zu ſchaffen machen. Nehmen Sie doch Euſtachius, der früher hier bei mir diente und gegenwärtig ſtellenlos iſt. Ihr Diener iſt ja nicht nur ein Trinker, er iſt auch ein Dieb, denn noch in der vorigen Woche hat er Karolina Iwanowna ein Pfund Zucker zu billigerem Preiſe verkauft, das er, meiner Meinung nach, nur in kleinen Portionen zu verſchiedener Zeit von Ihnen geſtohlen haben kann. Ich ſchreibe es Ihnen, da ich Ihnen Gutes wünſche, ungeachtet deſſen, daß manche Perſonen nur zu beleidigen und die Menſchen zu betrügen verſtehen, beſonders anſtändige Leute von gutem und ehrlichem Charakter. Außerdem verſuchen ſie dieſe noch hinter dem Rücken ſchlecht zu machen, und zwar nur aus Neid, weil ſie ſich ſelbſt zu ihnen nicht rechnen können.

W."

Nachdem unſer Held den Brief Wachramejeffs geleſen hatte, blieb er noch lange unbeweglich auf

ſeinem Diwan ſitzen. Ein neues Licht ſchien den dichten, rätſelhaften Nebel zu durchdringen, der ihn ſeit zwei Tagen umgab. Unſer Held fing allmählich an, alles, alles zu begreifen ... Er verſuchte ſich vom Diwan zu erheben und einige Male durch das Zimmer zu gehen, um ſich zu ermuntern und ſeine zerſtreuten Gedanken zu ſammeln und ſie auf einen beſtimmten Gegenſtand zu konzentrieren — um dann reiflich ſeine Lage zu überlegen. Aber, als er nun aufſtehen wollte, fiel er kraftlos und ohnmächtig auf ſeinen Diwan zurück.

„Das habe ich ja alles vorausgefühlt! Aber was ſchreibt er denn und was iſt der Sinn ſeiner Worte? Den Sinn verſtehe ich noch, aber wohin führt das alles? Wenn er doch einfach ſagte: ſo iſt es und ſo, verlangt wird das und das, ich würde es ſofort tun! Der ganze Gang der Sache iſt ein ſo unangenehmer! Wenn es doch bereits Morgen wäre und ich mich der Sache annehmen könnte! Denn jetzt weiß ich, was ich machen würde. So und ſo, ſage ich, ich bin bereit, zur Vernunft zu kommen, doch meine Ehre gebe ich nicht preis, aber ... aber, die bekannte Perſon, dieſe unangenehme Perſönlichkeit, wie hat ſie ſich denn da hineingemiſcht? Und warum hat ſie ſich da hineingemiſcht? Ach, wenn es doch ſchon Morgen wäre! Bis dahin werden ſie über mich läſtern, gegen mich intrigieren! Die Hauptſache — nur keine Zeit verlieren! Jetzt, zum Beiſpiel, ſollte ich da nicht einen Brief ſchreiben: ſo und ſo, und das und das, bin damit und damit einverſtanden.—Und morgen, wenn nur erſt die Sonne aufgeht, oder noch früher ... werde ich von der

anderen Seite entgegenarbeiten und den Burſchen zuvorkommen ... Sie werden nur läſtern über mich, ja, und das iſt alles!“

Herr Goljádkin griff nach dem Papier, nahm die Feder und ſchrieb folgende Antwort auf den Brief des Gouvernements-Sekretärs Wachramejeff:

„Sehr geehrter Herr Neſtor Ignatjewitſch!

Mit gekränktem Herzen und voll Verwunderung las ich Ihren für mich ſo beleidigenden Brief, denn ich habe wohl verſtanden, daß Sie mit den nicht wohlanſtändigen, falſchen und lügneriſchen Perſonen mich bezeichnen wollen. Mit aufrichtigem Bedauern ſehe ich, wie ſchnell und wie tief die Verleumdung Wurzeln gefaßt hat, zum Schaden meines Wohlergehens, meiner Ehre und meines guten Namens. Und um ſo beleidigender iſt es, als ſogar ehrliche und wirklich wohlmeinende Leute und hauptſächlich die, welche mit einem offenen und geraden Charakter begabt ſind, ſich von dem Leben anſtändiger Leute abwenden und an einem anderen und tief verderbten teilnehmen, wie es Menſchen führen, welche in jener Sittenloſigkeit verſunken ſind, die zum Unglück unſerer Zeit unter uns ſo ſchädliche Früchte zeitigt.

Zum Schluſſe teile ich Ihnen mit, daß ich es für meine heilige Pflicht halte, Ihnen meine Schuld von zwei Rubeln unverzüglich zurückzuerſtatten.

Was Ihre Anſpielung, ſehr geehrter Herr, anbelangt, in bezug auf eine ſehr bekannte Perſon weiblichen Geſchlechts und in bezug auf die Abſichten, Berechnungen und verſchiedenen Ränke dieſer Perſon, ſo kann ich Ihnen nur ſagen, ſehr geehrter Herr, daß

ich alle dieſe Anſpielungen bloß halbwegs verſtanden habe. Erlauben Sie mir auch, geehrter Herr, meine anſtändige Geſinnung und meinen ehrlichen Namen unbefleckt zu erhalten. Auf jeden Fall bin ich bereit, auf perſönliche Erklärungen einzugehen, da ich die mündliche Erörterung der ſchriftlichen vorziehe: Jedenfalls bin ich zu friedlicher, gegenſeitiger Verſtändigung bereit. Daher erſuche ich Sie, ſehr geehrter Herr, meine Bereitwilligkeit zur perſönlichen Ausſprache dieſer Perſon anzuzeigen und ſie zu bitten, die Zeit und den Ort des Zuſammentreffens zu beſtimmen. Es war mir ſchmerzlich, mein geehrter Herr, Ihre Anſpielungen zu leſen, als hätte ich Sie beleidigt, Ihre frühere Freundſchaft zu mir verraten, und mich im ſchlechten Sinne über Sie ausgeſprochen. Ich ſchreibe alle dieſe Mißverſtändniſſe ſchnöder Verleumdung, dem Neid mir gegenüber zu, und zwar derjenigen, die ich mit Recht meine erbittertſten Feinde nennen kann. Aber wahrſcheinlich wiſſen dieſe nicht, daß die Unſchuld durch ſich ſelbſt ſtark iſt, wiſſen nicht, daß die Unverſchämtheit und Frechheit früher oder ſpäter zu einer allgemeinen Verachtung führt, die ſie treffen wird, und daß ſolche Perſonen durch ihre eigenen ſchlechten Abſichten und die Verworfenheit ihres Herzens zugrunde gehen müſſen.

Zum Schluß bitte ich Sie noch, geehrter Herr, jenen Perſonen zu ſagen, daß ihre ſonderbare Anmaßung und ihre unedlen phantaſtiſchen Wünſche und Beſtrebungen, andere aus der Stellung zu verdrängen, die ſie durch ihre Verdienſte einnehmen, nur Erſtaunen und Bedauern erweckt und ſie ſelbſt für das

Irrenhaus reif macht. Ueberdies ſind ſolche Beſtrebungen durch das Geſetz ſtrengſtens verboten, was meiner Meinung nach durchaus gerecht iſt, da jeder mit ſeiner eigenen Stellung zufrieden ſein muß. Alles hat ſeine Grenzen, und wenn das ein Scherz ſein ſoll, ſo iſt es ein unwürdiger Scherz, ich ſage mehr: ein unſittlicher Scherz, denn ich verſichere Ihnen, mein geehrter Herr, daß meine Anſchauung über die Stellung eines jeden hier auf Erden auf ethiſchen Vorausſetzungen beruht.

In jedem Falle habe ich die Ehre, zu ſein

Ihr gehorſamer Diener

J. Goljádkin."

X.

Man kann ſagen, daß die Erlebniſſe des geſtrigen Tages Herrn Goljádkin bis auf den Grund ſeines Seins erſchüttert hatten. Unſer Held ſchlief ſehr ſchlecht, das heißt, er konnte nicht einmal auf fünf Minuten wirklich einſchlafen. Es war ihm, als hätte irgendein mutwilliger Schelm ihm geſchnittene Schweineborſten ins Bett geſtreut. Die ganze Nacht verbrachte er im Halbſchlaf und drehte ſich fortgeſetzt von der einen Seite auf die andere. Schlief er einmal — ſtöhnend, ächzend — auf einen Augenblick ein, ſo erwachte er im nächſten ſofort wieder, und alles das war begleitet von einem ſeltſamen Gefühl der Trauer, unklaren Erinnerungen und widerlichen Traumgeſichtern, mit einem Wort von allem, was es nur an Unangenehmem geben kann ... So erſchien ihm in rätſelhaftem Halbdunkel die Geſtalt Andrej Philippowitſchs, eine trockene Erſcheinung, mit böſem Blick und gefühllos höflicher Sprechweiſe ... Als aber Herr Goljádkin die Abſicht zeigte, auf Andrej Philippowitſch zuzugehen, um ſich auf ſeine Weiſe zu rechtfertigen, „ſo oder ſo," ſich jedenfalls zu rechtfertigen und ihm zu beweiſen, daß er durchaus nicht ſo ſei, wie ſeine Feinde ihn ſchilderten, daß er vielmehr ein ganz

anderer ſei, und außer ſeinen gewöhnlichen ihm angeborenen Fähigkeiten noch dieſe und jene beſitze — da erſchien plötzlich eine ihm durch ihre übelwollende Geſinnung nur zu bekannte Perſon und durch ein empörendes Mittel wurden auf einmal alle Bemühungen des Herrn Goljádkin vereitelt, und Herr Goljádkin ſah vor ſeinen eigenen Augen ſeine Würde und ſeine Anſprüche auf Beachtung endgültig in den Schmutz gezogen, während dieſe Perſon ſeine, jawohl, ſeine Stellung im Dienſt wie in der Geſellſchaft einnahm. Dann wieder ging Herr Goljádkin die Empfindung eines Naſenſtübers durch den Kopf, den er vor kurzem erhalten und demütig hingenommen hatte: war es nun im gewöhnlichen Leben oder in dienſtlicher Angelegenheit geweſen — jedenfalls war es unmöglich, gegen dieſen Naſenſtüber ſich zu wehren und ihn abzulehnen oder zu leugnen ... Während aber Herr Goljádkin ſich noch den Kopf darüber zerbrach, warum es denn ſo unmöglich war, ſich gegen dieſen Naſenſtüber zu wehren — ging der Naſenſtüber unmerklich in eine andere Form über — in die Form einer ziemlich bekannten, kleinen, aber doch bedeutenden Nichtsnutzigkeit, die er geſehen oder gehört oder ſelbſt unlängſt vollbracht hatte, und zwar nicht etwa aus ſchlechter Abſicht oder aus einem gemeinen Antrieb, ſondern ſo — nun, ſo — aus Zufall, aus Zartgefühl ... vielleicht auch aus ſeiner vollkommenen Hilfloſigkeit heraus, und ſchließlich, weil ... weil, nun, Herr Goljádkin wußte ſehr gut, warum!

Dabei errötete Herr Goljádkin ſogar im Traum, und weil er ſich beherrſchen wollte, murmelte er vor

ſich hin, daß man, zum Beiſpiel, jetzt Charakterfeſtigkeit zeigen müſſe ... Es kam nur darauf an, was Charakterfeſtigkeit eigentlich ſei ... und wie man ſie auffaſſen ſolle.

Doch mehr als alles andere, reizte es Herrn Goljádkin und verſetzte ihn in Wut, daß gerade in dieſem Augenblick, gerufen oder ungerufen, die Perſon auftauchte, die ihm in ihrer faſt karikaturenhaften Abſcheulichkeit nur zu bekannt war, und ihm, obwohl ihm damit gar nichts Neues, ſondern nur zu Bekanntes geſagt wurde, mit einem bösartigen Lächeln zuflüſterte: „Wozu denn Charakterfeſtigkeit! Und welche Charakterfeſtigkeit hätten wir beide, Jakoff Petrowitſch, wohl aufzuweiſen! ...“

Dann träumte Herrn Goljádkin wiederum, daß er ſich in einer prächtigen Geſellſchaft befände, die ſich durch Geiſt und den vornehmen Ton aller anweſenden Perſonen auszeichnete: daß er, Goljádkin, ſich ſeinerſeits durch Liebenswürdigkeit und Scharfſinn auszeichnete, daß alle ihn liebten, ſogar einige ſeiner Feinde, die zugegen waren, ſich ihm zugetan zeigten, was Herr Goljádkin ſehr angenehm empfand, daß ihm alle den Vorzug gaben und er ſelbſt, Goljádkin, mit Vergnügen anhören durfte, wie der Wirt einen ſeiner Gäſte beiſeite führte, um ihm Lobenswertes über Herrn Goljádkin zu ſagen ... Doch plötzlich, mir nichts dir nichts, erſchien wieder dasſelbe mißvergnügte und mit wahrhaft tieriſchen Zügen begabte Geſicht des Herrn Goljádkin junior und zerſtörte den ganzen Triumph und den Ruhm des Herrn Goljádkin senior, verdunkelte ſeine glänzende geſellſchaftliche

Erſcheinung, trat ihn abermals in den Schmutz und bewies allen klar, daß Herr Goljádkin der Aeltere, daß der wirkliche Goljádkin — gar nicht der wirkliche ſei, ſondern ein nachgemachter, während er, er ſelbſt, der wirkliche wäre ... Herr Goljádkin der Aeltere aber, der ſei, ſagte er, durchaus nicht derjenige, als der er erſcheine, ſondern bald dieſer, bald jener: und folglich habe er auch gar nicht das Recht, zu der Geſellſchaft ſo trefflicher Leute von gutem Ton zu gehören!

Und alles das geſchah ſo ſchnell, daß Herr Goljádkin der Aeltere vor Erſtaunen nicht einmal den Mund zu öffnen vermochte — daß er nur noch zuſehen konnte, wie ſich ſchon alle mit Leib und Seele dem abſcheulichen und falſchen Herrn Goljádkin hingegeben hatten und ſich mit der tiefſten Verachtung von ihm, dem wahren und ſo unſchuldigen Herrn Goljádkin, abwandten. Es gab keine Perſon mehr, bis auf die unbedeutendſte der ganzen Geſellſchaft, bei der ſich nicht Herr Goljádkin, der falſche, mit ſeinen ſüßen Manieren und auf ſeine geſchmeidige Art eingeſchmeichelt hätte und vor denen er nicht, ſeiner Gewohnheit gemäß, Weihrauch ausſtreute, angenehmen und ſüßduftenden Weihrauch, ſo daß die auf dieſe Weiſe angeräucherten Perſonen bis zu Tränen nieſen mußten — zum Zeichen ihres höchſten Vergnügens.

Und was die Hauptſache war — alles das geſchah in einem Augenblick: die Geſchwindigkeit des Vorgangs war erſtaunlich! Kaum gelang es dem falſchen Herrn Goljádkin, ſich dem einen zu nähern, als es ihm auch ſchon gelang, das Wohlwollen des andern zu gewinnen — und im ſelben Augenblick ſtand er auch

ſchon bei dem dritten. Er ſchmeichelte hin, ſchmeichelte her, ſchmeichelte ſich im ſtillen ein, entriß jedem ein Lächeln des Wohlwollens und kratzte vor ihm mit ſeinen kurzen, runden, übrigens recht ſteifen Beinchen — und ſiehe da, ſchon machte er einem Neuen den Hof und ſchloß mit ihm Freundſchaft. Den Mund konnte man kaum öffnen, nicht aus dem Erſtaunen heraus konnte man kommen, und er war ſchon bei einem vierten, und mit dieſem vierten in denſelben Beziehungen! Fabelhaft: einfach Zauberei ſchien es zu ſein! Und alle waren ſie entzückt von ihm und alle liebten ihn und bemühten ſich um ihn. Alle wiederholten im Chor, daß ſeine Liebenswürdigkeit und ſein blitzender Humor unvergleichlich höher ſtände, als die Liebenswürdigkeit und der Geiſt des anderen Herrn Goljádkin, und beſchämten dadurch dieſen wirklichen und unſchuldigen Herrn Goljádkin und wandten ſich von dem wahren Herrn Goljádkin ab, und jagten den wohlgeſinnten Herrn Goljádkin, den durch ſeine Nächſtenliebe bekannten echten Herrn Goljádkin mit Puffern und Naſenſtübern einfach hinaus! ...

Außer ſich, voll Schreck und Kummer, lief der bemitleidenswerte Herr Goljádkin auf die Straße und wollte ſich eine Droſchke nehmen, um geradewegs zu ſeiner Exzellenz zu fliehen, und wenn nicht zu ihm, dann doch wenigſtens zu Andrej Philippowitſch, aber o Schrecken! Der Droſchkenkutſcher weigerte ſich, Herrn Goljádkin aufzunehmen, „wie, Herr, kann man einen Menſchen doppelt fahren? Ew. Wohlgeboren, ein guter Menſch bemüht ſich, in Ehrbarkeit zu leben, aber nicht ſo wie Sie — nicht ... irgendwie — doppelt!!“

Sprachlos vor Scham ſah der doch ſo vollkommen ehrenwerte Herr Goljádkin ſich um, und konnte ſich ſo ſelbſt und mit ſeinen eigenen Augen überzeugen, daß der Droſchkenkutſcher, ſo wie Petruſchka, der offenbar mit ihm unter einer Decke ſteckte, im Recht waren, denn der andere, der nichtsnutzige Herr Goljádkin ſtand in der Tat in greifbarer Nähe neben ihm und ſeinen ſchlechten Gewohnheiten gemäß, war er auch hier, in dieſem kritiſchen Augenblick, im Begriff, etwas ſehr Gemeines zu tun, etwas, das allerdings keinen edlen Charakter bewies, wie er ihn durch Erziehung erhalten haben ſollte — keinen Anſtand, keine Form, keinen Takt, mit denen der widerwärtige Herr Goljádkin der Zweite doch bei jeder Gelegenheit zu prahlen pflegte.

Ohne ſich zu beſinnen, voll Scham und Verzweiflung floh der unglückliche und ehrenwerte Herr Goljádkin von dannen, floh, lief, wohin ihn ſeine Füße trugen, wohin das Schickſal ihn führen würde. Doch bei jedem Schritt, den er machte, bei jedem Aufſchlag ſeiner Füße auf das harte Trottoir, ſprang wie aus der Erde hervor, ein ebenſolcher Herr Goljádkin, jener andere Herr Goljádkin, jener verworfene, ruchloſe, abſcheuliche Zweite. Und alle dieſe Ebenbilder begannen nun, kaum, daß ſie erſchienen, einer dem anderen nachzulaufen. In einer langen Kette, wie einer Reihe geſpenſtiſcher Weſen, zogen ſie ſich hinter Herrn Goljádkin dem Aelteren her, ſo daß es ganz unmöglich war, ihnen zu entfliehen, ſo daß dem bedauernswerten Herrn Goljádkin der Atem ſtockte, ſo daß zuletzt eine furchtbare Anzahl ſolcher Ebenbilder ſich

anſammelte, ſo daß ganz Petersburg von ihnen überſchwemmt war und ein Poliziſt, der dieſe Störung der öffentlichen Ruhe ſchließlich bemerkte, ſich veranlaßt ſah, alle dieſe Ebenbilder am Kragen zu packen, und ſie auf die Wache zu führen ...

Gebannt und erſtarrt vor Schrecken erwachte unſer Held und gebannt und erſtarrt vor Schrecken fühlte er ſich auch noch im wachen Zuſtande nicht beſſer. Schwer und quälend war ihm zumute ... Er hatte ein Gefühl, als ob ihm jemand das Herz aus der Bruſt riſſe ...

Endlich konnte es Herr Goljádkin nicht länger aushalten. „Das darf nicht ſein!“ rief er mit Entſchloſſenheit aus, und erhob ſich vom Bett, woraufhin er vollſtändig wach wurde.

Der Tag hatte augenſcheinlich längſt begonnen. Im Zimmer war es ganz außergewöhnlich hell. Die Sonnenſtrahlen drangen durch die gefrorenen Fenſterſcheiben und zerſtreuten ſich verſchwenderiſch im Zimmer, was Herrn Goljádkin nicht wenig verwunderte. Denn nur zu Mittag konnte die Sonne zu ihm hineinſehen, und zu anderer Stunde war ſo etwas, ſoweit Herr Goljádkin ſich erinnern konnte, nie vorgekommen. Während unſer Held noch ganz verwundert darüber nachdachte, begann die Wanduhr hinter dem Verſchlag zu ſchnurren — was ankündigte, daß ſie gleich darauf ſchlagen werde.

„Nun, aufgepaßt!“ dachte Herr Goljádkin und horchte auf, in geſpannter Erwartung ... Doch zu ſeiner höchſten Verwunderung holte die Uhr aus und ſchlug nur ein einziges Mal. „Was iſt denn das für

eine Geſchichte?“ rief unſer Held aus und ſprang jetzt endgültig aus dem Bett. Wie es ſchien, traute er ſeinen eigenen Ohren nicht und lief hinter den Verſchlag. Die Uhr zeigte wirklich „eins“. Herr Goljádkin blickte auf Petruſchkas Bett, doch im Zimmer war von Petruſchka keine Spur zu ſehen. Sein Bett war augenſcheinlich ſchon lange gemacht, und ſeine Stiefel waren nirgends zu erblicken, ein unzweifelhaftes Zeichen, daß Petruſchka wirklich nicht zu Hauſe war. Herr Goljádkin ſtürzte zur Tür: die Tür war verſchloſſen.

„Wo iſt denn Petruſchka?“ fuhr er flüſternd fort, in ſchrecklicher Erregung, an allen Gliedern zitternd. Plötzlich kam ihm ein Gedanke . . . Herr Goljádkin ſtürzte an den Tiſch, überſah ihn, ſuchte und — richtig: ſein geſtriger Brief an Wachramejeff war nicht da . . . Petruſchka war auch nicht im Verſchlag . . . die Uhr war eins . . . und im geſtrigen Brief von Wachramejeff waren einige Punkte, übrigens, auf den erſten Blick ſehr unklare Punkte, die ſich gleichwohl für ihn jetzt vollkommen aufklärten . . . Alſo auch Petruſchka war erkauft worden! Das war es!

„So, jawohl, ſo wird alles zu einem Knoten von Ränken und Verrat!“ rief Herr Goljádkin aus, ſchlug ſich an die Stirn und riß immer noch mehr die Augen auf. „Alſo im Neſt dieſer abſcheulichen Deutſchen verbirgt ſich die ganze Macht der böſen Kräfte! Sie hat mich nur höchſt geſchickt ablenken wollen, indem ſie mich auf die Ismailoffbrücke wies, die Augen ſchlug ſie nieder, dieſe nichtsnutzige Hexe, und hat auf mich in dieſer Weiſe geheime Anſchläge gemacht!!! So iſt es! Wenn man die Sache von dieſer Seite betrachtet, dann

iſt es eben ſo! Und die Erſcheinung dieſes Taugenichts iſt auch darauf zurückzuführen: ſo gehört eines zum anderen. Sie hatten ihn ſchon lange vorbereitet und für den ſchwarzen Tag zurecht gemacht. So alſo iſt's, wie ſich jetzt alles aufklärt! Doch wie iſt das nur gekommen? Nun, tut nichts! Noch iſt keine Zeit verloren! . . ."

Hierbei erinnerte ſich Herr Goljádkin mit Schrecken daran, daß es bereits halb zwei Uhr nachmittags ſei. „Wie, wenn es ihnen inzwiſchen gelungen . . ." Ein Stöhnen entrang ſich ſeiner Bruſt . . . „Doch nein, nein, ſie lügen, es gelingt ihnen nicht, — wollen doch ſehen . . ." Er kleidete ſich ſchnell irgendwie an, ergriff Papier und Feder und ſchrieb folgenden Brief:

„Mein geehrter Herr Jakoff Petrowitſch!

Entweder Sie oder ich, aber wir beide — ganz unmöglich! Und darum erkläre ich Ihnen, daß Ihr ſonderbarer, lächerlicher und unſinniger Wunſch, ſich für meinen Zwillingsbruder auszugeben, zu nichts anderem führen wird, als zu Ihrem vollſtändigen Ruin. Ich bitte Sie daher, und um Ihres eigenen Vorteils willen, ehrenwerten Leuten mit wohlgeſinnten Abſichten den Weg frei zu geben. Im anderen Fall bin ich bereit, ſelbſt zu den äußerſten Maßregeln zu greifen. Ich lege die Feder hin und warte . . . Im übrigen ſtehe ich zu Ihrer Verfügung — auch mit der Piſtole.

J. Goljádkin."

Unſer Held rieb ſich energiſch die Hände, als er dieſes Schreiben beendet hatte. Dann zog er ſich den Mantel an, ſetzte den Hut auf, öffnete mit einem zweiten Schlüſſel die Tür und begab ſich in die Kanzlei.

Er ging auch bis zum Departementsgebäude, konnte ſich aber nicht entſchließen hinein zu gehen, denn es war wirklich ſchon zu ſpät. Die Uhr des Herrn Goljádkin zeigte halb drei. Plötzlich erregte ein ſcheinbar ſehr nebenſächlicher Umſtand einiges Bedenken bei Herrn Goljádkin. Aus einer Ecke des Gebäudes tauchte nämlich mit einem Male eine erhitzte und keuchende Figur auf, ſchlich ſich verſtohlen auf die Treppe und von dort in den Vorraum. Es war der Schreiber Oſtaffjeff, ein Menſch, der Herrn Goljádkin genau bekannt, ein Menſch, der zuweilen für einige zehn Kopekenſtücke zu allem bereit war. Da Herr Goljádkin die ſchwache Seite Oſtaffjeffs kannte und richtig vermutete, daß er, der offenbar gerade aus einer benachbarten Kneipe kam, wahrſcheinlich mehr denn je Verlangen nach Kopeken empfand, ſo entſchloß ſich unſer Held, dieſe nicht zu ſparen. Er ging ſofort auf die Treppe und folgte Oſtaffjeff in den Vorraum, rief ihn an und forderte ihn geheimnisvoll auf, mit ihm zur Seite zu treten, in ein verſtohlenes Winkelchen hinter einem großen eiſernen Ofen. Nachdem er ihn dahin geführt hatte, begann unſer Held ihn auszufragen.

„Nun, wie mein Freund, wie iſt's damit . . . Du verſtehſt mich doch? . . .“

„Ich höre, Ew. Wohlgeboren und wünſche Ew. Wohlgeboren Geſundheit.“

„Gut, mein Lieber, ſchon gut; ich danke dir, mein Lieber. Nun, aber, wie ſteht es denn, mein Lieber?“

„Wonach geruhen Sie zu fragen?“ Oſtaffjeff hielt dabei die Hand vor den Mund.

„Nun ſieh, mein Lieber, ich ſpreche davon . . . Du brauchſt aber nun nicht etwa zu denken . . . Sage, iſt Andrej Philippowitſch hier? . . .“

„Er iſt hier.“

„Und die Beamten ſind auch hier?“

„Und die Beamten auch, wie es ſich gehört.“

„Und Seine Exzellenz gleichfalls?“

„Und auch Seine Exzellenz.“ Wieder legte der Schreiber ſeine Hand vor den Mund und blickte neugierig und verwundert Herrn Goljádkin an. Wenigſtens ſchien es unſerem Helden ſo.

„Und es iſt nichts Beſonderes vorgefallen, mein Lieber?“

„Nein, gar nichts, gar nichts.“

„Und von mir, mein Lieber, iſt da nicht dort ſo . . . irgendwas von mir zu hören geweſen? . . . Wie? Nur ſo, mein Freund, verſtehſt du?“

„Nein, es iſt bis jetzt nichts zu hören geweſen,“ wieder legte der Schreiber ſeine Hand vor den Mund und ſah Herrn Goljádkin ſehr ſonderbar an. Unſer Held verſuchte jetzt aus dem Geſicht Oſtaffjeffs herauszuleſen, ob er etwas vor ihm verheimliche. Und wirklich ſchien in ihm etwas vor ſich zu gehen. Oſtaffjeff wurde nämlich immer trockener, faſt unhöflich und zeigte für Herrn Goljádkin lange nicht mehr ſoviel Teilnahme, wie zu Anfang des Geſpräches. „Er iſt auf gewiſſe Weiſe in ſeinem Recht,“ dachte Herr Goljádkin, „was gehe ich ihn eigentlich an? Vielleicht hat er auch ſchon von anderer Seite ein Geſchenk empfangen? Vielleicht kommt er gerade . . . und ich treffe ihn, weil — Aber auch ich werde ihm . . .“ Herr Gol-

jádkin begriff, daß die Zeit für das Trinkgeld gekommen war.

„Hier, mein Lieber . . .“

„Danke ergebenſt, Ew. Wohlgeboren.“

„Ich werde dir noch mehr geben.“

„Schön, Ew. Wohlgeboren.“

„Jetzt, ſofort werde ich dir noch mehr geben, und wenn die Sache beendigt iſt, gebe ich dir noch einmal ſoviel. Verſtehſt du?“

Der Schreiber ſchwieg, er ſtand kerzengerade vor Herrn Goljádkin und ſah ihn unbeweglich an.

„Nun, jetzt ſprich: iſt etwas über mich zu hören? . . .“

„Es ſcheint, daß bis jetzt noch . . . davon . . . nichts, bis jetzt wenigſtens.“ Oſtaffjeff antwortete in Pauſen und ganz wie Herr Goljádkin, nahm auch er eine geheimnisvolle Miene an, zog die Augenbrauen hoch, ſah zur Erde, verſuchte den richtigen Ton zu treffen, kurz, tat alles, um auch noch das Verſprochene zu verdienen, denn das Erhaltene ſah er bereits für etwas endgültig vor ihm Erworbenes an.

„Alſo, es iſt noch nichts bekannt? . . .“

„Bis jetzt noch nichts.“

„Doch höre, . . . es wird vielleicht . . . noch bekannt werden? . . .“

„Verſteht ſich, ſpäterhin wird es vielleicht bekannt werden.“

„Schlimm!“ dachte unſer Held. „Höre: hier haſt du noch, mein Freund.“

„Danke ergebenſt, Ew. Wohlgeboren.“

„War Wachramejeff geſtern hier? . . .“

„Ja, er war hier.“

„War nicht ſonſt noch jemand hier? Denke mal nach, mein Lieber!“

Der Schreiber ſuchte einen Augenblick in ſeinen Erinnerungen: offenbar fiel ihm nichts ein.

„Nein, es war ſonſt niemand hier.“

„Hm!“ Es folgte ein Schweigen.

„Höre, Lieber, noch eins: ſage mir alles was du weißt.“

„Zu Befehl.“

„Sage mir, Lieber, wie iſt er angeſchrieben?“

„So . . . gut . . . —“ antwortete der Schreiber und ſah mit großen Augen auf Herrn Goljädkin.

„Wie das, . . . gut —?“

„Das heißt, ſo . . .“ Oſtaffjeff zog die Augenbrauen noch bedeutend höher. Er ſtand dumm da und wußte entſchieden nicht, was er antworten ſollte.

„Schlimm!“ dachte Herr Goljädkin. „Weiß man ſonſt etwas über Wachramejeff?“

„Ja, alles ganz wie früher.“

„Denke mal nach.“

„Ja, man ſagt . . .“

„Nun, was denn? . . .“

Oſtaffjeff bedeckte mit der Hand ſeinen Mund.

„Iſt nicht ein Brief von ihm da, an mich?“

„Ja, heute ging der Kanzleidiener Micheleff zu Wachramejeff in die Wohnung, ging zu einer Deutſchen — wenn es nötig iſt, kann ich auch hingehen und fragen?“

„Tu es, ſei ſo gut, mein Lieber, um's Himmels willen! Das heißt, ich meine nur ſo . . . Du, mein

Lieber, denke dir nichts dabei... wie geſagt, ich meine nur ſo ... Ja, frage nach, mein Lieber, forſche, ob man da etwas vorbereitet — auf meine Rechnung? Und was er tun wird? Das muß ich wiſſen, verſuche es zu erfahren, mein Lieber, ich werde dir dafür danken, mein Lieber ..."

„Zu Befehl, Ew. Wohlgeboren. Ihren Platz nahm heute Iwan Sſemjonowitſch ein."

„Iwan Sſemjonowitſch? Ach! Ja! Wirklich!"

„Andrej Philippowitſch befahlen ihm, ſich auf Ihren Platz zu begeben."

„Wirklich? Aus welcher Veranlaſſung? Verſuche es zu erfahren, mein Lieber; verſuche alles zu erfahren — und ich werde dir danken, mein Lieber, das iſt es ja, was ich nötig habe und wiſſen muß ... Du aber, glaube nur ja nicht, mein Lieber ..."

„Verſtehe, verſtehe, ich gehe ſogleich —. Und Sie, Ew. Wohlgeboren, Sie gehen heute nicht hin?"

„Nein, mein Lieber, ich bin nur ſo ... ich bin nur ſo gekommen, um zu ſehn, mein Lieber — ich würde dir aber dankbar ſein, mein Lieber ..."

„Zu Befehl." Der Schreiber lief ſchnell und eilig die Treppe hinauf und Herr Goljádkin blieb allein.

„Schlimm!" dachte er. „Ach, ſchlimm, ſchlimm! Ach, ſehr ſchlimm ſteht jetzt unſere Sache! Was hatte das alles zu bedeuten? Was bedeuteten einige Anſpielungen dieſes Kerls, und von wem gehen ſie aus? Ah! Jetzt weiß ich's. Sie haben die Sache erfahren und ihn infolgedeſſen hingeſetzt. Uebrigens, was ... hingeſetzt? Dieſer Andrej Philippowitſch hat Iwan Sſemjonowitſch befohlen, ſich hinzuſetzen, doch warum

hat er ihn hingesetzt, zu welchem Zweck hat er ihn hingesetzt? Wahrscheinlich haben sie erfahren ... Dieser Wachramejeff intrigiert, das heißt, nicht Wachramejeff, er ist so dumm, wie ein Stück Holz, dieser Wachramejeff! Sie machen das alles für ihn und haben diesen Halunken nun hingesetzt. Oh, die Deutsche hat sie bestochen, die Einäugige! Ich hatte immer den Verdacht, daß diese Intrige nicht so einfach ist, und daß hinter diesem Altweiberklatsch etwas steckt... Dasselbe habe ich auch Krestjan Iwanowitsch gesagt, daß sie sich geschworen haben, im moralischen Sinne einen Menschen zu morden — und da bedienen sie sich denn Karolina Iwanownas. Nein, hier sind Meister an der Arbeit, das sieht man! Hier, mein Herr, erkennt man eine Meisterhand und nicht die Wachramejeffs. Wie gesagt, dieser Wachramejeff ist dumm, doch ich weiß, wer für sie alle jetzt arbeitet: dieser Schurke ist es, dieser Usurpator meines Namens ist es! An ihm allein hängt alles, was ja auch zum Teil seine Erfolge in der Gesellschaft bewiesen haben. Es wäre wirklich wünschenswert, zu wissen, auf welchem Fuße er jetzt... was er dort bei ihnen gilt?

Doch wozu haben sie diesen Iwan Ssemjonowitsch genommen? Zum Teufel, wozu hatten sie denn den nötig? Ganz als ob sich kein anderer finden ließe. Uebrigens, wen sie auch dahin gesetzt hätten, es wäre doch immer dasselbe gewesen! Das einzige, was ich weiß, ist, daß mir dieser Iwan Ssemjonowitsch schon längst verdächtig vorkam: so ein alter widerlicher Kerl! Man sagt, er leihe Geld aus und nehme Wucherzinsen. Doch das macht ja alles der Bär, in alle

dieſe Sachen hat ſich der Bär eingemiſcht. Das fing ſo an, bei der Ismailoffbrücke fing es an: ſo war es ..."

Hierbei verzog Herr Goljädkin gar ſchrecklich ſein Geſicht, ganz, als hätte er in eine Zitrone gebiſſen — jedenfalls dachte er an etwas für ihn ſehr Unangenehmes.

„Nun, tut nichts, und übrigens!" dachte er, „ich werde ſchon für mich ſtehen ... Warum kommt denn der Oſtaffjeff nicht? Wahrſcheinlich haben ſie ihn dort aufgehalten! Es iſt zum Teil gut, daß ich ſo intrigiere und auch meinerſeits Schlingen lege. Oſtaffjeff brauche ich nur ein Trinkgeld zu geben und ſo habe ich ihn — auf meiner Seite. Vielleicht tun ſie das auch ihrerſeits und intrigieren ihrerſeits durch ihn gegen mich? Denn der Schurke ſieht aus wie ein Räuber, der reine Räuber! Er verheimlicht alles, der Schuft! ‚Nein, nichts', ſagt er, ‚ich danke, Ew. Wohlgeboren', ſagt er. Solch ein Räuber!"

Man hörte ein Geräuſch ... Herr Goljädkin kroch ganz in ſich zuſammen und ſprang hinter den Ofen. Jemand kam die Treppe herunter und ging auf die Straße.

„Wer kann da jetzt weggegangen ſein?" dachte Herr Goljädkin bei ſich. Nach einer Weile hörte man wieder Schritte ... Jetzt konnte es Herr Goljädkin nicht mehr aushalten, er ſtreckte ein wenig ſeine Naſe aus dem Verſteck heraus, zog ſie aber ſchnell wieder zurück, als wäre ſie ihm mit einer Nadel geſtochen worden. Dieſes Mal konnte man ſich ja denken, wer da kam, ... der Schuft, der Intrigant und Verderber

ſelbſt ... Er ging vorüber, wie gewöhnlich, mit ſeinen gemeinen, kleinen Schrittchen, und warf ſeine Beinchen aus, ganz als wolle er jemandem ein Bein ſtellen.

„Schurke!“ murmelte unſer Held vor ſich hin. Uebrigens konnte es Herrn Goljádkin nicht entgehen, daß der Schurke unter dem Arm eine große grüne Mappe trug, die Seiner Exzellenz gehörte.

„Alſo wieder in beſonderen Aufträgen,“ dachte Herr Goljádkin, verkroch ſich noch mehr und wurde rot vor Aerger. Kaum war Herr Goljádkin der Jüngere an Herrn Goljádkin dem Aelteren vorübergegangen, ohne ihn zu bemerken, als man zum dritten Male Schritte hörte: wie Herr Goljádkin ſich gedacht, waren es die Schritte eines Schreibers. Wirklich: es war das glänzende Geſicht eines Schreibers, das zu ihm hinter den Ofen ſah: nur war es nicht das Geſicht Oſtaffjeffs, ſondern das eines anderen Schreibers, Piſſarenko genannt. Das ſetzte Herrn Goljádkin in Erſtaunen. „Warum hat er andere in das Geheimnis eingeweiht?“ dachte unſer Held. „Ach, dieſe Schurken — alle! Es gibt nichts Heiliges für ſie!“

„Nun, mein Lieber?“ ſagte er zu Piſſarenko gewandt. „Von wem kommſt du, mein Lieber? ...“

„In Ihrer Sache gibt es noch nichts Neues, gar keine Nachrichten, wenn was kommen ſollte, ſo werde ich es Ihnen überbringen.“

„Und Oſtaffjeff?“

„Der, Ew. Wohlgeboren, kann jetzt nicht abkommen. Seine Exzellenz iſt ſchon zweimal durch unſere Abteilung gekommen, und auch ich habe keine Zeit.“

„Danke dir, mein Lieber, danke dir... Aber du ſagſt mir doch..."

„Bei Gott, ich habe keine Zeit... Jeden Augenblick werden wir gerufen... Aber belieben Sie hier noch ſtehen zu bleiben, wenn etwas in betreff Ihrer Sache geſchieht, ſo werden wir Sie benachrichtigen. —"

„Warte, warte, mein Lieber! Sofort mein Lieber!... Hier, nimm dieſen Brief, mein Lieber, ich werde dir danken, mein Freund."

„Gut!"

„Gib ihn ab, mein Lieber, gib ihn Herrn Goljádkin."

„Goljádkin?"

„Ja, mein Lieber, Herrn Goljádkin."

„Schön! Ich werde ihn geben, ſobald ich Zeit finde. Sie aber bleiben hier inzwiſchen ſtehen. Hier wird Sie niemand ſehen..."

„Nein, mein Lieber, du mußt nicht denken... daß ich hier ſtehe, damit mich niemand ſieht. Ich, mein Freund, werde nicht mehr hier... ich werde dort in der Nebenſtraße warten. Dort iſt ein Kaffeehaus, dort werde ich warten, und wenn etwas paſſiert, wirſt du mich benachrichtigen, verſtehſt du?"

„Schön. Gehen Sie nur, ich verſtehe..."

„Ich werde mich dir dankbar erweiſen, mein Lieber!" rief Herr Goljádkin dem Schreiber nach, der ſich endlich von ihm befreit hatte.

„Der Schuft wurde ordentlich grob zuletzt," dachte unſer Held und ſchlich ſich hinter dem Ofen hervor. „Dort ſteckt noch ein Haken... Das iſt klar... Zu-

erſt war er ſo, dann ſo ... Uebrigens, vielleicht mußte er ſich auch wirklich beeilen. Vielleicht haben ſie dort viel zu tun. Und Seine Exzellenz ging zweimal durch ihre Abteilung ... Aus welcher Veranlaſſung geſchah das wohl? Ach! nun, einerlei! Uebrigens, tut nichts ... vielleicht —; nun, wir werden ja ſehen ..."

Herr Goljádkin hatte bereits die Tür geöffnet und wollte ſoeben auf die Straße hinaustreten, als plötzlich, gerade in dem Augenblick, der Wagen Seiner Exzellenz raſſelnd vorfuhr. Herrn Goljádkin war das kaum erſt bewußt geworden, als auch ſchon die Tür der Equipage von innen geöffnet wurde und der in ihr ſitzende Herr auf die Treppe hinausſprang. Der Betreffende aber war niemand anders, als jener Herr Goljádkin der Jüngere, welcher, wie er ſelbſt geſehen hatte, vor etwa zehn Minuten weggegangen war. Doch Herr Goljádkin der Aeltere erinnerte ſich gleichzeitig, daß die Wohnung der Exzellenz ſich in der nächſten Nähe befand.

„Er war in beſonderem Auftrage ..." dachte ſich unſer Held. Unterdeſſen hatte Herr Goljádkin der Jüngere aus dem Wagen die dicke grüne Aktenmappe und einige andere Papiere hervorgezogen, gab dem Kutſcher noch einen Befehl, öffnete die Tür, ſtieß mit ihr beinahe gegen Herrn Goljádkin den Aelteren und — als ob er ihn beleidigen und abſichtlich nicht bemerken wollte — eilte ſchnell die Treppe zur Kanzlei hinauf.

„Schlimm!" dachte Herr Goljádkin. „Was hat die Sache doch jetzt für eine Wendung genommen! Gott, mein Gott!" Einen Augenblick ſtand unſer Held unbe-

weglich da, dann faßte er ſich endlich. Ohne lange nachzudenken, doch unter ſtarkem Herzklopfen, an allen Gliedern zitternd, lief er gleichfalls die Treppe hinauf, ſeinem Ebenbilde nach. „Mag es ſein, wie es iſt, was geht's mich an! Ich bin hier Nebenſache!" Im Vorraum nahm er ſeinen Hut ab, zog Mantel und Galoſchen aus.

Als Herr Goljádkin in das Bureau eintrat, war es bereits halbdunkel. Weder Andrej Philippowitſch noch Anton Antonowitſch waren anweſend. Beide befanden ſich im Kabinett des Direktors, um Meldungen zu machen. Der Direktor wiederum war, wie es hieß, von neuem zur Exzellenz geeilt. Infolge dieſer Umſtände, und da es bereits, wie geſagt, zu dunkeln begonnen hatte, auch die Bureauzeit ſich ihrem Ende näherte, hatten die Beamten, vorzugsweiſe die jüngeren, ſich bereits ſüßer Beſchäftigungsloſigkeit ergeben. Sie gingen auf und ab, unterhielten ſich miteinander, balgten ſich und lachten. Und einige der allerjüngſten, die rangloſeſten unter den noch rangloſen Beamten, hatten im ſtillen, begünſtigt durch das allgemeine Geräuſch, in einer Ecke am Fenſter, „Schrift oder Adler" zu ſpielen begonnen.

Herr Goljádkin, der ſich zu benehmen wußte und zudem das lebhafte Bedürfnis fühlte, ſich jemandem anzuſchließen, ging auf einen Kollegen zu, mit dem er ſich ſonſt gut ſtand, wünſchte ihm einen guten Tag uſw. Aber man erwiderte die Höflichkeit des Herrn Goljádkin auf eine ſeltſame Weiſe. Er wurde unangenehm überraſcht durch die allgemeine Kälte, Trokkenheit und man kann wohl ſagen Strenge des Emp-

fanges. Es reichte ihm niemand die Hand. Einige ſagten einfach „guten Tag" und wandten ſich ab, andere nickten nur mit dem Kopf, irgend jemand wandte ſich einfach um, als hätte er ihn nicht bemerkt, und einige ſogar — und was Herrn Goljádkin am meiſten beleidigte — einige aus der rangloſeſten Jugend, halbe Kinder, die, wie Herr Goljádkin ſich ganz richtig ausdrückte, nur erſt „Adler oder Schrift" zu ſpielen verſtanden und ſich im übrigen umherzutreiben pflegten — umgaben Herrn Goljádkin und gruppierten ſich um ihn, ſo daß ſie ihm beinahe den Durchgang verſperrten. Alle blickten ſie ihn mit einer beleidigenden Neugier an.

Das war entſchieden ein ſchlechtes Zeichen! Herr Goljádkin fühlte es und bereitete ſich vernünftigerweiſe vor, ſeinerſeits nichts zu bemerken. Plötzlich trat aber ein ganz unerwarteter Umſtand ein, der, wie man ſagt, Herrn Goljádkin vollſtändig vernichtete.

In dem Kreis der jungen, ihn umgebenden Kollegen erſchien plötzlich und gerade für Herrn Goljádkin in dem allerpeinlichſten Augenblick — erſchien Herr Goljádkin der Jüngere, wie immer fröhlich, wie immer mit einem Lächeln auf den Lippen, wie immer tänzelnd, kurz, wie immer als der geborene Spaßmacher und Geſellſchaftsmenſch, der er war, mit leichter Zunge und leichten Füßen, ſo wie er ſtets erſchien, ſo wie er ſchon früher, ſo wie er noch geſtern erſchienen war, als er ſo ungelegen und verhängnisvoll wie nur möglich für Herrn Goljádkin auftauchte. Schmunzelnd beweglich, mit einem Lächeln, das allen zu ſagen ſchien: „Guten Abend", drehte er ſich im

Kreiſe der Beamten herum, reichte dem die Hand, klopfte dieſem auf die Schulter; umarmte ſchnell den dritten, erklärte dem vierten, mit welchen Aufträgen er für Seine Exzellenz beſchäftigt geweſen ſei, wohin er gefahren war, was er getan und was er mit ſich gebracht hatte; den fünften, offenbar ſeinen beſten Freund, küßte er auf den Mund — kurz, alles geſchah genau ſo, wie es Herrn Goljádkin dem Aelteren geträumt hatte.

Nachdem er genug herumgeſprungen war und alle auf ſeine Art begrüßt und für ſich eingenommen hatte, ob es nun nötig oder unnötig war, hatte er nur Herrn Goljádkin den Aelteren, wohl aus Verſehen, noch gar nicht bemerkt: erſt jetzt reichte er ihm die Hand. Und wahrſcheinlich —, und auch nur aus Verſehen —, weil er den betrügeriſchen Herrn Goljádkin den Jüngeren jetzt erſt bemerkte, ergriff unſer Held ſofort und gierig und ganz unerwartet deſſen Hand und drückte ſie auf die allerkräftigſte, freundſchaftlichſte Weiſe, drückte ſie mit ganz ſonderbarer innerer Bewegung und mit den rührendſten Gefühlen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob unſer Held dabei einem plötzlichen Antriebe folgte und durch die eine Bewegung ſeines ſcheinheiligen Feindes verführt wurde — oder ob er in ſeiner tiefſten Seele die ganze furchtbare Größe ſeiner Hilfloſigkeit ſpürte und erkannte. Denn Tatſache war, daß Herr Goljádkin der Aeltere, bei geſundem Verſtande, aus freiem Willen und vor allen Zeugen feierlich die Hand deſſen drückte, den er doch ſeinen Todfeind nannte.

Aber wie groß war ſeine Verwunderung, das Entſetzen und die Wut, wie groß war der Schreck und die

Schande Herrn Goljádkin des Aelteren, als ſein Verräter und Todfeind, der hinterliſtige Herr Goljádkin der Jüngere, den begangenen Fehler des unſchuldigen und treulos verratenen Menſchen bemerkte und gefühllos, ſchamlos, mitleidslos, gewiſſenlos, mit unerhörter Niedertracht und Grobheit, plötzlich ſeine Hand aus der Hand Herrn Goljádkins des Aelteren riß. Und nicht genug damit, daß er ihm ſeine Hand entzog und ſie abwiſchte, als hätte er ſie durch etwas Unreines beſchmutzt — er ſpie auch noch zur Seite und begleitete das mit einer höchſt beleidigenden Gebärde. Und noch nicht genug damit, er zog auch noch ſein Taſchentuch heraus und wiſchte ſich auf die unerlaubteſte Weiſe die Finger ab, die ſich auf einen Augenblick in der Hand des Herrn Goljádkin befunden hatten.

Nach dieſem Verfahren ſah ſich Herr Goljádkin der Jüngere nach ſeiner niederträchtigen Gewohnheit im Kreiſe um, tat es, damit alle ſein Benehmen bemerken ſollten, blickte allen verſtändnisinnig in die Augen und bemühte ſich offenbar, bei allen einen ungünſtigen Eindruck von Herrn Goljádkin dem Aelteren hervorzurufen.

Das Benehmen des widerwärtigen Herrn Goljádkins des Jüngeren ſchien jedoch offenbar eher Unwillen bei den Anweſenden hervorzurufen. Sogar die „Jugend" bezeugte ihre Unzufriedenheit. Ringsum erhob ſich Geſpräch und Murren. Die allgemeine Bewegung konnte Herrn Goljádkin dem Aelteren nicht entgehen. Doch plötzlich — ein rechtzeitiges Wort, ein gelungener Witz von den Lippen Herrn Goljádkins des Jüngeren — und die letzte Hoffnung unſeres Hel-

den wurde wieder zerstört und die Wage neigte sich von neuem zugunsten seines Todfeindes.

„Das ist unser russischer Faublas, meine Herren! Erlauben Sie, Ihnen den jungen Faublas vorzustellen," quiekte Herr Goljádkin der Jüngere mit der ihm eigenen Frechheit — und wies dabei auf den ganz erstarrten echten Herrn Goljádkin.

„Küssen wir uns, mein Herzchen!" fuhr er in unerträglicher Familiarität fort, indem er auf den von ihm verräterisch Betrogenen zutrat. Dieser nichtswürdige Scherz Herrn Goljádkins des Jüngeren war es, der ein williges Echo fand, um so mehr, als in ihm eine Anspielung auf einen Umstand enthalten schien, der augenscheinlich allen bekannt war. Unser Held fühlte die Arme seines Feindes auf seinen Schultern lasten. Doch er hatte sich schon gefaßt. Mit glühenden Blicken, mit bleichem Gesicht und einem starren Lächeln riß er sich aus der Menge los und mit unsicheren, wankenden Schritten begab er sich geradewegs zum Kabinett Seiner Exzellenz. Im Vorzimmer stieß er jedoch auf Andrej Philippowitsch, der soeben das Kabinett Seiner Exzellenz verlassen hatte. Und obgleich auch noch eine Menge anderer unbeteiligter Personen anwesend war, schenkte unser Held diesen doch nicht die geringste Aufmerksamkeit. Entschlossen, kühn, innerlich darüber selbst verwundert, doch seiner Kühnheit sich rühmend, redete er vielmehr unumwunden Andrej Philippowitsch an, der über diesen plötzlichen Ueberfall nicht wenig erstaunt war.

„Wie!... Was wollen Sie... was ist Ihnen

gefällig?“ fragte der Abteilungschef, ohne den auf ihn zustolpernden Herrn Goljádkin weiter anzuhören.

„Andrej Philippowitsch, ich ... kann ich, Andrej Philippowitsch, kann ich jetzt Aug' in Aug' eine Unterredung mit Seiner Exzellenz haben?“ sagte klar und deutlich unser Held und sah mit einem sehr entschlossenen Blick auf Andrej Philippowitsch.

„Was? Natürlich: nicht.“ Andrej Philippowitsch maß Herrn Goljádkin vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ich, Andrej Philippowitsch, — ich möchte nämlich meine Verwunderung ausdrücken, daß hier niemand den Usurpator und Schurken erkennt.“

„W—a—a—s?“

„Den Schurken, Andrej Philippowitsch.“

„Von wem belieben Sie zu sprechen?“

„Von einer bekannten Person, Andrej Philippowitsch. Ja, Andrej Philippowitsch, ich spiele auf eine bekannte Person an. Ich bin in meinem Recht ... Ich denke, Andrej Philippowitsch, daß die Regierung solch eine innere Regung, wie ich sie verspüre, unterstützen müßte,“ fügte Herr Goljádkin hinzu, offenbar ganz außer sich geraten. „Andrej Philippowitsch ... Sie sehen doch selbst, Andrej Philippowitsch, daß diese Regung in mir echt ist und meine wohlgesinnten Ansichten und Absichten ausdrückt — den Chef als einen Vater anzusehen, die Regierung als einen Vater anzusehen und sein Schicksal ihr blindlings anzuvertrauen. So, so ist es ... also so ...“ Herrn Goljádkins Stimme fing an zu zittern, sein Gesicht wurde dunkelrot und zwei Tränen hingen an seinen Wimpern.

Als Andrej Philippowitſch Herrn Goljádkin in dieſer Weiſe reden hörte, war er ſo verwundert, daß er unwillkürlich einige Schritte zurücktrat. Dann blickte er ſich ſehr unruhig um ... Es iſt ſchwer zu ſagen, wie die Sache geendigt hätte ... Plötzlich öffnete ſich die Tür zum Kabinett Seiner Exzellenz und dieſer ſelbſt trat in Begleitung einiger Beamten heraus. Alle, die im Zimmer waren, ſchloſſen ſich ihm an. Seine Exzellenz rief Andrej Philippowitſch zu ſich und ging, ſich mit ihm unterredend, weiter.

Als ſich bereits alle aus dem Zimmer entfernt hatten, beſann ſich auch Herr Goljádkin. Unterwürfig ſuchte er Schutz unter den Flügeln Anton Antonowitſch Sſjetotſchkins, der ſeinerſeits hinter allen her hinkte, mit einem, wie es Herrn Goljádkin ſchien, ſehr ſtrengen und nachdenklichen Geſicht.

„Auch dort bin ich abgefallen, auch dort habe ich nur Unfug angerichtet," dachte Herr Goljádkin bei ſich, „nun, tut nichts. Ich hoffe, wenigſtens Sie, Anton Antonowitſch, werden geneigt ſein, mich anzuhören und ſich für meine Sache zu verwenden," wandte er ſich an dieſen mit leiſer und noch vor Erregung zitternder Stimme. Von allen verlaſſen, wende ich mich an Sie. Ich verſtehe nicht, was die Worte Andrej Philippowitſchs bedeuten, Anton Antonowitſch. Können Sie ſie mir erklären, wenn möglich ..."

„Zu ſeiner Zeit wird ſich alles erklären," antwortete ihm nach einer langen Pauſe ſtreng Anton Antonowitſch, und, wie es Herrn Goljádkin ſchien, mit einer Miene, die deutlich ausdrückte, daß Anton Antonowitſch durchaus nicht wünſchte, das Geſpräch

weiter fortzuſetzen. „Sie werden in kurzer Zeit alles erfahren, noch heute werden Sie formell von allem unterrichtet werden.“

„Was heißt das, formell, Anton Antonowitſch? Warum denn gerade formell?“ fragte kleinlaut unſer Held.

„Nicht uns kommt es zu, Jakoff Petrowitſch, darüber zu urteilen, wie die Regierung entſcheidet.“

„Warum denn die Regierung, Anton Antonowitſch,“ fragte Herr Goljádkin noch kleinlauter, „warum denn die Regierung? Ich ſehe keinen Grund, warum man hier die Regierung beunruhigen ſollte, Anton Antonowitſch ... Sie wollen mir vielleicht etwas in bezug auf das Geſtrige ſagen, Anton Antonowitſch?“

„Nein, nicht das Geſtrige: dort hinkt noch etwas anderes bei Ihnen.“

„Was hinkt denn bei mir, Anton Antonowitſch? Mir ſcheint, Anton Antonowitſch, daß nichts an mir hinkt ...“

„Schlaue Mätzchen wollten Sie machen!“ unterbrach Anton Antonowitſch den völlig beſtürzten Herrn Goljádkin in ſcharfem Ton. Herr Goljádkin zuckte zuſammen und wurde weiß wie ein Tuch.

„Freilich, Anton Antonowitſch,“ ſagte er mit kaum hörbarer Stimme, „wenn man nur die Stimme der Verleumdung und die unſerer Feinde hört, ohne die Rechtfertigung von der anderen Seite zuzulaſſen, dann, freilich ... freilich, Anton Antonowitſch, dann muß man unſchuldig leiden, Anton Antonowitſch, unſchuldig und um nichts leiden.“

„Ja — ja — ja, aber Ihr boshafter Angriff auf den Ruf eines wohlgeſitteten Mädchens aus einer ehrenwerten, achtenswerten und bekannten Familie, die Ihnen Wohltaten erwieſen hat? ..."

„Welch ein Angriff, Anton Antonowitſch?"

„Ja — ja — ja. Und dann Ihr Betragen dem anderen Mädchen gegenüber, wenn auch einem armen, doch von ehrlicher ausländiſcher Herkunft — davon wiſſen Sie wohl auch nichts?"

„Erlauben Sie, Anton Antonowitſch ... belieben Sie mich, Anton Antonowitſch, anzuhören ..."

„Und Ihr treuloſes Verfahren gegen eine andere Perſon — und die verleumderiſche Beſchuldigung dieſer anderen Perſon in Dingen, in denen Sie ſelbſt, gerade Sie, geſündigt haben? Wie nennt man denn das?"

„Ich, Anton Antonowitſch, ich habe ihn nicht hinausgeworfen," ſprach zitternd unſer Held — „und Petruſchka, das heißt, meinen Diener, habe ich nicht dazu angehalten ... Er hat mein Brot gegeſſen, Anton Antonowitſch, hat meine Gaſtfreundſchaft genoſſen," fügte ausdrucksvoll und mit tiefem Gefühl unſer Held hinzu, ſo daß ihm das Kinn zu zittern anfing und er ſchon wieder Tränen vergießen wollte.

„Das ſagen Sie mir ſo, Jakoff Petrowitſch, daß er Ihr Brot gegeſſen," erwiderte Anton Antonowitſch und in ſeiner Stimme hörte man ordentlich die Hinterliſt, ſo daß ſich das Herz Herrn Goljádkins ſchmerzhaft zuſammenzog.

„Erlauben Sie noch eines, Anton Antonowitſch,

untertänigſt zu fragen, iſt von alledem etwas Seiner Exzellenz bekannt?“

„Selbſtverſtändlich! Doch entſchuldigen Sie mich bitte jetzt, ich habe keine Zeit, mit Ihnen ... Heute noch werden Sie alles erfahren, was Sie zu erfahren nötig haben.“

„Erlauben Sie, um's Himmels willen, noch einen Augenblick, Anton Antonowitſch.“

„Später, ſpäter, erzählen Sie ſpäter ...“

„Nein, Anton Antonowitſch: ich, ſehen Sie, hören Sie nur, Anton Antonowitſch ... Ich liebe durchaus nicht die Freigeiſterei, Anton Antonowitſch: ich fliehe ſie: ich bin durchaus bereit, und ich habe ſogar die Idee gehabt ...“

„Gut, gut. Ich habe ſchon gehört.“

„Nein, das haben Sie nicht gehört, Anton Antonowitſch. Das iſt etwas ganz anderes, Anton Antonowitſch, das iſt gut, wirklich gut und angenehm zu hören ... Ich gebe dieſe Idee zu, wie ſchon geſagt, Anton Antonowitſch, daß durch die Fügung Gottes zwei ganz ähnliche Weſen geſchaffen wurden, und daß die Regierung, die dieſe Fügung Gottes ſah, dieſe beiden Zwillinge verſorgt hat. Das iſt gut, Anton Antonowitſch, Sie ſehen, daß das ſehr gut iſt, und daß ich weit entfernt von aller Freidenkerei bin. Ich ſehe die wohltätige Behörde als Vater an. Der Staat — das heißt, die wohltätige Regierung, und Sie ... das heißt ... ein junger Menſch muß ſeinen Dienſt tun. Unterſtützen Sie mich, Anton Antonowitſch ... ſtehen Sie mir bei, Anton Antonowitſch ... Ich tue nichts

Böſes, Anton Antonowitſch ... um Gottes willen, noch ein Wort ... Anton Antonowitſch ..."

Aber Anton Antonowitſch war ſchon weit entfernt von Herrn Goljádkin ... Unſer Held wußte nicht mehr, wo er ſtand, was er hörte, was er tat und was mit ihm geſchah, ſo ſehr erſchütterte und verwirrte ihn alles Gehörte und Geſchehene.

Mit flehenden Blicken ſuchte er unter der Menge von Beamten nach Anton Antonowitſch, um ſich noch weiter vor deſſen Augen zu rechtfertigen und ihm irgend etwas Edles und Angenehmes von ſich zu ſagen ... Doch zugleich begann, nach und nach, ein neues Licht durch die Verwirrung des Herrn Goljádkin zu dringen, ein neues, ſchreckliches Licht, das ihm plötzlich die Ausſicht in bis jetzt vollkommen unbekannte, ganz ungeahnte Umſtände eröffnete ... In dieſem Augenblick ſtieß jemand unſeren Helden in die Seite. Er blickte ſich um. Vor ihm ſtand Piſſarenko.

„Den Brief, Ew. Wohlgeboren."

„Ah! ... Du biſt ſchon dort geweſen, mein Lieber?"

„Nein, den hat man ſchon morgens um zehn Uhr hierher gebracht. Sſergej Michejeff brachte ihn aus der Wohnung des Gouvernements-Sekretärs Wachramejeff."

„Gut, mein Freund, gut, ich werde dir dafür erkenntlich ſein, mein Lieber."

Mit dieſen Worten ſteckte Herr Goljádkin den Brief in die Seitentaſche ſeines Uniformrockes und knöpfte den letzteren von oben bis unten zu, dann blickte er ſich um und bemerkte zu ſeiner Verwunde-

rung, daß er ſich bereits in der Vorhalle des Departements befand, umgeben von Beamten, die dem Ausgange zuſtrömten, da die Kanzleiſtunden ihr Ende hatten. Herr Goljádkin hatte dieſen letzteren Umſtand nicht nur nicht bemerkt, er konnte auch nicht begreifen, daß er ſich plötzlich in Mantel und Galoſchen befand und ſeinen Hut in der Hand hielt. Jetzt ſtanden die Beamten alle unbeweglich in ehrfurchtsvoller Erwartung da. Die Urſache war nämlich die: Exzellenz ſelbſt wartete unten auf ſeine Equipage, die ſich aus irgendwelchen Gründen verſpätet hatte, und führte mit zwei Räten und Andrej Philippowitſch ein ſehr intereſſantes Geſpräch. Etwas entfernt von ihnen ſtand Anton Antonowitſch Sſjetotſchkin und noch einige andere Beamte, die befliſſen mitlachten, als ſie ſahen, daß Seine Exzellenz zu ſcherzen und zu lachen beliebte. Die Beamten, die ſich oben auf der Treppe drängten, lachten gleichfalls, wohl in Erwartung, daß Exzellenz wieder lachen würde. Und es lächelte auch der dicke aufgeblaſene Portier Fedoſſejitſch, der mit Ungeduld den Augenblick ſeiner täglichen Genugtuung erwartete, die darin beſtand, daß er mit einem gewaltigen Ruck die eine Hälfte der großen Tür aufriß, um dann, zu einem Bogen ſich tief hinabbiegend, Seiner Exzellenz ehrerbietig den Weg freizugeben. Doch mehr als alle freute ſich offenbar der unwürdige, unehrenwerte Feind Herrn Goljádkins. In dieſem Augenblick vergaß er ſogar die um ihn ſtehenden Beamten, bei denen er ſich ſonſt immer nach ſeiner unangenehmen Manier ſo beliebt zu machen ſuchte, und ließ die gute Gelegenheit unbenutzt, es auch jetzt zu tun. Er verwandelte ſich

ganz in Augen und Ohren und beugte ſich weit vor, wahrſcheinlich um Seine Exzellenz beſſer ſehen und hören zu können, und hin und wieder nur, an der krampfhaften Bewegung der Hände und Füße, bemerkte man die Aufregung ſeiner Seele.

„Sieh, wie er ſich Mühe gibt!“ dachte unſer Held. „Tut, als wäre er ein Günſtling, der Schurke! Ich möchte gern wiſſen, wie er es nur macht, um ſich in der höheren Geſellſchaft zu behaupten. Weder Geiſt, noch Charakter, noch Bildung, noch Gefühl: aber es gelingt dem Schurken! Mein Gott, wie ſchnell doch ein Menſch vorwärts kommen kann — wenn man das bedenkt — und ſich überall anfreundet! Ich will darauf ſchwören, daß dieſer Menſch noch weit kommen wird, Glück hat ſo ein Schuft! Ich möchte nur wiſſen, was er ihnen da zuſteckt? Welche Beziehungen und Geheimniſſe zwiſchen ihnen beſtehen? Mein Gott! Wie, wenn auch ich mit ihm ein wenig ... — wenn ich ihn vielleicht fragen würde ... ſo und ſo ... ich werde vom Kampf zurücktreten ... nehmen wir einfach an, ich ſei der Schuldige ... ich weiß doch, Exzellenz, es muß auch neue Beamte geben ... über alles aber, was mich angeht, über dieſes Dunkle, Unerklärliche werde ich mich nicht mehr aufregen ... Auch widerſprechen werde ich nicht mehr und alles in Geduld und Ergebung tragen — wie? Sollte ich nicht ſo handeln? ... Er iſt ſonſt nicht zu fangen, der Halunke, und mit Worten nicht zu ſchlagen. Vernunft kann man ihm auch nicht in den Kopf bringen! Alſo ... wollen wir es verſuchen. Sollte es ſein, daß ich einen günſtigen Augenblick erwiſche, ſo werde ich es verſuchen ...“

In ſeiner Unruhe, Sorge und Verwirrung fühlte er, daß es ſo nicht bleiben könne, daß der entſcheidende Augenblick gekommen ſei, um ſich endlich mit jemandem auseinanderzuſetzen. Unſer Held bewegte ſich daher ein wenig auf die Stelle zu, wo ſein abſcheulicher und rätſelhafter Feind ſtand, doch in demſelben Augenblick rollte die langerwartete Equipage Seiner Exzellenz vor die Tür. Fedoſſejitſch riß die Tür auf, machte drei Bogen nacheinander, während Seine Exzellenz an ihm vorüberging. Die Wartenden ſtürzten alle auf einmal zum Ausgang und drängten Herrn Goljádkin den Aelteren von Herrn Goljádkin dem Jüngeren ab.

„Du entgehſt mir nicht!“ dachte unſer Held, und ſchob ſich durch die Menge, ohne den anderen aus dem Auge zu verlieren. Die Menge hatte ſich endlich zerſtreut, unſer Held fühlte ſich wieder befreit und ſtürzte ſeinem Feinde nach.

XI.

Atemlos und wie auf Flügeln eilte Herr Goljádkin dem ſich ſeinerſeits gleichfalls ſehr beeilenden Ebenbilde nach. Er fühlte in ſich eine außerordentlich große Energie. Und doch, ungeachtet dieſer Energie, ſchien es Herrn Goljádkin, daß ihn eine kleine Mücke, wenn eine ſolche zurzeit in Petersburg gelebt hätte, mit Leichtigkeit mit ihren Flügeln überholen könnte. Er fühlte, daß er vor Schwäche förmlich zuſammenſank, daß ihn nur eine ganz fremde Kraft weitertrug, daß er ſelbſt nicht mehr gehen konnte und ſeine Füße den Dienſt verſagten. Konnte ſich alles das überhaupt noch zum beſten wenden? „Zum beſten oder nicht zum beſten," dachte Herr Goljádkin, atemlos vom Laufen, „daß die Sache ... doch verſpielt iſt ... darüber beſteht jetzt nicht mehr der kleinſte Zweifel ... daß ich vollſtändig verloren bin, das iſt ja bekannt ... beſchloſſen ... entſchieden und unterſchrieben!"

Aber ungeachtet deſſen war unſer Held doch wie von den Toten auferſtanden, es war, als hätte er eine Schlacht gewonnen und einen großen Sieg erfochten, als es ihm endlich gelang, ſeinen Feind, der ſoeben im Begriff war, ſeinen Fuß auf den Tritt eines Wagens zu ſetzen, am Mantel zu packen.

‚Geehrter Herr! Geehrter Herr!“ rief Herr Goljádkin dem Jüngeren zu, froh, daß er ihn doch noch erwiſcht ... „Geehrter Herr, ich hoffe, daß Sie ...“

Aber: „Nein, hoffen Sie ſchon bitte lieber nichts,“ antwortete ablehnend der gefühlloſe Feind Herrn Goljádkins, während er ſich zugleich aus allen Kräften bemühte, mit dem anderen Fuß in den Wagen zu gelangen und ſeinen Mantel aus den Händen Herrn Goljádkins zu befreien, — denſelben Mantel, an den ſich Herr Goljádkin ſeinerſeits mit allen ihm von Natur zu Gebote ſtehenden Kräften geklammert hielt.

„Jakoff Petrowitſch! Nur zehn Minuten ...“

„Entſchuldigen Sie, ich habe keine Zeit.“

„Sehen Sie doch ſelbſt ein, Jakoff Petrowitſch ... bitte, Jakoff Petrowitſch ... Um Chriſti willen, Jakoff Petrowitſch ... Sehen Sie doch ein ... daß ich mich mit Ihnen ausſprechen muß ... gleich auf dem Fuße ... in einer Sekunde, Jakoff Petrowitſch! ...“

„Mein Lieber, ich habe keine Zeit,“ erwiderte der lügneriſche Feind Herrn Goljádkins in einem unehrerbietig-familiären Tone und mit erheuchelter Güte. „Zu einer anderen Zeit, glauben Sie mir, von ganzer Seele und aus vollem Herzen; aber jetzt — jetzt iſt es wirklich unmöglich ...“

„Du Schurke!“ dachte unſer Held ... Aber: „Jakoff Petrowitſch!“ rief er kläglich, „Ihr Feind bin ich niemals geweſen. Böſe Menſchen haben mich unbilligerweiſe verleumdet ... Meinerſeits bin ich bereit ... Iſt es Ihnen gefällig, Jakoff Petrowitſch, ſo könnten wir beide zuſammen ... dort in dieſes Café gehen

und aus vollem Herzen, wie Sie soeben so schön sagten, und in gerader, edler Offenheit — ... dann wird sich alles von selbst aufklären. — Ja, Jakoff Petrowitsch! Dann wird sich alles von selbst aufklären ..."

„Ins Café? Schön. Ich habe nichts dagegen, nur unter einer Bedingung, du mein besseres Selbst ... unter einer Bedingung — daß sich dort alles von selbst aufklärt. Das heißt in einer Weise, mein Lieber ..." Herr Goljádkin der Jüngere stieg aus dem Wagen und klopfte unserem Helden unverschämt vertraulich auf die Schulter.

„Freund meiner Seele, für dich, Jakoff Petrowitsch, bin ich bereit, überall hinzugehen! So ein Schelm, wirklich, er macht mit den Menschen, was er will!" fuhr der verlogene Freund Herrn Goljádkins fort, indem er sich mit leichtem Lächeln tänzelnd um ihn herum drehte.

Das von der Hauptstraße ziemlich weit entfernte Café, wohin die beiden Herren gingen, war in diesem Augenblicke vollkommen leer. Eine dicke Deutsche erschien hinter dem Ladentisch, als beim Eintritt die Türglocke ertönte. Herr Goljádkin ging mit seinem unwürdigen Freunde in das zweite Zimmer, wo ein glattgekämmter Kellner sich eben bemühte, das erloschene Feuer im Ofen wieder anzufachen. Auf Wunsch des Herrn Goljádkin des Jüngeren wurde Schokolade gebracht.

„Ein unvergleichliches Weibchen!" bemerkte Herr Goljádkin der Jüngere, indem er Herrn Goljádkin dem Aelteren schalkhaft zulächelte.

Unser Held errötete und schwieg.

„Ach, ja, ich habe vergeſſen, entſchuldigen Sie, ich kenne Ihren Geſchmack. Wir, mein Herr, haben eine Vorliebe für ſchlanke Deutſche. Wir, Jakoff Petrowitſch, redliche Seele, wir ziehen Schlanke vor, wenn ſie noch nicht aller Vorzüge bar ſind. Wir nehmen bei ihnen unſere Wohnung, verderben ihre Sittlichkeit, ſchenken ihnen ob der Bier- und Milchſuppen, die ſie kochen, unſer Herz und geben ihnen ſchriftliche Verſprechen ... das iſt's, was wir tun, du Faublas, du Verführer!"

Auf dieſe Weiſe machte Herr Goljádkin eine ſehr unnütze und boshaft ſchlaue Anſpielung auf eine bekannte Perſon weiblichen Geſchlechts, lächelte unſerem Helden dabei unter dem Anſchein der Liebenswürdigkeit zu und trug eine erlogene Freude über das Zuſammentreffen mit ihm zur Schau. Als er aber bemerkte, daß Herr Goljádkin der Aeltere durchaus nicht ſo dumm und unerfahren war, um alles hinzunehmen, beſchloß er, ſeine Taktik zu ändern und ſich noch rückſichtsloſer zu geben.

Und nun zeigte ſich die ganze Abſcheulichkeit des falſchen Herrn Goljádkin, der mit wahrhaft empörender Unverſchämtheit und Vertraulichkeit dem biederen und wahren Herrn Goljádkin auf die Schulter klopfte und, nicht genug damit, ihn auf eine unpaſſende, in anſtändiger Geſellſchaft ganz ungewohnte Weiſe und nur, um ſeine Abſcheulichkeit noch zu übertrumpfen, ohne auf den Widerſtand des empörten Herrn Goljádkin zu achten, einfach in die Backe kniff. Beim Anblick dieſer Verworfenheit verſtummte, innerlich raſend, unſer Held ... fürs erſte wenigſtens.

„Das ist die Sprache meiner Feinde," sagte er schließlich, nachdem er sich vernünftigerweise bezähmt hatte, mit zitternder Stimme. Im selben Augenblick sah unser Held aber unruhig nach der Tür. Herr Goljádkin der Jüngere war offenbar so vorzüglicher Laune und bereit zu allerlei weiteren kleinen Scherzen, wie sie an öffentlichen Orten unerlaubt und überhaupt in der höheren Gesellschaft nicht zum guten, sondern zum sehr schlechten Ton gehören.

„Nun, in diesem Falle, wie Sie wollen," erwiderte Herr Goljádkin der Jüngere ernsthaft Herrn Goljádkin dem Aelteren und setzte seine mit unanständiger Gier geleerte Tasse auf den Tisch. „Ich habe Sie lange nicht mehr gesehen, übrigens ... wie leben Sie denn jetzt, Jakoff Petrowitsch?"

„Ich kann Ihnen nur eines sagen, Jakoff Petrowitsch," antwortete ihm kaltblütig und mit Würde unser Held, „Ihr Feind bin ich niemals gewesen."

„Hm ... nun, aber Petruschka? Petruschka heißt er doch ... nun ja, wie geht es ihm? Gut? Ganz wie früher?"

„Ja, ganz wie früher, Jakoff Petrowitsch," antwortete ein wenig erstaunt Herr Goljádkin der Aeltere. „Ich verstehe Sie nicht, Jakoff Petrowitsch ... ich, meinerseits ... aufrichtig und anständig wie ich bin, Jakoff Petrowitsch ... sagen Sie selbst, Jakoff Petrowitsch ..."

„Ja, aber Sie wissen doch, Jakoff Petrowitsch," antwortete mit leiser und wehmütiger Stimme Herr Goljádkin der Jüngere, um auf diese Weise Reue und Bedauern vorzutäuschen, „Sie wissen doch selbst, in

unſerer Zeit iſt es ſchwer ... Ich verlaſſe mich auf Sie, Jakoff Petrowitſch, Sie ſind ja ein kluger Menſch, urteilen Sie doch ſelbſt," ſagte Herr Goljádkin der Jüngere, um unſerem Helden in ſeiner gemeinen Art zu ſchmeicheln. „Das Leben iſt kein Spiel, das wiſſen Sie doch, Jakoff Petrowitſch," ſchloß wieder vielſagend Herr Goljádkin der Jüngere und ſtellte ſich auf dieſe Weiſe als klugen und gelehrten Menſchen hin, der über hohe Dinge zu urteilen verſtand.

„Meinerſeits, Jakoff Petrowitſch," antwortete unſer Held voll Bewegung, „meinerſeits verachte ich jeden Nebenweg und ich geſtehe aufrichtig und geradeaus ... und ſtelle die ganze Sache damit auf einen anſtändigen Grund und Boden ... und kann offen und ehrlich behaupten, Jakoff Petrowitſch ... daß mein Gewiſſen vollkommen rein iſt! Sie wiſſen ſelbſt, Jakoff Petrowitſch, die gegenſeitige Verirrung ... vielleicht nur ein Mißverſtändnis ... alles iſt möglich — das Urteil der Welt und die Meinung der blinden Maſſe ... Ich ſage es aufrichtig, Jakoff Petrowitſch, alles iſt möglich! Und ich ſage noch mehr, Jakoff Petrowitſch ... wenn man ſo urteilt, wenn man von einem edlen und hohen Standpunkt aus auf dieſe Sache ſieht, und ohne falſche Scham, Jakoff Petrowitſch ... es iſt mir ſogar angenehm zu bekennen, daß ich auf Irrwege geraten war, ja, es iſt mir ſogar angenehm, das einzugeſtehen. Sie können ſich das doch ſelbſt ſagen, Sie ſind doch ein kluger Mann und obendrein edel. Ohne Scham, ohne falſche Scham, bin ich bereit, dies einzugeſtehen ..." ſo ſchloß unſer Held würdevoll.

„Das iſt Schickſal, Verhängnis, Jakoff Petrowitſch . . . doch laſſen wir das alles," ſagte mit einem Seufzer Herr Goljádkin der Jüngere. „Gebrauchen wir lieber die kurzen Minuten unſeres Zuſammenſeins zu einem nützlicheren und angenehmeren Geſpräch, — wie es ſich zwiſchen Kollegen geziemt . . . Es gelang mir in der Tat nicht, in dieſer ganzen Zeit zwei Worte mit Ihnen zu reden. Daran bin ich nicht ſchuld, Jakoff Petrowitſch!"

„Ich auch nicht, Jakoff Petrowitſch," unterbrach ihn freudig unſer Held — „ich auch nicht. Mein Herz ſagt mir, Jakoff Petrowitſch, daß ich in allen dieſen Dingen nicht ſchuld bin. In dieſem Fall wollen wir das Schickſal anklagen, Jakoff Petrowitſch," fügte Herr Goljádkin der Aeltere in verſöhnlichem Tone hinzu. Seine Stimme wurde nach und nach ſchwächer und zitterte.

„Nun, wie ſteht es denn im allgemeinen mit Ihrer Geſundheit?" fragte der Verworfene mit ſüßer Stimme.

„Ich huſte ein wenig," antwortete noch ſüßer unſer Held.

„Nehmen Sie ſich in acht. Jetzt gibt es ſo böſe Winde, man kann ſich ſehr leicht eine Lungenentzündung holen, ich geſtehe Ihnen, daß ich mich allmählich daran gewöhne, unter allen meinen Kleidungsſtücken noch Flanell zu tragen."

„Es iſt wahr, Jakoff Petrowitſch, man ſollte ſich lieber keine Lungenentzündung holen . . . Jakoff Petrowitſch!" ſtieß nach kurzem Schweigen unſer Held hervor, „Jakoff Petrowitſch! Ich ſehe, daß ich mich

geirrt habe . . . Ich denke mit Rührung an die glücklichen Augenblicke, die uns vergönnt waren, zuſammen zu verbringen, unter meinem armen, aber ich kann wohl ſagen, unter meinem gaſtfreundlichen Dach."

„In Ihrem Brief haben Sie ſich nicht ſo ausgedrückt," bemerkte halb vorwurfsvoll, aber mit vollem Recht und der Wahrheit entſprechend (wenn auch nur in dieſem einen Fall) Herr Goljádkin der Jüngere.

„Jakoff Petrowitſch! Ich irrte mich . . . Ich ſehe es jetzt ganz deutlich, daß ich mich in dem unglücklichen Brief geirrt habe. Jakoff Petrowitſch, es iſt mir peinlich, Sie anzuſehen, Jakoff Petrowitſch, glauben Sie es mir . . . Geben Sie mir den Brief zurück, damit ich ihn vor Ihren Augen zerreißen kann, Jakoff Petrowitſch, oder, wenn das nicht mehr möglich iſt, dann leſen Sie ihn umgekehrt — ich meine, ganz und gar im umgekehrten Sinne, das heißt, in freundſchaftlicher Abſicht, indem Sie allen Worten in meinem Brief den umgekehrten Sinn beilegen. Ich habe mich geirrt . . . Verzeihen Sie mir, Jakoff Petrowitſch, ich habe mich ganz und gar geirrt, Jakoff Petrowitſch."

„Was ſagen Sie?" fragte zerſtreut und gleichgültig der treuloſe Freund Herrn Goljádkins des Aelteren.

„Ich ſagte, daß ich mich ganz und gar geirrt habe, Jakoff Petrowitſch, und daß ich meinerſeits ganz ohne falſche Scham . . ."

„Ah! Nun gut, das iſt ſehr gut, daß Sie ſich ge-

irrt haben," antwortete ihm grob Herr Goljádkin der Jüngere.

„Ich hatte ſogar, Jakoff Petrowitſch, die Idee," fügte unſer Held in ſeiner anſtändigen Weiſe offenherzig hinzu, ohne die Falſchheit ſeines verlogenen Freundes zu bemerken, „ich hatte ſogar die Idee, daß hier zwei ganz ähnliche . . ."

„Ah, das iſt Ihre Idee! . . ."

Hier ſtand der durch ſeine Ruchloſigkeit bekannte Herr Goljádkin der Jüngere auf und griff nach ſeinem Hut. Ohne die ſchlechte Abſicht zu bemerken, erhob ſich auch Herr Goljádkin der Aeltere, mit gutmütigem Lächeln ſeinen Pſeudofreund anſehend, und in ſeiner Unſchuld bemühte er ſich noch weiter, ihm zu ſchmeicheln und ihn für die neue Freundſchaft zu gewinnen . . .

„Leben Sie wohl, Ew. Erzellenz!" rief plötzlich Herr Goljádkin der Jüngere. Unſer Freund zuckte zuſammen und bemerkte im Geſicht ſeines Freundes etwas Sataniſches und nur um ihn los zu werden, legte er in die ausgeſtreckte Hand des Verruchten zwei Finger ſeiner Hand. Nun aber . . . nun überſtieg die Schamloſigkeit Herrn Goljádkins des Jüngeren alle Grenzen und erſchöpfte das Maß menſchlicher Geduld, das man haben konnte. Nachdem er die zwei Finger Herrn Goljádkins des Aelteren gedrückt hatte, wiederholte der Unwürdige —: wahrhaftig, er tat es — vor den Augen des Herrn Goljádkin ſeinen ſchamloſen Scherz von heute morgen . . .

Herr Goljádkin der Jüngere hatte bereits ſein Taſchentuch wieder eingeſteckt, mit dem er ſeine Fin-

ger abgewiſcht, als Herr Goljádkin der Aeltere erſt zu ſich kam und dem anderen ins Nebenzimmer nachſtürzte, wohin ſich ſein unverſöhnlicher Feind nach ſeiner ſchändlichen Gewohnheit verkrochen hatte. Als ob nichts geſchehen wäre, ſtand er vor dem Büfett und aß Kuchen, während er ganz ruhig, wie ein rechter Lebemann der Dame am Büfett den Hof machte.

„In Gegenwart von Damen iſt es nicht erlaubt," dachte unſer Held und ging gleichfalls ans Büfett, ganz beſinnungslos vor Aufregung.

„Nicht wahr, das Weibchen iſt nicht übel! Wie denken Sie darüber?" begann von neuem Herr Goljádkin junior mit ſeinen unpaſſenden Bemerkungen, denn er rechnete offenbar mit der unendlichen Geduld Herrn Goljádkins. Die dicke Deutſche ihrerſeits ſah auf ihre beiden Gäſte mit blöden Augen, da ſie wohl die ruſſiſche Sprache nicht verſtand, und lächelte nur zuvorkommend.

Bei den ſchamloſen Worten Herrn Goljádkins des Jüngeren ſprang unſer Held auf, und unfähig, ſich noch länger zu beherrſchen, ſtürzte er ſich endlich auf ihn, um ihn zu zerreißen und um ein Ende mit ihm — mit allem zu machen. Doch Herr Goljádkin der Jüngere war nach ſeiner üblen Gewohnheit ſchon längſt auf und davon und befand ſich bereits auf der Treppe. Aber auch Herr Goljádkin der Aeltere raffte ſich auf und folgte, ſo ſchnell als möglich, ſeinem Beleidiger, der ſich in eine Droſchke ſetzte, die offenbar auf ihn gewartet hatte, und deren Kutſcher wohl mit ihm in Einvernehmen ſtand. Als die Dame am Büfett

die Flucht ihrer beiden Gäste bemerkte, schrie sie auf und klingelte aus aller Kraft mit der Glocke. Unser Held wandte sich rasch um, warf ihr Geld hin, für sich und den schamlosen Menschen, der natürlich wieder nicht bezahlt hatte, verlangte auch nichts zurück, raste nur hinaus, und ungeachtet dieser Verzögerung gelang es ihm noch, seinen Feind zu ergreifen.

Unser Held klammerte sich mit allen ihm von Natur zur Gebote stehenden Kräften an die Droschke und lief einige Straßen lang mit ihr, bis es ihm schließlich gelang, in die Droschke hineinzuklettern, die Herr Goljádkin der Jüngere freilich aus allen Kräften verteidigte. Der Kutscher bearbeitete unterdessen seinen alten Gaul, der seiner schlechten Gewohnheit nach sofort in einen Galopp verfiel und bei jedem dritten Schritt mit den Hinterbeinen ausschlug, mit der Knute, mit den Zügeln, und selbst mit den Füßen.

Endlich hatte sich unser Held die Droschke erobert. Er stemmte sich mit dem Rücken an den Kutscher, war also mit dem Gesicht und Knie an Knie seinem Feinde zugewandt. Mit der rechten Hand hielt er den schábigen Pelzkragen seines Feindes gepackt.

So fuhren die beiden Feinde eine Zeitlang schweigend dahin. Unser Held wagte kaum zu atmen, der Weg war erbärmlich und bei jedem Schritt wankte er hin und her und war in ständiger Gefahr, sich den Hals zu brechen. Dazu wollte sein erbitterter Feind sich ihm immer noch nicht ergeben, mühte sich vielmehr, seinen Gegner in den Schmutz hinauszuwerfen. Das Wetter war, was zu allen Unannehmlich-

keiten noch hinzukam, geradezu entſetzlich. Der Schnee fiel in dicken naſſen Flocken, die in den offenen Mantel des wirklichen Herrn Goljádkin eindrangen. Ringsum war es dunkel und man konnte kaum die Hand vor den Augen ſehen. Es war daher ſchwer zu erraten, wohin und durch welche Straßen ſie fuhren ... Herrn Goljádkin ſchien es dabei, als erlebte er etwas, das ihm bereits längſt bekannt war. Einen Augenblick ſuchte er ſich zu vergewiſſern, und dachte nach, ob er nicht geſtern abend ſchon etwas Aehnliches — geahnt hatte — ... im Traum —? Endlich erreichte ſein Zuſtand die äußerſte Grenze. Schreiend wollte er ſich auf ſeinen Gegner ſtürzen. Doch der Schrei erſtarb auf ſeinen Lippen. Es gab einen Augenblick, in dem Herr Goljádkin alles zu vergeſſen ſchien und überzeugt war, daß das ganze gar nichts bedeute, ſondern nur ſo, nur ſo irgendwie, auf unerklärliche Weiſe geſchehen ſei, und daß es in dem Falle eine ganz verlorene Sache wäre, dagegen anzukämpfen.

Doch plötzlich und faſt im ſelben Augenblick, als unſer Held zu dieſem Schluß kam, veränderte ein unvorſichtiger Stoß die Lage der Dinge. Herr Goljádkin fiel wie ein Mehlſack aus der Droſchke und erkannte während des Falles ganz vernünftiger Weiſe, daß er ſich wirklich ganz zur unrechten Zeit erhitzt hatte. Als er wieder aufgeſprungen war, ſah er, daß ſie irgendwo angelangt waren: die Droſchke ſtand auf einem Hof, und Herr Goljádkin ſah auf den erſten Blick, daß es der Hof des Hauſes war, in dem — Olſſuph Iwanowitſch wohnte. In demſelben

Augenblick bemerkte er, daß ſich ſein Freund bereits auf der Treppe zu Olſſuph Iwanowitſch befand.

In ſeiner Not und Verzweiflung wollte er ſchon ſeinem Feinde nachjagen, doch zu ſeinem Glück bedachte er ſich noch beizeiten. Er vergaß nicht, den Kutſcher zu bezahlen, trat auf die Straße hinaus und lief ſo ſchnell er konnte und wohin ihn ſeine Füße trugen. Es ſchneite wie vorhin und es war feucht und dunkel. Unſer Held ging nicht, ſondern flog, und warf alle und alles auf ſeinem Wege um — Männer, Weiber und Kinder, und ſtolperte ſelbſt über die Männer, Weiber und Kinder, die er umgeworfen hatte. Um ihn und hinter ihm her hörte man erſchreckte Stimmen . . . hörte ſchreien, rufen . . . Doch Herr Goljádkin, ſchien es, war nicht bei Beſinnung und ſchenkte alledem nicht die geringſte Aufmerkſamkeit . . . Er kam erſt zu ſich, als er ſich bei der Sſemjonoffbrücke befand und da auch nur dank dem Umſtande, daß es ihm gelungen war, zwei Weiber, die Eßwaren trugen, umzurennen und dabei ſelbſt zu Fall zu kommen.

„Das tut nichts," dachte Herr Goljádkin, „alles das kann ſich noch zum beſten wenden!" Er griff in die Taſche, um die Weiber mit einem Rubel für die rings verſtreuten Kringel, Aepfel, Nüſſe uſw. zu entſchädigen. Plötzlich wurde Herr Goljádkin von einem neuen Licht erleuchtet: in der Taſche fand er den Brief, den ihm der Schreiber am Morgen überreicht hatte. Er erinnerte ſich unter anderem, daß ſich hier, nicht weit entfernt, ein bekanntes Gaſthaus befand, und ſo lief er denn, ohne Zeit zu verlieren, ſofort dahin, ſetzte ſich an einen mit einem Talglicht erleuchteten

Tiſch, ſchenkte niemandem und nichts ſeine Aufmerkſamkeit, hörte den Kellner nicht, der ihn nach ſeinen Wünſchen fragte, zerbrach das Siegel und begann den folgenden Brief zu leſen, der ihn nun allerdings vollſtändig faſſungslos machte:

„Edler, für mich leidender und auf ewig meinem Herzen teurer Mann!

Ich leide, ich gehe zugrunde — rette mich! Der Verleumder, der Intrigant und durch ſeine Nichtswürdigkeit bekannte Menſch hat mich mit ſeinen Netzen umſtrickt und mich zugrunde gerichtet. Ich fiel! — Doch er iſt mir zuwider, aber du! . . . Man hat uns voneinander geriſſen, meine Briefe an dich geſtohlen — und alles das tat der Unwürdige, indem er ſich ſeiner beſten Eigenſchaft bediente — der Aehnlichkeit mit dir. Jedenfalls kann man ſchlecht ſein und dennoch durch Geiſt, Gefühl und angenehme Manieren entzücken . . .

Ich gehe zugrunde! Man wird mich mit Gewalt verheiraten, und am meiſten intrigiert dafür mein Vater und Wohltäter, Staatsrat Olſſuph Iwanowitſch, der die Rolle, die ich im Hauſe und in der höheren Geſellſchaft ſpiele, für ſich in Anſpruch nehmen will . . .

Aber ich bin entſchloſſen und widerſetze mich, mit allen mir von der Natur geliehenen Mitteln. Erwarte mich heute im Wagen um neun Uhr vor den Fenſtern unſerer Wohnung. Bei uns iſt wieder Ball und der ſchöne Leutnant wird da ſein. Ich werde herauskommen und wir fliehen dann. Gibt es doch

auch noch andere Beamtenſtellen, in denen man ſeinem Vaterlande dienen kann. Jedenfalls, denke daran, mein Freund, daß die Unſchuld ſtark iſt durch ſich ſelbſt!

Lebe wohl, erwarte mich im Wagen vor der Haustür. Ich flüchte mich in den Schutz deiner Arme, punkt zwei Uhr nach Mitternacht. Dein bis zum Grabe! Klara Olſſuphjewna."

Nachdem unſer Held den Brief geleſen hatte, war er einige Augenblicke wie betäubt. In ſchrecklicher Angſt, in ſchrecklicher Aufregung, bleich wie ein Tuch, mit dem Brief in der Hand ging er im Zimmer auf und ab. Zum Uebermaß ſeines Mißgeſchicks und ſeiner Lage, bemerkte unſer Held nicht, daß er der Gegenſtand geſpannter Aufmerkſamkeit von ſeiten aller Anweſenden war. Die Unordnung ſeiner Kleidung, ſeine heftige Aufregung, ſein Auf und Ab, das Geſtikulieren mit beiden Händen, vielleicht einige rätſelhafte Worte, die er in Selbſtvergeſſenheit laut geſprochen — alles das machte wahrſcheinlich auf die Anweſenden keinen gerade guten Eindruck und namentlich dem Kellner ſchien er verdächtig.

Endlich bemerkte unſer Held, der plötzlich zu ſich kam, daß er mitten im Zimmer ſtand und faſt unhöflich einen Greis von ehrwürdigem Ausſehen anſtarrte, der nach Beendigung ſeiner Mahlzeit vor dem Gottesbilde gebetet hatte und jetzt ſeinen Blick von Herrn Goljädkin nicht abwandte. Verwirrt blickte unſer Held um ſich und bemerkte nun, daß alle, wirklich alle, ihn mit mißtrauiſchen und böſen Blicken betrachteten.

Plötzlich verlangte ein verabſchiedeter Offizier mit

rotem Kragen laut die „Polizeinachrichten". Herr Goljádkin fuhr zuſammen und errötete: dabei ſenkte er ſeine Augen zu Boden und bemerkte ſeine in Unordnung geratene Kleidung. Die Stiefel, die Beinkleider und die ganze linke Seite waren vollſtändig beſchmutzt, die Schuhriemen offen, der Rock an mehreren Stellen zerriſſen. Tief bekümmert trat unſer Held an einen Tiſch und ſah, daß ein Angeſtellter ihn ununterbrochen und frech beobachtete. Ganz verloren und niedergedrückt fing nun unſer Held an, den Tiſch zu betrachten, vor dem er ſtand. Auf dem Tiſche ſtanden gebrauchte Teller, von einem beendeten Mittageſſen, lagen ſchmutzige Servietten und ſoeben gebrauchte Löffel, Gabeln und Meſſer.

„Wer hat denn hier gegeſſen?" dachte unſer Held. „Doch nicht etwa ich? Alles iſt ja möglich! Ich habe vielleicht gegeſſen und es nur nicht bemerkt."

Als Herr Goljádkin aufblickte, bemerkte er wieder den Kellner neben ſich, der im Begriff ſchien, ihm etwas zu ſagen.

„Wieviel haben Sie von mir zu bekommen?" fragte unſer Held mit zitternder Stimme.

Ein lautes Gelächter erſchallte rings um Herrn Goljádkin. Auch der Kellner lachte. Herr Goljádkin begriff, daß er wieder einmal eine ſchreckliche Dummheit begangen hatte. Als er das einſah, wurde er ſo verwirrt, daß er genötigt war, in die Taſche nach dem Taſchentuch zu greifen, wahrſcheinlich nur, um irgend etwas zu tun und nicht ſo dazuſtehen. Doch zu ſeiner und aller Anweſenden Verwunderung zog er mit ſeinem Taſchentuch zugleich ein Medizinfläſchchen her-

aus, das ihm vor vier Tagen Kreſtjan Iwanowitſch, der Doktor, verſchrieben hatte.

„Das iſt die Medizin aus jener Apotheke," ging es Herrn Goljádkin durch den Kopf und plötzlich zuckte er zuſammen und ſchrie auf vor Schreck. Ein neues Licht ging ihm auf . . . Die dunkle, widerlich rote Flüſſigkeit ſchimmerte mit ihrem böſen Glanz vor den Augen des Herrn Goljádkin . . . Das Fläſchen fiel zu Boden und zerbrach in Stücke. Unſer Held ſchrie nochmals auf und ſprang ein paar Schritte vor der umherſpritzenden Flüſſigkeit zurück . . . er zitterte an allen Gliedern und der Schweiß brach ihm aus Stirn und Schläfen.

„Der Menſch iſt ja krank!" rief man. Inzwiſchen erhob ſich im Raum eine Bewegung und ein Gedränge. Alle umringten Herrn Goljádkin. Alle redeten auf ihn ein, einige faßten ihn ſogar am Rock. Doch unſer Held ſtand da, unbeweglich, er ſah nichts, er hörte nichts, er fühlte nichts . . . Endlich riß er ſich los und ſtürzte davon. Er ſtieß zurück, die ihn halten wollten, ſprang faſt ohne Beſinnung in die erſte beſte Droſchke und floh nach Haus.

Im Vorzimmer ſeiner Wohnung begegnete er Michejeff, dem Kanzleidiener, mit einem Schreiben in der Hand.

„Ich weiß, mein Freund, ich weiß alles!" antwortete mit ſchwacher, kläglicher Stimme unſer Held. „Das iſt ein offizieller . . ."

Das Schreiben war an Herrn Goljádkin gerichtet, mit einer Unterſchrift von Andrej Philippowitſch verſehen, und in ihm wurde er aufgefordert, alle in

ſeinen Händen befindlichen Akten dem Kanzleidiener zu übergeben. Herr Goljádkin nahm das Schreiben und gab dem Diener ein Zehnkopekenſtück, trat in ſein Zimmer und ſah wie Petruſchka ſeine Sachen in einen Haufen zuſammenpackte, offenbar in der Abſicht, Herrn Goljádkin zu verlaſſen, und bei Karolina Iwanowna, die ihn ſeinem Herrn abſpenſtig gemacht hatte, deren Euſtaphia zu erſetzen.

XII.

Petruſchka trat ein, ſonderbar nachläſſig, mit einer triumphierenden Miene. Man ſah ihm an, daß er ſich irgend etwas dabei dachte und ſich vollkommen in ſeinem Recht fühlte. Auch ſah er ganz ſo aus, wie jemand, der keinen Dienſt mehr ausübte, der bereits der Diener eines anderen war, und nicht mehr der ſeines früheren Herrn.

„Nun, ſiehſt du, mein Lieber," begann atemſchöpfend unſer Held. „Wieviel Uhr iſt es jetzt?"

Petruſchka begab ſich ſchweigend hinter den Verſchlag, kehrte darauf langſam zurück und meldete in ziemlich gleichgültigem Tone, daß es bald halb acht Uhr ſei!

„Nun gut, mein Lieber, gut. Siehſt du, mein Lieber . . . erlaube, daß ich dir ſage, mein Lieber, daß zwiſchen uns, ſcheinbar, jetzt alles zu Ende iſt."

Petruſchka ſchwieg.

„Nun, und jetzt, da zwiſchen uns alles zu Ende iſt, ſage mir aufrichtig, wie ein Freund ſage mir, wo du warſt, mein Lieber?"

„Wo ich war? Bei guten Menſchen war ich."

„Ich weiß es, mein Freund, ich weiß es. Ich war mit dir immer zufrieden, mein Lieber und werde dir

ein gutes Zeugnis geben ... Nun, wirſt du denn jetzt bei ihnen dienen?"

„Herr, Sie belieben ja ſelbſt zu wiſſen ... Ein guter Menſch kann einen nichts Schlechtes lehren."

„Ich weiß es, mein Lieber, ich weiß es. Gute Menſchen gibt es jetzt ſelten. Schätze ſie hoch, mein Freund. Nun, wer ſind ſie denn?"

„Das iſt doch bekannt, wer ... jedenfalls kann ich bei Ihnen, Herr, nicht länger dienen. Sie belieben das ſelbſt zu wiſſen."

„Ich weiß es, mein Lieber, ich weiß es, ich kenne deinen Eifer, ich habe alles geſehen, alles bemerkt. Ich, mein Freund, achte dich. Ich achte jeden guten und ehrlichen Menſchen, auch wenn er nur ein Diener iſt."

„Nun, das iſt bekannt. Unſereiner muß dahin gehen, wo es beſſer iſt. So iſt's. Sie belieben zu wiſſen, Herr, ohne einen guten Menſchen kann ich nicht ... —"

„Schon gut, mein Lieber, ſchon gut. Ich weiß es ... Nun, hier haſt du dein Geld und ein Zeugnis. Jetzt umarmen wir uns, und verzeihen uns gegenſeitig ..."

Petruſchka blickte ihn an.

„Nun, mein Lieber, bitte ich dich noch um einen Dienſt, um einen letzten Dienſt," ſagte Herr Goljädkin in feierlichem Tone. „Siehſt du, mein Lieber, alles iſt möglich. Kummer, mein Freund, herrſcht auch in Paläſten, und man kann ihm nirgends entgehen. Du weißt, mein Freund, ich war gegen dich immer freundlich ..."

Petruſchka ſchwieg.

„Ich war, dächte ich, immer freundlich gegen dich, mein Lieber ... Aber ſag, was haben wir denn jetzt noch an Wäſche, mein Lieber?“

„Alles was da iſt! Leinene Hemden ſechs, Socken drei Paar, vier Vorhemden, eine Flanelljacke, Unterbeinkleider zwei. Sie wiſſen ja ſelbſt alles. Ich, Herr, rühre von dem Ihrigen nichts an ... Ich, Herr, hüte Ihr Eigentum ... Ich, Herr, es iſt Ihnen doch bekannt, habe mir nie eine Sünde ... Herr, Sie wiſſen doch ſelbſt, Herr ...“

„Ich glaube dir, mein Freund, ich glaube Dir. Nicht das meine ich, mein Freund, nicht das, ſiehſt du, mein Freund ...“

„Es iſt bekannt, Herr, und wir wiſſen es ja! Als ich damals noch beim General Stolbujäkoff diente, da entließen ſie mich, als ſie ſelbſt nach Saratoff reiſten ... ein Gut haben ſie dort ...“

„Nein, mein Freund, ich rede nicht davon, denke nicht etwa ... mein lieber Freund ...“

„Das iſt bekannt. Wie ſollte wohl unſereins — Sie belieben das ja ſelbſt zu wiſſen —, Leute verleumden! Aber mit mir war man überall zufrieden. Das waren Miniſter, Generäle, Senatoren, Grafen. Ich diente bei vielen, beim Fürſten Swintſchatkin, beim Hauptmann Pereborkin, beim General Njedobaroff, ſie fuhren alle auf ihre Güter ... Das iſt doch bekannt ...“

„Gewiß, mein Freund, gewiß, gut, mein Freund, gut. Siehſt du, mein Freund, auch ich werde jetzt verreiſen ... Jeder hat ſeinen Weg, mein Lieber, und

keiner weiß, wohin er verſchlagen wird! . . . Jetzt, mein Freund, muß ich mich umkleiden. Gib mir die Uniform heraus, andere Beinkleider, Tücher, Betten, Kiſſen . . ."

„Soll ich alles in ein Bündel packen?"

„Ja, mein Freund, meinetwegen alles in ein Bündel! Wer weiß, was noch alles mit mir geſchehen wird! . . . Nun, jetzt, mein Lieber, gehe und hole mir einen Wagen . . ."

„Einen Wagen?"

„Ja, mein Freund, einen Wagen, einen bequemen — miete einen auf längere Zeit! Aber du, mein Freund, mußt nicht etwa denken . . ."

„Wollen Sie weit fahren? . . ."

„Ich weiß es nicht, mein Freund, das weiß ich ſelbſt nicht. Ich denke, ein Federbett muß man auch hineinlegen. Wie denkſt du, mein Freund? Ich verlaſſe mich ganz auf dich, mein Lieber . . ."

„Wünſchen Sie ſofort abzufahren?"

„Ja, mein Freund, ja! Die Umſtände verlangen es . . . ſo ſteht es, mein Lieber, ſo ſteht es . . ."

„Ich verſtehe, Herr! Damals, bei uns im Regiment, war das mit einem Leutnant ebenſo: von einem Gutsbeſitzer weg . . . entführte er ſie . . ."

„Entführte? . . . Wie! Mein Lieber, du . . ."

„Ja, entführte, und im nächſten Ort wurden ſie getraut. Alles war ſchon vorbereitet worden . . . Es gab eine Verfolgung. Der jetzt verſtorbene Fürſt jagte ihnen ſelbſt nach, nun . . . die Sache wurde beigelegt . . ."

„Sie wurden getraut. Ja? . . . Du, mein Lieber, wie weißt du denn das, mein Lieber?"

„Nun, das ist doch bekannt! Die Erde trägt das Gerücht weiter, Herr! Wir wissen doch alles, Herr. Natürlich, wer ist denn ohne Sünde? Aber, ich sage Ihnen jetzt nur, Herr, einfach, geradeaus, Herr: wenn das jetzt so ist, so sage ich Ihnen, Herr, daß Sie einen Feind haben, einen Nebenbuhler, Herr, einen starken Nebenbuhler, so ist's! . . ."

„Ich weiß, mein Freund, ich weiß. Du weißt es also auch, mein Lieber . . . Nun, darin kann ich mich ganz auf dich verlassen! Was sollen wir also tun, mein Freund, was kannst du mir raten?"

„Aber, Herr, wenn Sie sich auf solche Sachen gelegt haben, Herr, dann müssen Sie noch etwas dazukaufen, wie Laken, Kissen, ein anderes Federpfühl, ein zweischläfriges, eine gute Decke . . . hier beim Nachbarn unten ist eine Verkäuferin, Herr, die hat einen Fuchspelz zu verkaufen, den könnte man sich ansehen, sofort hingehen, ansehen und kaufen. Sie werden ihn nötig haben, Herr, ein schöner Fuchspelz mit Atlas bezogen . . ."

„Schon gut, mein Freund, schon gut; ich bin ganz mit dir einverstanden; ich verlasse mich ganz auf dich. Meinetwegen, also den Pelz . . . Aber nur schnell, schnell! Um Gottes willen, schnell! Ich werde auch den Pelz kaufen, nur bitte — schnell! Es ist bald acht Uhr, schneller, um Gottes willen, schneller, mein Freund! Beeile dich, mein Freund! . . ."

Petruschka warf das Bündel Wäsche, Kissen, Decken, Laken und all den anderen Kram zu Boden und stürzte aus dem Zimmer. Herr Goljädkin griff unterdessen noch einmal zum Brief, doch lesen konnte

er ihn nicht. Mit beiden Händen griff er nach ſeinem armen Kopf und lehnte ſich vor Verwunderung an die Wand. Denken konnte er an nichts, tun konnte er auch nichts, er wußte ſelbſt nicht, was er beginnen ſollte. Endlich, als er bemerkte, daß die Zeit verſtrich, und weder Petruſchka noch der Fuchspelz erſchienen war, entſchloß ſich Herr Goljádkin, ſelbſt zu gehen. Als er die Tür zum Flur öffnete, hörte er unten auf der Treppe lärmen, ſprechen, zetern ... Einige Nachbarsleute ſchrien und ſtritten ſich — und Herr Goljádkin wußte ſofort, worüber. Er hörte Petruſchkas Stimme und darauf Schritte nahen. „Gütiger Himmel! ſie werden die ganze Welt zuſammenrufen!“ ſtöhnte Herr Goljádkin, rang die Hände vor Verzweiflung und ſtürzte zurück in ſein Zimmer. Dort warf er ſich faſt beſinnungslos auf den Diwan, mit dem Geſicht in die Kiſſen. Nachdem er einen Augenblick ſo gelegen hatte, ſprang er wieder auf und ohne Petruſchka zu erwarten, zog er ſeine Galoſchen und ſeinen Mantel an, ſetzte ſeinen Hut auf, griff nach ſeinen Papieren und ſtürzte auf die Treppe hinaus.

„Es iſt nichts nötig, mein Lieber! Ich werde ſelbſt, ich werde alles ſelbſt beſorgen. Laß nur vorläufig alles ſo ſtehen, unterdeſſen wird ſich vielleicht das Ganze zum beſten wenden,“ flüſterte Herr Goljádkin eilig Petruſchka zu, dem er auf der Treppe begegnete. Darauf lief er die Treppe hinunter und zum Hauſe hinaus. Sein Herz ſtand ihm ſtill — er konnte ſich zu nichts entſchließen ... Was ſollte er beginnen, wie ſollte er in dieſer kritiſchen Lage handeln ...

„Nun, wie ſoll ich handeln? Herr, du mein Gott,

das mußte gerade noch kommen!“ rief er endlich verzweifelt aus und ſtrich ziellos die Straße entlang, „das mußte gerade noch kommen! Wenn nur das nicht wäre, gerade das, dann würde ſich noch alles ordnen und beilegen laſſen, mit einem Schlage, mit einem gewandten und feſten Schlage würde es ſich machen laſſen. Ich laſſe mir den Finger abſchneiden, daß es ſich machen ließe! Und ich weiß ſogar, auf welche Weiſe es zu machen ginge. Es würde ſo gemacht werden: Ich würde alſo — ich würde das und das, das heißt würde ſo und ſo ſagen ... ‚mein Herr, mit Erlaubnis geſagt, ſolche Sachen tut man nicht, mein ſehr geehrter Herr, ſolche Sachen tut man nicht und mit Betrug erreicht man gar nichts: ein Uſurpator, mein Herr, iſt ein unnützer Menſch, das heißt ein Menſch, der ſeinem Vaterlande keinen Nutzen bringt. Verſtehen Sie das? Verſtehen Sie das wohl, mein ſehr geehrter Herr?!‘ So, — ja ſo wäre es zu machen! ...“

„Doch übrigens, — nein: wie iſt das ... Das wäre auch nicht das Richtige, durchaus nicht das Richtige ... Was lüge ich, Dummkopf, Erzdummkopf! Ich, Selbſtmörder, ich ... Du verworfener Menſch, ſo wird es nun kommen! ... Wohin ſoll ich mich jetzt verkriechen? Was werde ich zum Beiſpiel jetzt mit mir anfangen? Wozu tauge ich jetzt noch? Wozu taugſt du jetzt noch, Goljádkin, du Unwürdiger! Was — nun?

Einen Wagen muß ich nehmen. Alſo nimm, bitte, einen Wagen für ſie, ſonſt macht ſie ſich die Füßchen naß, wenn es keinen Wagen gibt ... oh, wer hätte das denken können? Ei, ei, meine Dame, ei, ei, mein

wohlanſtändiges Fräulein! Sie haben ſich ausgezeichnet, meine Herrin, ausgezeichnet... Und das kommt alles von der ſchlechten Erziehung. Wie ich das jetzt überſehe und es durchſchaut habe — ſo iſt alles Sittenloſigkeit. Man hätte ihr von Jugend auf — die Rute, tüchtig die Rute geben ſollen, ſie aber haben ſie ſtatt deſſen mit Konfekt und allen Süßigkeiten gefüttert und der Alte ſelbſt heulte ihr die Ohren voll: ‚Ach, du meine Liebe, meine Gute, ich werde dich an einen Grafen verheiraten!...‘

Und was iſt dabei herausgekommen? Sie hat uns jetzt ihre Karten gezeigt, da — habt ihr es, das iſt mein Spiel! Wenn ſie ſie doch zu Hauſe erzogen hätten, ſtatt ſie in die Penſion zu der franzöſiſchen Madame zu geben, irgend ſo einer Emigrantin! Da lernen ſie wohl viel Gutes, bei der Emigrantin... und — da kommt dann ſo etwas heraus! Gehen Sie jetzt und freuen Sie ſich! ‚Seien Sie mit dem Wagen um ſo und ſo viel Uhr unter meinem Fenſter und ſingen Sie eine gefühlvolle ſpaniſche Romanze: ich werde Sie erwarten, ich weiß, daß Sie mich lieben, fliehen wir zuſammen, um in einer Hüte zu leben!‘

Doch, am Ende geht das nicht an: wenn Sie ſchon ſo weit gehen, meine Dame... das geht nicht an! Die Geſetze verbieten es, ein ehrliches und unſchuldiges Mädchen ohne Einwilligung der Eltern aus dem Elternhauſe zu entführen! Und ſchließlich auch: warum? Ich ſehe gar keine Notwendigkeit. Mag ſie heiraten, wie es ſich gehört, und wen das Geſchick ihr beſtimmt hat, das wäre eine vernünftige Sache. Ich aber bin ein Beamter und kann deshalb meine Stel-

lung verlieren. Ich, meine Dame, kann deshalb vor Gericht kommen! Sehen Sie, so ist's, wenn Sie das noch nicht gewußt haben! Diese Deutsche hat das alles eingebrockt, dieser ganze Wirrwarr geht von ihr aus. Deshalb haben sie einen Menschen verleumdet. Deshalb haben sie Weibergeschwätz über ihn ausgedacht, auf den Rat Andrej Philippowitschs. Von dort kommt alles her. Denn sonst, warum haben sie Petruschka hineingezogen? Was hat denn der mit der Sache zu schaffen? Was hat der Schelm bei ihr zu tun?

‚Nein, es geht nicht, meine Dame, es geht wirklich nicht, ich kann nicht... Für dieses Mal, meine Dame, müssen Sie mich schon entschuldigen. Das kommt alles von Ihnen, meine Dame, nicht von der Deutschen, nicht von der Hexe, sondern einfach von Ihnen selbst. Denn die Hexe ist eine gute Frau, die Hexe ist an nichts schuld, sondern Sie, meine Dame, Sie sind schuld — so ist es! Sie, meine Dame, bringen mich vors Gericht, — unter falschen Anschuldigungen...' Da muß der Mensch zugrunde gehen, da muß der Mensch an sich selbst zugrunde gehen und kann sich selbst nicht erhalten, — wie kann man denn da noch heiraten! Und wie wird denn das alles enden? Und was soll daraus jetzt werden? Ich würde viel darum geben, wenn ich das wissen könnte!..."

So dachte unser Held in seiner Verzweiflung. Als er plötzlich zu sich kam, bemerkte er, daß er irgendwo auf dem Liteinij Prospekt stand. Das Wetter war schauderhaft, es taute, vom Himmel fiel Regen und Schnee zusammen, genau wie zu jener unvergeßlichen

Stunde um Mitternacht, als das Unglück Herrn Goljádkins ſeinen Anfang nahm.

„Was wäre das für eine Reiſe," dachte Herr Goljádkin, nach dem Wetter ſehend, „das wäre einfach Selbſtmord ... Herr des Himmels, wo ſoll ich denn hier einen Wagen finden? Dort in der Ecke ſcheint etwas Schwarzes zu dämmern! Wir wollen ſehen! ... Herr, du mein Gott," fuhr unſer Held fort und lenkte ſeine wankenden Schritte auf die Seite hin, wo ſo etwas Aehnliches wie ein Wagen ſtand. „Nein, ich weiß, was ich tue! Ich gehe zu ihm, falle ihm zu Füßen und werde ihn, wenn's nötig iſt, anflehen. So und ſo: in Ihre Hände lege ich mein Schickſal, in die Hände der Behörde, Ew. Exzellenz, beſchützen Sie und begnadigen Sie einen Menſchen. Es wäre ein ungeſetzliches Verfahren: richten Sie mich nicht zugrunde, ich flehe Sie an, als meinen Vater flehe ich Sie an, verlaſſen Sie mich nicht ... Retten Sie meine Ehre, meinen Namen, meine Familie ... Retten Sie mich vor dem Böſewicht, vor dem verworfenen Menſchen ... Er iſt ein anderer Menſch, Ew. Exzellenz, und auch ich bin ein anderer Menſch! Er iſt einer für ſich und ich bin einer für mich, wirklich, ich bin ganz für mich, Ew. Exzellenz, ich bin etwas ganz für mich. Ew. Exzellenz, ſo iſt's! Das heißt, ich kann gar nicht Er ſein! Aendern Sie das, befehlen Sie, das zu ändern mit ihm und dieſem ganzen Doppeltſein! ... Zum Beiſpiel für andere, Ew. Exzellenz! Ich ſpreche zu Ihnen, wie zu meinem Vater! Die Behörde, die wohltätige und ehrwürdige Behörde, ſollte ſo etwas unterſtützen ... Es liegt meiner Bitte etwas Moraliſches zu-

grunde. Das heißt, wie geſagt, ich wende mich an die Behörde, wie an einen Vater, und vertraue ihr mein Schickſal an. Ich werde nicht murren, ich ſelbſt werde mich von allen zurückziehen, ſo iſt's!"

„Nun, mein Lieber, biſt du frei?"

„Ja, Herr."

„Habe den Wagen für den Abend nötig ..."

„Belieben Sie weit zu fahren, Herr?"

„Den Abend, den Abend: wie es kommt, mein Lieber, wie es kommt."

„Wünſchen Sie außerhalb der Stadt zu fahren?"

„Ja, mein Freund, vielleicht auch das. Ich weiß es ſelbſt noch nicht genau, mein Lieber, ich kann es deshalb ganz beſtimmt noch nicht ſagen. Siehſt du, mein Lieber, es kann ſich noch alles zum beſten wenden. Es iſt ja bekannt, mein Freund ..."

„Ja, freilich, Herr, Gott gebe es!"

„Ja, mein Freund, ja ich danke dir, mein Lieber. Aber was nimmſt du dafür, mein Lieber? ..."

„Belieben Sie ſofort zu fahren?"

„Ja, ſofort, das heißt, nein, an einer Stelle warteſt du ein wenig ... ſo, nur ein wenig, nicht lange, mein Lieber ..."

„Ja, wenn Sie mich ſchon auf den ganzen Abend nehmen wollen, ſo kann ich bei dieſem Wetter nicht weniger als ſechs Rubel ..."

„Nun gut, mein Lieber, ſchon gut, ich danke dir, mein Lieber. Und jetzt kannſt du mich gleich fahren, mein Lieber."

„Steigen Sie ein: erlauben Sie, ich habe hier

noch ein wenig zurechtzumachen ... Steigen Sie nur ein. Wohin befehlen Sie zu fahren?"

„Zur Ismailoffbrücke, mein Freund."

Der Droſchkenkutſcher kletterte auf den Bock und ſetzte ſeine beiden Gäule, die er nur mit aller Gewalt vom Heuſack wegreißen konnte, in der Richtung auf die Ismailoffbrücke in Bewegung. Doch plötzlich zog Herr Goljádkin an der Schnur, ließ den Wagen anhalten und bat mit flehender Stimme den Kutſcher, nicht zur Ismailoffbrücke, ſondern in eine beſtimmte andere Straße zu fahren. Der Kutſcher kehrte um und in zehn Minuten ſtand die Equipage Herrn Goljádkins vor dem Hauſe, welches Seine Exzellenz bewohnte. Herr Goljádkin ſtieg aus dem Wagen, bat ſeinen Kutſcher inſtändig, zu warten und lief ſelbſt mit zitterndem und zagendem Herzen die Treppe hinauf, in den zweiten Stock. Er klingelte, die Tür wurde geöffnet und unſer Held befand ſich im Vorzimmer der Exzellenz.

„Iſt Ihre Exzellenz zu Hauſe?" wandte ſich Herr Goljádkin an den Menſchen, der ihm die Tür öffnete.

„Was wünſchen Sie?" fragte ihn der Lakai, der Herrn Goljádkin vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

„Ich, mein Freund, heiße Goljádkin, Titularrat Goljádkin. Ich wünſche — Exzellenz zu ſprechen ..."

„Warten Sie bis morgen."

„Mein Freund, ich kann nicht warten: meine Sache iſt zu wichtig ... meine Sache duldet keinen Aufſchub ..."

„Ja, von wem kommen Sie denn? Haben Sie eine Aufforderung?“

„Nein, mein Freund, ich komme nur ſo ... Melde mich, mein Freund, ſage: ſo und ſo, um zu erklären ... Und ich werde mich dir dankbar erweiſen, mein Lieber ...“

„Es iſt nicht erlaubt. Mir iſt ſtreng befohlen, niemanden vorzulaſſen. Es ſind Gäſte da. Kommen Sie morgen um zehn Uhr ...“

„Melden Sie mich an, mein Lieber, ich kann unmöglich warten! Sie, mein Lieber, werden ſonſt die Verantwortung ...“

„So geh doch, melde ihn. Biſt mir auch ein Fauler!“ ſagte ein anderer Lakai, der ſich auf einer Bank rekelte und bis jetzt noch kein Wort geſagt hatte.

„Ach was, faul! Es iſt nun einmal befohlen, niemanden vorzulaſſen, verſtehſt du? Die Empfangsſtunden ſind am Morgen.“

„Melde ihn trotzdem! Glaubſt wohl, es könnte deiner Zunge ſchaden!“

„Na, ich kann ihn ja anmelden, meiner Zunge wird's nicht ſchaden! Es iſt aber befohlen ... Treten Sie in dieſes Zimmer.“

Herr Goljádkin trat in das nächſte Zimmer. Auf dem Tiſch ſtand eine Uhr, er ſah, daß es halb neun war. In ſeinem Innern tobte die Unruhe. Er wollte ſchon wieder umkehren, doch im ſelben Augenblick rief der Diener, der an der Schwelle zum nächſten Zimmer ſtand, laut ſeinen Namen.

„Das iſt mal eine Stimme!“ dachte in unbeſchreiblicher Verwirrung unſer Held. „Was werde ich

nur ſagen? Ich werde ſagen: ſo und ſo ... ſo iſt's ... ich bin gekommen, demütig und untertänigſt zu bitten ... geruhen Sie, mich anzuhören — ... Doch nun iſt die ganze Sache verdorben, alles in den Wind zerſtreut. Oder ... was tut's ..." Er hatte übrigens keine Zeit, weiter nachzudenken. Der Lakai kehrte zurück und führte Herrn Goljádkin ins Kabinett Seiner Exzellenz.

Als unſer Held eintrat, fühlte er ſich wie geblendet, er konnte überhaupt nichts ſehen ... Zwei — drei Geſtalten tauchten undeutlich vor ſeinen Augen auf: „Nun, das ſind wohl die Gäſte," ging es Herrn Goljádkin durch den Kopf. Schließlich konnte unſer Held den Stern auf dem ſchwarzen Frack der Exzellenz deutlich erkennen. Damit kam er denn zur Beſinnung und erhielt wenigſtens ſein Unterſcheidungsvermögen wieder ...

„Was gibt's?" fragte eine bekannte Stimme Herrn Goljádkin.

„Titularrat Goljádkin, Ew. Exzellenz."

„Nun?"

„Ich bin gekommen, um zu erklären ..."

„Wie? Was?"

„Ja, ſo iſt es. Das heißt, ſo und ſo, ich bin gekommen, um zu erklären, Ew. Exzellenz ..."

„Sie ... ja, wer ſind Sie denn eigentlich?"

„Ti—ti—tu—lar—rat ... Goljádkin, Ew. Exzellenz."

„Nun, was wünſchen Sie?"

„Das heißt, ſo und ſo, ich betrachte Sie als meinen Vater: ich ſelbſt halte mich ganz aus der Sache,

und bitte Sie nur, mich vor meinem Feinde zu beſchützen, — das iſt alles!"

„Was heißt das?"

„Es iſt doch bekannt ..."

„Was iſt bekannt?"

Herr Goljádkin verſtummte: ſein Kinn fing an zu zittern ...

„Nun?"

„Ich dachte, moraliſch, — Ew. Exzellenz ... ich meinte, in moraliſchem Sinne: Ew. Exzellenz als Vater anerkennen ... das heißt, ſo und ſo, beſchützen Sie mich, unter Trá—á—nen bi—bi—tte ich, ſo etwas zu — zu — un—ter—ſtützen ..."

Seine Exzellenz wandte ſich ab. Unſer Held konnte für einen Augenblick wieder nichts mehr wahrnehmen. Seine Bruſt war wie zuſammengepreßt. Der Atem ging ihm aus. Er wußte nicht mehr, wie er ſich auf den Beinen halten ſollte ... Er ſchämte ſich und unſagbar traurig war ihm zumute. Gott weiß, was ihn erwartete ...

Als unſer Held wieder zu ſich kam, bemerkte er, daß Seine Exzellenz mit ſeinen Gäſten ſehr lebhaft ſprach und ſich mit ihnen zu beraten ſchien. Einen der Gäſte erkannte Herr Goljádkin. Es war Andrej Philippowitſch. Den anderen dagegen erkannte er nicht, obgleich ihm das Geſicht ſehr bekannt ſchien: eine hohe volle Erſcheinung, in älteren Jahren, mit buſchigen Brauen, mächtigem Backenbart und ſcharfem, ausdrucksvollem Geſicht. Am Halſe des Unbekannten hing ein Orden und eine Zigarre ſtak zwiſchen den Zähnen. Der Unbekannte rauchte, und ohne die Zigarre aus

dem Munde zu nehmen, nickte er bedeutſam mit dem Kopfe, von Zeit zu Zeit zu Herrn Goljádkin hinüberblickend.

Herr Goljádkin fühlte ſich fürchterlich unbehaglich. Er wandte ſeinen Blick zur Seite, und dabei bemerkte er — einen ſehr ſonderbaren Gaſt. In der Tür, die unſer Held bis jetzt für einen Spiegel angeſehen hatte, wie es ihm ſchon einmal paſſiert war — erſchien er — wir wiſſen ja ſchon, wer: der Bekannte und Freund Herrn Goljádkins. Herr Goljádkin der Jüngere hatte ſich bis dahin offenbar in einem kleinen Zimmer aufgehalten, um ſchnell etwas niederzuſchreiben. Jetzt hatte man ihn wohl nötig und er war — erſchienen. Mit Papieren unter dem Arm, ging er auf Seine Exzellenz zu und in Erwartung, daß ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn lenken werde, gelang es ihm auch, ſich alsbald ſehr geſchickt ins Geſpräch und in die Beratung mit einzumiſchen. Er nahm ſeinen Platz hinter dem Rücken Andrej Philippowitſchs ein und wurde teilweiſe verdeckt von dem Unbekannten, der die Zigarre rauchte.

Ohne weiteres nahm Herr Goljádkin der Jüngere Anteil am Geſpräch, dem er mit Eifer folgte, zu dem er mit dem Kopfe nickte, während er in einem fort lächelte und jeden Augenblick Seine Exzellenz anſah, ganz als flehte er mit ſeinen Blicken um die Erlaubnis, auch ein Wörtchen einzuflechten.

„Schurke!“ dachte Herr Goljádkin und trat unwillkürlich einen Schritt auf ihn zu. In dieſem Augenblicke kehrte ſich Seine Exzellenz um und näherte ſich ſelbſt, etwas unentſchieden, Herrn Goljádkin.

„Nun, gut, gut: gehen Sie mit Gott. Ich werde Ihre Sache nachprüfen, und Sie werde ich begleiten laſſen ...“ Seine Exzellenz blickte auf den Unbekannten mit dem Backenbart. Dieſer nickte zum Zeichen ſeiner Einwilligung mit dem Kopf.

Herr Goljádkin empfand es und verſtand nur zu genau, daß man ihn für etwas anderes nahm und ihn durchaus nicht ſo behandelte, wie es ſich gehörte. „So oder ſo, aber erklären muß ich mich,“ dachte er, „das heißt: ſo und ſo, Ew. Exzellenz!“ Hierbei richtete er in der Verwirrung ſeine Augen zu Boden und zu ſeiner äußerſten Verwunderung ſah er auf den Stiefeln Seiner Exzellenz einen großen weißen Fleck.

„Sind ſie wirklich geplatzt?“ dachte Herr Goljádkin. Doch bald entdeckte Herr Goljádkin, daß die Stiefel Seiner Exzellenz durchaus nicht geplatzt waren, ſondern nur ſtark funkelten, ein Phänomen, das ſich daraus erklärte, daß die Stiefel von Lack waren und ſtark glänzten. „Das nennt man aber blank ſein,“ dachte Herr Goljádkin, und als er ſeinen Blick wieder erhob, erkannte er, daß es Zeit war, zu reden, weil die Sache ſich ſonſt zu einem ſchlechten Ende wenden konnte ... Unſer Held trat alſo einen Schritt nach vorn.

„Das heißt ... ſo und ſo ... Ew. Exzellenz,“ ſagte er. „Ich meine doch, einen falſchen Namen zu tragen, iſt in unſerer Zeit doch wohl nicht erlaubt.“

Seine Exzellenz antwortete ihm nichts mehr, ſondern zog nur heftig an der Glockenſchnur. Unſer Held trat noch einen Schritt vor.

„Er iſt ein gemeiner und verdorbener Menſch,

Ew. Exzellenz," ſagte unſer Held, ohne ſich zu beſinnen, erſterbend vor Furcht, und wies trotz alledem kühn und entſchloſſen auf ſeinen unwürdigen Doppelgänger, der ſich dieſen Augenblick dicht bei Seiner Exzellenz zu ſchaffen machte. „So und ſo ... das heißt ... ich ſpiele auf eine beſtimmte Perſon an."

Auf dieſe Worte Herrn Goljádkins folgte eine allgemeine Bewegung. Andrej Philippowitſch und der Unbekannte nickten ſich gegenſeitig zu. Seine Exzellenz riß noch einmal ungeduldig aus allen Kräften an der Glockenſchnur, um ſeine Leute herbeizurufen. In dieſem Augenblick trat Herr Goljádkin der Jüngere vor.

„Ew. Exzellenz," ſagte er, „untertänigſt bitte ich um die Erlaubnis, ſprechen zu dürfen." In der Stimme Herrn Goljádkins des Jüngeren lag äußerſte Entſchloſſenheit. Alles an ihm drückte aus, daß er ſich vollkommen in ſeinem Recht fühlte.

„Erlauben Sie zu fragen," begann er von neuem, eifrig einer Antwort Seiner Exzellenz zuvorkommend, und wandte ſich diesmal an Herrn Goljádkin ſelbſt. „Erlauben Sie zu fragen, in weſſen Gegenwart Sie ſich ſo auszudrücken belieben? Wiſſen Sie, vor wem Sie ſtehen und in weſſen Kabinett Sie ſich befinden? ..." Herr Goljádkin der Jüngere war außer ſich vor Erregung und ganz rot vor Zorn und Unwillen: Tränen der Empörung traten ihm in die Augen.

„Die Herren Baſſawrjukoff!" rief in dieſem Augenblick der Lakai mit lauter Stimme, indem er in der Tür des Kabinetts erſchien.

„Eine berühmte adelige Familie aus Klein-Rußland," dachte Herr Goljádkin und fühlte im ſelben

Augenblick, wie eine Hand ſich ihm in ſehr freundſchaftlicher Weiſe auf den Rücken legte. Zugleich legte ſich ihm noch eine Hand auf den Rücken und das gemeine Ebenbild von Herrn Goljádkin lief voran und zeigte nach der Tür, als wieſe er ihm den Weg — Herr Goljádkin fühlte es deutlich, wie er gewaltſam auf die große Ausgangstür des Kabinetts hinbewegt wurde.

„Genau ſo wie bei Olſſuph Iwanowitſch," dachte er, als er ſich ſchon im Vorzimmer befand, begleitet von zwei Lakaien Seiner Exzellenz und von ſeinem unvermeidlichen Ebenbilde.

„Den Mantel, den Mantel, den Mantel meines Freundes! Den Mantel meines beſten Freundes!" ſchrie der verworfene Menſch, riß den Mantel aus den Händen des Dieners und warf zur allgemeinen Erheiterung den Mantel Herrn Goljádkin über den Kopf. Während Herr Goljádkin unter ſeinem Mantel wieder hervorkroch, hörte er deutlich das Gelächter der Diener. Doch er achtete nicht darauf und kümmerte ſich um nichts. Ruhig trat er aus dem Vorzimmer auf die hellerleuchtete Treppe hinaus. Herr Goljádkin der Jüngere folgte ihm.

„Leben Sie wohl, Ew. Exzellenz!" rief dieſer Herrn Goljádkin dem Aelteren nach.

„Schurke!" ſagte unſer Held außer ſich.

„Nun, meinetwegen ein Schurke ..."

„Verworfener Menſch! ..."

„Nun, meinetwegen auch ein verworfener Menſch ..." antwortete dem würdigen Herrn Goljádkin ſein unwürdiger Feind mit der ihm eigenen Ge-

meinheit und ſah frech, oben von der Treppe hinunter und ohne die Augen niederzuſchlagen Herrn Goljádkin an, als forderte er ihn auf, ſo weiter fortzufahren. Unſer Held ſpie aus vor Empörung und ſtürzte zum Hauſe hinaus. Er war ſo zerſchlagen, daß er kaum wußte, wie er in den Wagen gelangte. Als er endlich zu ſich kam, ſah er, daß er an der Fontanka entlang fuhr. „Wahrſcheinlich fährt er nach der Ismailoffbrücke," dachte Herr Goljádkin. Hier wollte Herr Goljádkin noch etwas denken, doch es gelang ihm nicht: es war etwas ſo Entſetzliches, das zu erklären unmöglich ſchien ...

„Nun, tut nichts," ſchloß unſer Held und fuhr weiter zur Ismailoffbrücke.

XIII.

... Es ſchien, daß das Wetter ſich beſſern wollte. Der naſſe Schnee, der bis jetzt in großen Maſſen niederfiel, wurde allmählich dünner und immer dünner, und hörte ſchließlich faſt ganz auf. Der Himmel wurde klarer und hin und wieder ſah man Sterne blinken. Es war jedoch noch immer feucht, ſchmutzig und ſchwül, beſonders für Herrn Goljádkin, der ohnehin nur mühſam atmen konnte. Sein durchnäßter und ſchwerer Mantel umhüllte mit einer unangenehmen warmen Feuchtigkeit ſeine Glieder und laſtete ſchwer auf dem ganz ermüdeten und vor Müdigkeit faſt erſchöpften Herrn Goljádkin. Ein Schüttelfroſt überlief ſeinen Körper mit ſpitzen ſcharfen Nadeln. Die Erſchöpfung preßte ihm kalten Schweiß auf die Stirn. Herr Goljádkin fühlte ſich ſo elend, daß er ſogar vergaß, wie bei ſonſtigen Gelegenheiten, mit der ihm eigenen Charakterfeſtigkeit ſeine Lieblingsphraſe zu wiederholen: daß ſich das alles ganz beſtimmt noch zum beſten wenden würde.

„Uebrigens, das hat alles noch nichts zu ſagen," behauptete unſer ſtarker und in ſeiner Tapferkeit unerſchütterlicher Held nur, indem er ſich vom Geſicht das kalte Waſſer wiſchte, das in Strömen vom Rande

ſeines runden Hutes tropfte, der, aufgeweicht und durchnäßt wie er war, das Waſſer nicht mehr aufnehmen konnte. Da unſer Held, wie geſagt, der Meinung war, daß das alles noch nichts zu ſagen hätte, ſo verſuchte er ſich wenigſtens auf den dicken Holzklotz zu ſetzen, der ſich auf dem Hofe von Olſſuph Iwanowitſch neben einem großen Holzſtoß befand.

Natürlich war von der ſpaniſchen Serenade nicht die Rede: viel eher mußte er an ſeinen, wenn auch nicht großen, ſo doch immerhin warmen, gemütlichen und verborgenen Winkel zurückdenken. Nebenbei geſagt, ſehnte er ſich jetzt geradezu nach dem Winkel auf dem Treppenflur der Wohnung von Olſſuph Iwanowitſch, in dem unſer Held, früher, zu Anfang unſerer Geſchichte, zwei Stunden lang hinter einem Schrank, zwiſchen alten Schirmen und allerlei Gerümpel, geſtanden hatte. Die Sache war nämlich die, daß Herr Goljádkin auch jetzt bereits zwei Stunden auf dem Hofe Olſſuph Iwanowitſchs ſtand. Doch mit dem verborgenen und gemütlichen Winkel waren diesmal Hinderniſſe verbunden, die es früher nicht gegeben hatte. Erſtens war der Schlupfwinkel wahrſcheinlich bemerkt und infolgedeſſen waren ſeit der Geſchichte auf dem Balle bei Olſſuph Iwanowitſch gewiſſe Maßregeln getroffen worden. Zweitens mußte er auf das verabredete Zeichen von Klara Olſſuphjewna warten, denn es war doch ſicher von einem ſolchen verabredeten Zeichen die Rede geweſen! So war es immer, ſagte er ſich, und „nicht mit uns wird es anfangen, und nicht mit uns wird es aufhören".

Herr Goljádkin erinnerte ſich übrigens eines Ro-

mans, den er ſchon vor langer Zeit geleſen hatte, in dem die Heldin unter denſelben Umſtänden ihrem Alfred ein Zeichen gab: mit einem roſa Band, das ſie ans Fenſter befeſtigte. Ein roſa Band aber, in der Nacht und beim Petersburger Klima, das ja durch ſeine Feuchtigkeit bekannt iſt, ging denn doch nicht an, nein: das war einfach unmöglich!

„Hier kann von Serenaden nicht die Rede ſein," dachte unſer Held, „beſſer iſt ſicher, ich verhalte mich ſtill! Und ſuche mir einen anderen Platz!" Und richtig, er ſuchte ſich einen Platz aus, gerade den Fenſtern gegenüber, bei ſeinem Holzſtoß. Natürlich gingen über den Hof verſchiedene Leute, Stalljungen und Kutſcher, die Wagen raſſelten, die Pferde wieherten uſw. Immerhin war der Platz ſehr bequem: ob man ihn nun bemerkte oder nicht bemerkte — jedenfalls hatte der Platz den Vorteil, daß die Sache im Schatten vor ſich ging und Herrn Goljádkin niemand ſehen konnte, er ſelbſt aber alles ſah.

Die Fenſter der Wohnung waren hell erleuchtet. Es ſchien wieder eine feierliche Geſellſchaft bei Olſſuph Iwanowitſch verſammelt zu ſein. Muſik war übrigens noch nicht zu vernehmen.

„Es wird wohl kein Ball ſtattfinden, ſondern nur ſo eine Geſellſchaft ſein," dachte Herr Goljádkin. „Ja, iſt es denn auch heute?" ging es ihm dann durch den Kopf, „habe ich mich nicht im Datum getäuſcht? Es kann ſein, alles kann ſein ... alles iſt möglich! Vielleicht war der Brief geſtern geſchrieben worden und hat mich nicht erreicht, weil Petruſchka ihn vergeſſen hatte. So ein Schurke! Oder er iſt zu morgen

bestimmt... so, daß ich... erst morgen alles hätte vorbereiten sollen, das heißt, mit dem Wagen hätte warten sollen..."

Hier überlief es unseren Helden eiskalt, er griff nach dem Briefe in der Tasche, um sich zu überzeugen. Doch zu seiner Verwunderung fand sich kein Brief in der Tasche.

„Wie kommt denn das?" flüsterte zu Tode erschrocken Herr Goljádkin: „Wo kann er sein? Sollte ich ihn verloren haben? Das fehlte noch!" stöhnte er auf. „Wenn er jetzt in schlechte Hände kommt? Ja, vielleicht ist es schon geschehen! Herrgott! Was kann sich daraus ergeben! Das wäre ja... Ach, du mein verfluchtes Schicksal!"

Herr Goljádkin zitterte wie ein Espenblatt bei dem Gedanken, daß vielleicht sein übelwollender Doppelgänger, als er ihm den Mantel über den Kopf geworfen, damit das Ziel verfolgt hatte, ihm den Brief zu entwenden, von dem er vielleicht bei den Feinden Herrn Goljádkins etwas erfahren hatte. „Da hätte er einen Beweis!" dachte Herr Goljádkin, „einen Beweis... und was für einen Beweis!..."

Nach dem ersten Anfall dieses kalten Entsetzens stieg Herrn Goljádkin das Blut heiß in den Kopf. Stöhnend und zähneknirschend faßte er nach seiner glühenden Stirn, setzte sich wieder auf den Holzklotz und fing an nachzudenken... Aber seine Gedanken hatten keinen Zusammenhang. Es tauchten verschiedene Gesichter auf und er erinnerte sich plötzlich bald undeutlich, bald wieder fest umrissen längst vergessener Vorgänge — Motive dummer Lieder, die ihm durch

den Kopf gingen ... Es war ein Elend, ein Elend, ein übernatürliches Elend! „Gott, mein Gott!“ dachte unſer Held, ſich mühſam faſſend, zugleich mit dem Verſuch, das dumpfe Schluchzen in der Bruſt zu unterdrücken, „gib mir Feſtigkeit in der unerſchöpflichen Tiefe meines Mißgeſchicks! Daß ich verloren bin, vollſtändig verloren — darüber beſteht kein Zweifel, das liegt in der Ordnung der Dinge, denn es kann ja doch nicht anders ſein! Erſtens habe ich meine Stellung verloren, ganz und gar verloren, wie ſollte ich auch nicht ... Zweitens — ... Oder ſollte es doch noch eine Möglichkeit geben? Mein Geld, nehmen wir an, reicht noch für die erſte Zeit: ich nehme mir irgendeine kleine Wohnung, einige Möbel ſind nötig. Petruſchka wird zwar nicht mehr bei mir ſein. Doch ich kann auch ohne den Schuft auskommen ... nun ſchön, ich kann ausgehen und zurückkommen, wann es mir paßt, und Petruſchka wird nichts mehr zu brummen haben, wenn ich ſpät nach Hauſe komme. Darum iſt es auch beſſer ohne ihn ... Nun, nehmen wir alſo an, daß das alles ſehr gut ginge. Nur handelt es ſich noch immer nicht darum, noch immer nicht darum! ...“

Dabei tauchte wieder das Bewußtſein der Lage in Herrn Goljádkin auf, in der er ſich unmittelbar befand. Er blickte um ſich. „Ach, du mein großer Gott! Herr, du mein Gott! Was rede ich denn jetzt davon?“ dachte er, und griff wieder ganz und gar verloren nach ſeinem brummenden Kopf.

„Belieben Sie nicht bald zu fahren, Herr?“ ertönte plötzlich eine Stimme neben ihm. Herr Goljádkin fuhr zuſammen, denn vor ihm ſtand ſein Kutſcher,

gleichfalls bis auf die Haut durchnäßt. Er war vom Warten ungeduldig geworden und wollte nach ſeinem Herrn hinter dem Holzſtoß ſehen.

„Ich, mein Lieber, tut nichts... Ich, mein Freund, komme bald, ſehr bald, ſehr bald — warte noch ein wenig ..."

Der Kutſcher ging fort und brummte etwas in den Bart.

„Was mag er da brummen?" dachte Herr Goljädkin unter Tränen, „ich habe ihn doch für den ganzen Abend genommen, ich bin durchaus in meinem Recht, ſo iſt es! Für den Abend habe ich ihn genommen, und damit iſt die Sache erledigt. Mag er da ſtehen, einerlei! Das hängt von meinem Willen ab. Willigt er ein, oder willigt er nicht ein. Und wenn ich hier hinter dem Holz ſtehe, ſo iſt das ganz gleich... — er hat hier nichts zu meinen: will der Herr hinter dem Holz ſtehen, ſo mag er es tun ... ſeiner Ehre wird das nicht ſchaden! So iſt's!

So iſt's meine Dame, wenn Sie es wiſſen wollen. Und in einer Hütte, meine Dame, das heißt, ſo und ſo, kann in unſerer Zeit niemand mehr leben. Und ohne gute Sitten geht es in unſerer erwerbstätigen Zeit auch nicht mehr, meine Dame, wofür Sie ſelbſt jetzt ein bedauernswertes Beiſpiel ſind ... Das heißt, Titularrat ſoll man ſein, und dabei am Ufer des Meeres in einer Hütte leben! Erſtens, meine Dame, braucht man an den Ufern des Meeres keine Titularräte und zweitens hätten wir da überhaupt nicht zum Titularrat aufrücken können. Nehmen wir an, ich ſollte beiſpielsweiſe eine Bittſchrift einreichen: das heißt, ſo

und ſo, möchte Titularrat werden ... begünſtigen Sie mich trotz meiner Feinde ... dann wird man Ihnen ſagen, meine Dame, daß es ... viele Titularräte gibt, und daß Sie hier nicht bei der Emigrantin ſind, wo Sie gute Sitten lernen ſollen, um als gutes Beiſpiel zu dienen. Sittſamkeit, meine Dame, bedeutet, zu Hauſe bleiben, den Vater ehren und nicht vor der Zeit an Freier denken. Die Freier, meine Dame, finden ſich ſchon mit der Zeit von ſelbſt — ſo iſt's! Freilich muß man verſchiedene Talente beſitzen wie: Klavierſpielen, Franzöſiſch ſprechen, in der Geſchichte, Geographie, Religion und Arithmetik bewandert ſein, — ſo iſt's! Mehr iſt auch nicht nötig. Und dazu dann die Küche. Jedenfalls ſollte jedes ſittſame Mädchen die Küche beherrſchen! Aber ſo? Erſtens wird man Sie, meine Schöne, meine verehrte Dame, nicht ſich ſelbſt überlaſſen, man wird Ihnen nachſetzen und wird Sie zwingen, in ein Kloſter zu gehen. Und was, meine Dame, was befehlen Sie denn, das ich tun ſoll? Befehlen Sie mir dann vielleicht, meine Dame, daß ich wie in dummen Romanen mich auf den nächſten Hügel ſetzen und in Tränen zerfließen ſoll, indem ich auf die kalten Mauern ſehe, die Sie umſchließen? Oder ſoll ich etwa der Vorſchrift einiger ſchlechter deutſcher Poeten und Romanſchriftſteller folgen und freiwillig ſterben? Wollen Sie das, meine Dame?

Erlauben Sie mir, Ihnen in aller Freundſchaft auszudrücken, daß die Dinge ſo nicht gehen, und daß man Sie und Ihre Eltern ordentlich ſtrafen müßte, weil ſie Ihnen franzöſiſche Bücher zum Leſen gegeben haben. Denn franzöſiſche Bücher lehren einen nichts

Gutes. Das ist Gift . . . reines Gift, meine Dame! Oder denken Sie etwa, erlauben Sie, daß ich Sie frage, denken Sie etwa, wir entfliehen ungestraft und . . . leben dann in einer Hütte am Meer! Fangen an, von Gefühlen zu reden, miteinander wie die Tauben zu girren und verbringen so unser Leben in Zufriedenheit und Glück! Und wenn dann ein Kleines kommt, dann werden wir . . . — dann sagen wir so und so, lieber Vater und Staatsrat Olssuph Iwanowitsch, ein Kleines ist da, also nehmen Sie bei der Gelegenheit Ihren Fluch zurück und segnen Sie uns!

Nein, meine Dame, das geht wieder nicht an und auf das Girren hoffen Sie nicht, denn von alledem wird's nichts geben. Heute ist der Mann der Herr, und eine gute wohlerzogene Frau muß ihm in allem gehorchen. Zärtlichkeiten liebt man in unserer erwerbstätigen Zeit nicht, die Zeiten Jean Jacques Rousseaus sind vorüber. Heutzutage kommt der Mann zum Beispiel hungrig aus dem Dienst, und ‚Herzchen', fragt er seine Frau, ‚hast du nicht etwas zu essen, einen Hering, ein Gläschen Schnaps?' Also müssen Sie, meine Dame, Schnaps und Hering bereit halten. Der Mann ißt mit Appetit, um Sie aber kümmert er sich gar nicht, er sagt nur: ‚Geh in die Küche, mein Kätzchen, und sieh nach dem Mittagessen.' Er küßt Sie vielleicht nur einmal in der Woche, und auch das tut er sehr gleichgültig! . . .

So ist unsere Art, meine Dame, ja, und auch das tun wir nur gleichgültig! . . . So ist es, wenn man sich's genau überlegt, wenn es darauf ankommt . . . Ja, und was soll ich dabei? Warum, meine Dame,

haben Sie denn gerade mich mit Ihren Launen bedacht? ‚Tugendhafter, für mich leidender und meinem Herzen teurer Mann' usw. Ich passe ja gar nicht zu Ihnen, meine Dame! Sie wissen ja selbst, daß ich im Komplimentemachen kein Meister bin und es nicht liebe, Damen gefühlvollen Unsinn vorzuschwatzen, meine Erscheinung ist auch nicht danach. Lügenhafte Prahlerei und Falschheit werden Sie bei mir nicht finden, das sage ich Ihnen jetzt in aller Aufrichtigkeit. Ich besitze einen offenen Charakter und einen gesunden Verstand: mit Intrigen gebe ich mich nicht ab. Das heißt: ich bin kein Intrigant und darauf bin ich stolz — so ist's! . . . Guten Menschen gegenüber trage ich keine Maske, und um Ihnen alles zu sagen . . ."

Plötzlich fuhr Herr Goljádkin zusammen. Das rote Gesicht seines Kutschers mit ganz durchnäßtem Bart blickte wieder nach ihm hinter den Holzstoß . . .

„Ich komme sofort, mein Freund! Ich komme sofort, mein Freund, weißt du. Ich komme sofort, sofort . . ." wiederholte Herr Goljádkin wie beschwörend mit zitternder und weinerlicher Stimme.

Der Kutscher kratzte sich hinter den Ohren, glättete seinen Bart, trat einen Schritt zurück, blieb wieder stehen und blickte mißtrauisch Herrn Goljádkin an.

„Ich komme sofort, mein Freund: Ich, siehst du . . . mein Freund . . . ich werde nur ein wenig, nur eine Sekunde noch — hier . . . Siehst du, mein Freund . . ."

„Wahrscheinlich werden Sie gar nicht fahren?" sagte endlich der Kutscher und trat entschlossen auf Herrn Goljádkin zu.

„Nein, mein Freund, ich werde ſofort fahren. Ich, ſiehſt du, mein Freund, warte nur . . .“

„Ja, Herr . . .“

„Ich, ſiehſt du, mein Freund . . . Aus welchem Dorfe biſt du, mein Lieber?“

„Wir ſind Leibeigene . . .“

„Iſt dein Herr gut? . . .“

„Ziemlich.“

„Ja, mein Lieber, ja. Danke der Vorſehung, mein Freund! Suche gute Menſchen! Gute Menſchen ſind jetzt ſelten geworden, mein Lieber. Er gibt dir Eſſen und Trinken, mein Lieber, alſo iſt er ein guter Menſch. Denn oft erlebſt du, mein Freund, daß auch bei Reichen die Tränen fließen . . . Du ſiehſt hier ein beklagenswertes Beiſpiel. So iſt's, mein Lieber . . .“

Dem Kutſcher ſchien Herr Goljádkin leid zu tun. „Nun, wie Sie wollen, ich werde warten. Wird es noch lange dauern?“

„Nein, mein Freund, nein. Ich werde, weißt du, nicht mehr lange warten, mein Lieber . . . Wie denkſt du darüber, mein Freund? Ich werde mich auf dich verlaſſen. Ich werde hier nicht länger mehr warten . . .“

„Dann werden Sie alſo fahren?“

„Nein, mein Lieber! Nein, ich danke dir . . . hier . . . wieviel haſt du zu bekommen, mein Lieber?“

„Was wir abgemacht, Herr: bezahlen Sie, bitte. Ich habe lange gewartet, Herr, Sie werden mich armen Menſchen nicht ſchädigen, Herr.“

„Nun, da, nimm, mein Lieber, da haſt du's!“ Dabei gab ihm Herr Goljádkin ſechs Rubel und beſchloß

ernſtlich, keine Zeit mehr zu verlieren, das heißt, einfach fortzugehen, um ſo mehr, da die Sache jetzt doch ſchon entſchieden und der Kutſcher entlaſſen war. Folglich brauchte er hier nicht mehr zu warten, er kletterte alſo hinter dem Holz hervor, ging zum Hoftor hinaus, wandte ſich nach links und begann, ohne ſich umzuſehen, keuchend und doch faſt freudig, davonzulaufen.

„Vielleicht wird ſich noch alles zum beſten wenden," dachte er, „und ich bin auf dieſe Weiſe dem Unglück entronnen."

Und wirklich wurde Herrn Goljádkin plötzlich ganz leicht ums Herz. „Ach, wenn doch alles wieder gut würde!" dachte unſer Held, glaubte aber ſelbſt kaum daran. „Ich werde von dort . . ." dachte er. „Nein, beſſer, von der Seite, das heißt, ſo . . ."

Während er ſich auf dieſe Weiſe mit Zweifeln quälte und den Schlüſſel zu ihrer Löſung ſuchte, war unſer Held bis zur Sſemjonoffbrücke gerannt und beſchloß hier, nachdem er ſich's reiflich überlegt hatte, — wieder umzukehren.

„So wird's beſſer ſein!" dachte er. „Ich komme von der anderen Seite, das heißt, ſo. Dann bin ich ein unbeteiligter Zuſchauer und die Sache hat ihr Ende. Ich bin alſo nur Zuſchauer, eine Nebenperſon, weiter nichts, und was da auch vorgehen mag — daran bin ich nicht ſchuldig! So iſt's! So wird es jetzt ſein!"

Nachdem er einmal beſchloſſen hatte, umzukehren, kehrte unſer Held auch wirklich wieder um — ſehr zufrieden darüber, daß er, dank ſeinem glücklichen Ein-

fall, jetzt nur eine ganz unbeteiligte Perſon vorſtellen würde. „So iſt es beſſer: ſo haſt du nichts zu verantworten, du ſiehſt nur zu — weiter nichts!“ Die Rechnung war richtig, und die Sache mochte damit ihr Ende haben!

Durch dieſen Gedanken beruhigt, begab er ſich wieder in den friedlichen Schatten des ihn beſchützenden Holzſtoßes und begann von neuem aufmerkſam nach den Fenſtern zu blicken.

Dieſes Mal hatte er nicht lange zu beobachten und zu warten. Es zeigte ſich plötzlich an allen Fenſtern eine lebhafte Bewegung, Geſtalten tauchten auf, die Vorhänge wurden geöffnet, eine ganze Gruppe von Leuten drängte ſich an die Fenſter Olſſuph Iwanowitſchs, alle ſahen auf den Hof hinaus und ſchienen etwas zu ſuchen. Geſchützt durch ſeinen Holzſtoß, begann auch unſer Held ſeinerſeits neugierig der allgemeinen Bewegung zu folgen, er wandte voll Teilnahme ſeinen Kopf nach links und nach rechts, ſoweit es ihm der Schatten ſeines Holzſtoßes, der ihn verbarg, erlaubte.

Plötzlich fuhr er zuſammen und hätte ſich beinahe vor Schreck hingeſetzt. Ihm ſchien es mit einem Male, und er war ſofort vollkommen davon überzeugt, daß man, wenn man jemanden ſuchte, niemand anderen ſuchen konnte, als ihn ſelbſt: als Herrn Goljádkin. Denn alle blickten nach ihm hin. Davonzulaufen war unmöglich: man hätte ihn geſehen . . . Der entſetzte Herr Goljádkin preßte ſich enger und enger, ſo nah als es möglich war, an das Holz und bemerkte dabei erſt jetzt, daß der Schatten des Stoßes ihn nicht mehr

ganz bedeckte. Wie gern wäre unſer Held nun in ein Mauſeloch gekrochen! und hätte dort ruhig und friedlich geſeſſen! wenn es nur gegangen wäre! Doch ging es nicht, entſchieden ging es nicht! In ſeiner Angſt ſprang er endlich auf und ſah entſchloſſen nach allen Fenſtern zugleich hin. Das war noch das Beſte! . . . Und plötzlich errötete er über und über. Alle hatten ſie ihn bemerkt, alle winkten ſie ihm mit den Händen und nickten mit den Köpfen, alle riefen ſie ihm zu. Die Fenſter wurden geöffnet, viele Stimmen hörte man rufen . . . „Ich wundere mich, warum man dieſe Mädchen nicht von Kindheit an durchgeprügelt hat," murmelte unſer Held vor ſich hin, ganz und gar verwirrt.

Plötzlich kam er (es iſt bekannt wer) die Treppe herunter gelaufen, im Uniformrock ohne Hut, kam atemlos auf ihn zugeſtürzt und heuchelte äußerſte Freude darüber, daß er endlich Herrn Goljádkin erblickt hatte.

„Jakoff Petrowitſch!" liſpelte der verworfene Menſch. „Jakoff Petrowitſch, Sie hier? Sie werden ſich erkälten. Hier iſt es kalt, Jakoff Petrowitſch. Kommen Sie doch hinein!"

„Nein, Jakoff Petrowitſch, es tut mir nichts, Jakoff Petrowitſch," murmelte unſer Held mit ſchüchterner Stimme.

„Aber das geht nicht! Das geht nicht! Jakoff Petrowitſch, man bittet Sie, gefälligſt einzutreten, man erwartet Sie. Erweiſen Sie uns doch die Ehre und kommen Sie, bitte, Jakoff Petrowitſch, kommen Sie!"

„Nein, Jakoff Petrowitſch, ich, ſehen Sie — es wäre beſſer . . . wenn ich nach Hauſe ginge. Jakoff Petro-

witſch . . .“ antwortete unſer Held, und verging zugleich vor Scham und vor Schreck.

„Nein, nein, nein!“ flüſterte der widerliche Menſch, „nein, nein, nein, für nichts in der Welt! Gehen wir!“ ſagte er entſchloſſen und zog Herrn Goljádkin den Aelteren mit ſich zur Treppe. Herr Goljádkin wollte durchaus nicht gehen, da aber alle nach ihm ſahen und ein Widerſtreben dumm geweſen wäre, ſo ging unſer Held — übrigens, man kann nicht ſagen, daß er ging, denn er wußte ſelbſt nicht, was mit ihm geſchah. Es war ja doch alles gleichgültig!

Noch bevor ſich unſer Held recht beſinnen und ſein Aeußeres etwas in Ordnung bringen konnte, befand er ſich ſchon im Saal. Er ſah bleich, zerſtört und verwirrt aus, ſeine trüben Augen irrten über die ganze Geſellſchaft — Entſetzen! Der Saal, alle Zimmer — alles, alles war überfüllt. Menſchen gab es in Unmengen, Damen, ein ganzer Blumengarten: ſie alle drängten ſich um Herrn Goljádkin, ſie alle ſtrebten auf ihn zu, ſie alle wollten Herrn Goljádkin auf ihre Schultern heben, wobei er das Gefühl hatte, er ſchwebe in einer beſtimmten Richtung. „Doch nicht etwa zur Tür,“ ging es Herrn Goljádkin durch den Kopf. Und wirklich, ſie trugen ihn, zwar nicht nach der Tür — wohl aber gerade zum Lehnſtuhl von Olſſuph Iwanowitſch.

Neben dem Lehnſtuhl an der anderen Seite ſtand Klara Olſſuphjewna, bleich, düſter und traurig, doch wunderſam geſchmückt. Beſonders fielen Herrn Goljádkin die kleinen weißen Blümchen auf, die in ihren ſchwarzen Haaren eine prachtvolle Wirkung übten. Auf der anderen Seite des Lehnſtuhls ſtand Wladimir

Sſemjonowitſch, im ſchwarzen Frack, mit ſeinen neuen Ordensbändern im Knopfloch.

Herrn Goljádkin führte man, wie geſagt, an der Hand gerade auf Olſſuph Iwanowitſch zu. Auf der einen Seite führte ihn Herr Goljádkin der Jüngere, der ſich ſehr anſtändig und ehrbar hielt, worüber Herr Goljádkin der Aeltere außer ſich vor Freude war — und auf der anderen Seite wurde er von Andrej Philippowitſch begleitet, der eine höchſt feierliche Miene zur Schau trug.

„Was ſoll das?“ dachte Herr Goljádkin. Als er aber bemerkte, daß man ihn zu Olſſuph Iwanowitſch brachte, wurde er plötzlich wie von einem Blitz erleuchtet. Der Gedanke an den entwendeten Brief tauchte in ſeinem Kopfe auf. In ſchrecklicher Angſt ſtand unſer Held vor dem Lehnſtuhl Olſſuph Iwanowitſchs.

„Was werden ſie jetzt mit mir tun?“ dachte er bei ſich. „Natürlich werden ſie mit Aufrichtigkeit, unerſchütterlicher Ehrbarkeit . . . das heißt . . . ſo und ſo, uſw.“

Doch was unſer Held befürchtet hatte, trat nicht ein. Olſſuph Iwanowitſch ſchien Herrn Goljádkin ſehr wohlwollend zu empfangen, und wenn er ihm auch nicht die Hand reichte, ſo wiegte er doch ſeinen ehrfurchteinflößenden Graukopf, feierlich und zugleich traurig, mit einem gütigen Ausdruck. So ſchien es wenigſtens Herrn Goljádkin. Ihm kam es ſogar vor, als ob Tränen im Blick Olſſuph Iwanowitſchs lägen: er ſchlug ſeine Augen auf und bemerkte, daß auch an den Wimpern Klara Olſſuphjewnas eine Träne blinkte — und mit den Augen Wladimir Sſemjonowitſchs

ſchien es ihm nicht anders zu ſein — ſogar die unerſchütterliche ruhige Würde Andrej Philippowitſchs war dem allgemeinen tränenreichen Mitgefühle verfallen, — auch der Jüngling, der dem alten Staatsrat Olſſuph Iwanowitſch ſo ähnlich ſah, weinte bereits bittere Tränen ... Oder ſchien das vielleicht alles Herrn Goljádkin nur ſo, da er ſelbſt deutlich fühlte, wie ihm die heißen Tränen über die kalten Backen rannen ...

Die Stimme voll Tränen, verſöhnt mit den Menſchen und ſeinem Schickſal und im Augenblick voll Liebe, nicht nur zu Olſſuph Iwanowitſch, ſondern zu allen Gäſten, ſogar zu ſeinem gefährlichen Doppelgänger, der durchaus nicht mehr böſe, der gar nicht mehr der Doppelgänger zu ſein ſchien, ſondern ein ganz gleichgültiger und liebenswürdiger Menſch, — alſo wandte ſich unſer Held an Olſſuph Iwanowitſch. Aber er vermochte nicht auszudrücken, was ſeine Seele erfüllte, in der ſich ſo viel angeſammelt hatte, er konnte nichts ſagen, nicht das geringſte, und nur mit einer beredten Handbewegung wies er ſchweigend auf ſein Herz ...

Schließlich führte Andrej Philippowitſch — wohl um das Gefühl des Greiſes zu ſchonen — Herrn Goljádkin ein wenig zur Seite. Leiſe lächelnd und irgend etwas vor ſich hinmurmelnd, vielleicht auch verwundert, doch jedenfalls ganz verſöhnt mit ſeinem Schickſal und den Menſchen, begann unſer Held die dichte Maſſe der Gäſte zu durchſchneiden. Alle gaben ihm den Weg frei, alle ſahen ihn mit ſo ſonderbarer Neugierde und mit unerklärlicher, rätſelhafter Teilnahme an. Unſer Held ging ins zweite Zimmer: überall die gleiche Aufmerkſamkeit. Er hörte undeutlich, wie

alle ihm folgten, wie ſie jeden ſeiner Schritte beobachteten, wie ſie ſich heimlich gegenſeitig anſtießen und über etwas ſehr Merkwürdiges ſprachen, urteilten, flüſterten und die Köpfe wiegten. Herr Goljádkin hätte furchtbar gern erfahren, wovon ſie ſprachen!

Als er ſich umblickte, bemerkte unſer Held neben ſich Herrn Goljádkin den Jüngeren. Er fühlte die Notwendigkeit, ſeine Hand zu ergreifen und ihn beiſeite zu führen. Herr Goljádkin bat darauf „Jakoff Petrowitſch" inſtändigſt, ihn bei allen ſeinen Unternehmungen behilflich zu ſein und ihn im kritiſchen Augenblick nicht zu verlaſſen. Herr Goljádkin der Jüngere nickte eifrig mit dem Kopf und drückte kräftig die Hand Herrn Goljádkins des Aelteren. Vor überſtrömenden Gefühlen zitterte das Herz in der Bruſt unſeres Helden. Er glaubte zu erſticken, er fühlte, wie ihn irgend etwas mehr und mehr beengte, wie alle die Blicke, die auf ihn gerichtet waren, ihn verfolgten und zu Boden drückten . . . Herr Goljádkin ſah im Vorübergehen auch jenen Rat, der auf ſeinem Kopfe eine Perücke trug. Der Herr Rat ſah ihn mit ſtrengem, fragendem Blick an, der durch die allgemeine Teilnahme keineswegs gemildert wurde . . . Unſer Held beſchloß, gerade auf ihn zuzugehen, er wollte ihm zulächeln, ſich ihm erklären, doch gelang ihm ſeine Abſicht nicht. In dem Augenblick, als er es tun wollte, verlor Herr Goljádkin vollſtändig ſein Gedächtnis . . . Als er wieder zu ſich kam, bemerkte er, daß er ſich, in einem weiten Kreiſe von Gäſten, um ſich ſelber drehte. Plötzlich rief man aus dem anderen Zimmer nach Herrn Goljádkin. Der Ruf verbreitete ſich

über die ganze Menge. Alles regte ſich auf, alles geriet in Bewegung, alles ſtürzte zur Tür des erſten Saales. Unſer Held wurde beinahe auf den Händen hinausgetragen, wobei der Herr Rat mit der Perücke Seite an Seite mit ihm zu ſtehen kam. Endlich ergriff er ſeine Hand und ſetzte ſich dem Lehnſtuhl Olſſuph Iwanowitſchs gegenüber, übrigens, in einer ziemlich weiten Entfernung von ihm. Alle, die im Zimmer waren, ſetzten ſich in einem großen Kreiſe um Olſſuph Iwanowitſch und Herrn Goljádkin. Alles wurde ſtill und ruhig, alle beobachteten ein feierliches Schweigen, alle richteten ihre Blicke auf Olſſuph Iwanowitſch und ſchienen etwas Beſonderes zu erwarten. Herr Goljádkin bemerkte, wie ſich neben dem Lehnſtuhl von Olſſuph Iwanowitſch, gerade gegenüber dem Herrn Rat, der andere Herr Goljádkin und Andrej Philippowitſch aufſtellten. Das Schweigen dauerte an: man erwartete alſo wirklich etwas. „Genau ſo, wie wenn in irgendeiner Familie jemand im Begriff iſt, eine lange Reiſe anzutreten. Man müßte nur noch aufſtehen und ein Gebet ſprechen," dachte unſer Held. Plötzlich entſtand eine ungewöhnliche Bewegung und unterbrach Herrn Goljádkins Gedankengang. Endlich ſchien das Langerwartete einzutreten.

„Er kommt, er kommt!" ging es durch die Menge.

„Wer kommt?" ging es Herrn Goljádkin durch den Kopf und er zuckte vor einem ſonderbaren Gefühl zuſammen.

„Es iſt Zeit!" ſagte der Rat und ſah bedeutungsvoll Andrej Philippowitſch an. Dieſer ſah darauf Ol-

ſſuph Iwanowitſch an. Feierlich nickte Olſſuph Iwanowitſch mit ſeinem Kopfe.

„Erheben wir uns," wandte ſich der Rat an Herrn Goljádkin. Alle erhoben ſich. Dann ergriff der Rat die Hand des Herrn Goljádkin des Aelteren und Andrej Philippowitſch die Hand Herrn Goljádkins des Jüngeren und führten ſie beide feierlich mitten durch die ſie umgebende Menge. Unſer Held ſah verwundert um ſich, doch man wies ihn ſofort auf Herrn Goljádkin den Jüngeren, der ihm bereits die Hand entgegenſtreckte.

„Man will uns wohl verſöhnen," dachte unſer Held, ſtreckte ihm gleichfalls freundſchaftlich ſeine Hände entgegen, und reichte ihm ſogar ſeine Backe zum Kuſſe. Dasſelbe tat auch der andere Herr Goljádkin ... Da ſchien es aber Herrn Goljádkin dem Aelteren, daß ſein treuloſer Freund ein wenig lächelte: ganz ſo, als lächelte er ſchelmiſch die ſie umgebende Menge an und als tauchte etwas Böſes in dem unedlen Geſicht Herrn Goljádkins des Jüngeren auf — die Grimaſſe des Judaskuſſes ...

Im Kopfe Herrn Goljádkins dröhnte es und vor ſeinen Augen wurde es dunkel: ihm ſchien eine endloſe Reihe Goljádkinſcher Ebenbilder mit großem Geräuſch durch die Tür ins Zimmer zu ſtrömen — doch es war ſchon zu ſpät! Der Judaskuß war ſchon gegeben worden, und ...

Da geſchah etwas ganz Unerwartetes ... Die Türen des Saales wurden aufgeriſſen und auf der Schwelle erſchien ein Menſch, bei deſſen Anblick Herr Goljádkin zu Eis erſtarrte. Seine Füße klebten am

Boden. Ein Schrei erstarb auf den Lippen. Uebrigens hatte Herr Goljádkin schon früher alles gewußt und Aehnliches geahnt... Der Unbekannte näherte sich selbstbewußt und feierlich Herrn Goljádkin. Herr Goljádkin erkannte seine Gestalt nur zu gut. Er hatte ihn gesehen, nur zu oft gesehen, kürzlich noch gesehen... Der Unbekannte war ein hochgewachsener Mensch in schwarzem Frack mit einem hohen Orden am Halse und trug einen schwarzen Backenbart. Es fehlte ihm nur noch die Zigarre im Munde, um die Aehnlichkeit voll zu machen. Der Blick des Unbekannten ließ, wie gesagt, Herrn Goljádkin vor Schreck erstarren. Mit wichtiger und feierlicher Miene ging der schreckliche Mensch auf unseren bedauernswerten Helden zu . . . Unser Held reichte ihm die Hand. Der Unbekannte ergriff sie und zog ihn an sich. Mit verlorenem Ausdruck blickte unser Held um sich.

„Das ist... das ist Krestjan Iwanowitsch Rutenspitz, Doktor der Medizin und Chirurgie, Ihr alter Bekannter, Jakoff Petrowitsch!" lispelte irgendeine widerliche Stimme Herrn Goljádkin ins Ohr. Er blickte sich um: er war es wieder, der abscheuliche, der in der Seele verderbte Doppelgänger Herrn Goljádkins. Eine boshafte Freude glänzte auf seinem Gesicht, triumphierend rieb er sich die Hände, triumphierend wandte er seinen Kopf ringsum, triumphierend trippelte er zu allen und jedem, und es schien beinahe, als wollte er vor Entzücken anfangen zu tanzen. Schließlich sprang er vor, entriß einem Diener das Licht, um Herrn Goljádkin und Krestjan Iwanowitsch zu leuchten. Herr Goljádkin hörte deutlich, wie alle,

die im Saale waren, ihm folgten, ſich ihm nachdrängten, ſich gegenſeitig ſtießen und einſtimmig Herrn Goljádkin nachriefen: „Das hätte nichts zu ſagen! er, Jakoff Petrowitſch, brauche ſich nicht zu fürchten, da Kreſtjan Iwanowitſch Rutenſpitz doch ſein alter Bekannter ſei! . . .“

Endlich traten ſie auf die große hellerleuchtete Treppe hinaus. Auch hier war eine Menge Volk verſammelt. Geräuſchvoll wurde die Tür aufgeriſſen und Herr Goljádkin befand ſich auf der Vortreppe mit Kreſtjan Iwanowitſch. Vor ihr ſtand eine Equipage, beſpannt mit vier Pferden, die vor Ungeduld ſchnauften. Der ſchadenfrohe Herr Goljádkin der Jüngere lief die drei Stufen hinab und öffnete ſelbſt den Wagen. Kreſtjan Iwanowitſch forderte mit einer Handbewegung Herrn Goljádkin auf, Platz zu nehmen.

Starr vor Schrecken blickte Herr Goljádkin zurück: die ganze hellerleuchtete Treppe war von Menſchen beſetzt: neugierige Augen blickten ihn von allen Seiten an. Selbſt Olſſuph Iwanowitſch ſaß auf dem oberſten Treppenabſatz, ſaß ruhig in ſeinem Seſſel und betrachtete voll Anteil und Aufmerkſamkeit alles, was vorging. Alle warteten. Ein Gemurmel der Ungeduld lief durch die Menge, als Herr Goljádkin zurückblickte.

„Ich hoffe, daß hier nichts Tadelnswertes . . . nichts, was Veranlaſſung zur Strenge geben, nichts, was ſich auf meine dienſtlichen Verhältniſſe beziehen könnte —?“ brachte unſer Held verwirrt hervor. Gemurmel und Geräuſch erhob ſich rings, alle ſchüttelten

verneinend den Kopf. Tränen ſtürzten Herrn Goljádkin aus den Augen.

„In dem Fall — bin ich bereit ... ich vertraue mich vollkommen ... ich lege mein Geſchick in die Hände Kreſtjan Iwanowitſchs ...“

Kaum hatte Herr Goljádkin das geſagt, daß er ſein Geſchick in die Hände Kreſtjan Iwanowitſchs lege, als ein fürchterlicher, ein ohrenbetäubender Freudenſchrei dem ihn umringenden Kreiſe entfuhr und unheilverkündend aus der ganzen wartenden Menge widerhallte. Da faßten Kreſtjan Iwanowitſch und Andrej Philippowitſch, jeder von einer Seite, Herrn Goljádkin unter den Arm und ſetzten ihn in den Wagen, der Doppelgänger aber half, nach ſeiner verräteriſchen Angewohnheit, noch von hinterrücks. Der arme Herr Goljádkin warf zum letzten Male einen Blick auf alle und alles und ſtieg, zitternd wie ein Katzenjunges, das man mit kaltem Waſſer begoſſen hat — wenn der Vergleich erlaubt iſt — mit Hilfe der anderen in die Equipage. Sogleich nach ihm ſtieg auch Kreſtjan Iwanowitſch ein. Der Wagenſchlag wurde zugeklappt. Ein Peitſchenknall — und die Pferde zogen an ... alles lief in Scharen zu beiden Seiten mit ... alles geleitete Herrn Goljádkin. Gellende, ganz unbändige Schreie ſeiner Feinde folgten ihm als Abſchiedsgrüße auf den Weg. Eine Zeitlang hielten noch mehrere Geſtalten mit dem Gefährt gleichen Schritt und ſahen in den Wagen hinein. Allmählich jedoch wurden ihrer immer weniger, bis ſie ſchließlich verſchwanden und nur noch der ſchamloſe Doppelgänger Herrn Goljádkins übrig blieb. Die Hände in den Ta-

ſchen ſeiner grünen Uniformbeinkleider, ſo lief er mit zufriedenem Geſicht bald links, bald rechts neben dem Wagen einher: hin und wieder legte er die Hand auf den Wagenſchlag, ſteckte den Kopf faſt durch das Fenſter und warf Herrn Goljádkin zum Abſchied Kußhände zu. Doch auch er wurde ſchließlich des Laufens müde und tauchte immer ſeltener auf — bis er endlich verſchwand und fortblieb ...

Dumpf fühlte Herr Goljádkin ſein Herz klopfen. Das Blut pochte heiß in ſeinem Kopf. Er empfand eine beklemmende Schwüle und glaubte, erſticken zu müſſen. Er wollte die Kleider aufreißen und ſeine Bruſt entblößen, um ſie mit Schnee zu kühlen. Dann kam endlich, wie ein großes Vergeſſen, Bewußtloſigkeit über ihn ...

Als er wieder zu ſich kam, ſah er, daß der Wagen auf einem ihm unbekannten Wege fuhr. Links und rechts zogen ſich dunkle Wälder hin. Es war öde und leer. Plötzlich erſtarrte er vor Schreck: zwei flammende Augen ſahen ihn aus dem Dunkel an und in dieſen zwei Augen funkelte teufliſche Freude.

„Das iſt gar nicht Kreſtjan Iwanowitſch. Wer iſt das? Oder iſt er es doch? Ja! Das iſt Kreſtjan Iwanowitſch! Nur iſt es nicht der frühere, ſondern ein anderer Kreſtjan Iwanowitſch! Ein entſetzlicher Kreſtjan Iwanowitſch iſt es! ..."

„Kreſtjan Iwanowitſch, ich ... ich bin, glaube ich, ein Menſch für mich ... und ein Nichts — Kreſtjan Iwanowitſch, ein Nichts von einem Menſchen," begann unſer Held zaghaft und zitternd, wohl, um durch

ſeine Unterwürfigkeit und Demut den entſetzlichen Kreſtjan Iwanowitſch zum Mitleid zu bewegen.

„Sie bekommen von der Krone freie Wohnung, Beheizung, Beleuchtung, Bedienung, was wollen Sie denn noch?“ ertönte wie ein Todesurteil ſtreng und furchtbar die Antwort Kreſtjan Iwanowitſchs.

Unſer Held ſtieß einen Schrei aus und griff ſich an den Kopf. Das war es: und das hatte er ſchon lange geahnt!

JUN 9 1921

Inhalt

Vorwort V
Arme Leute 1
Der Doppelgänger 237

Buchdruckerei Otto Nagel, G. m. b. H., Leipzig.